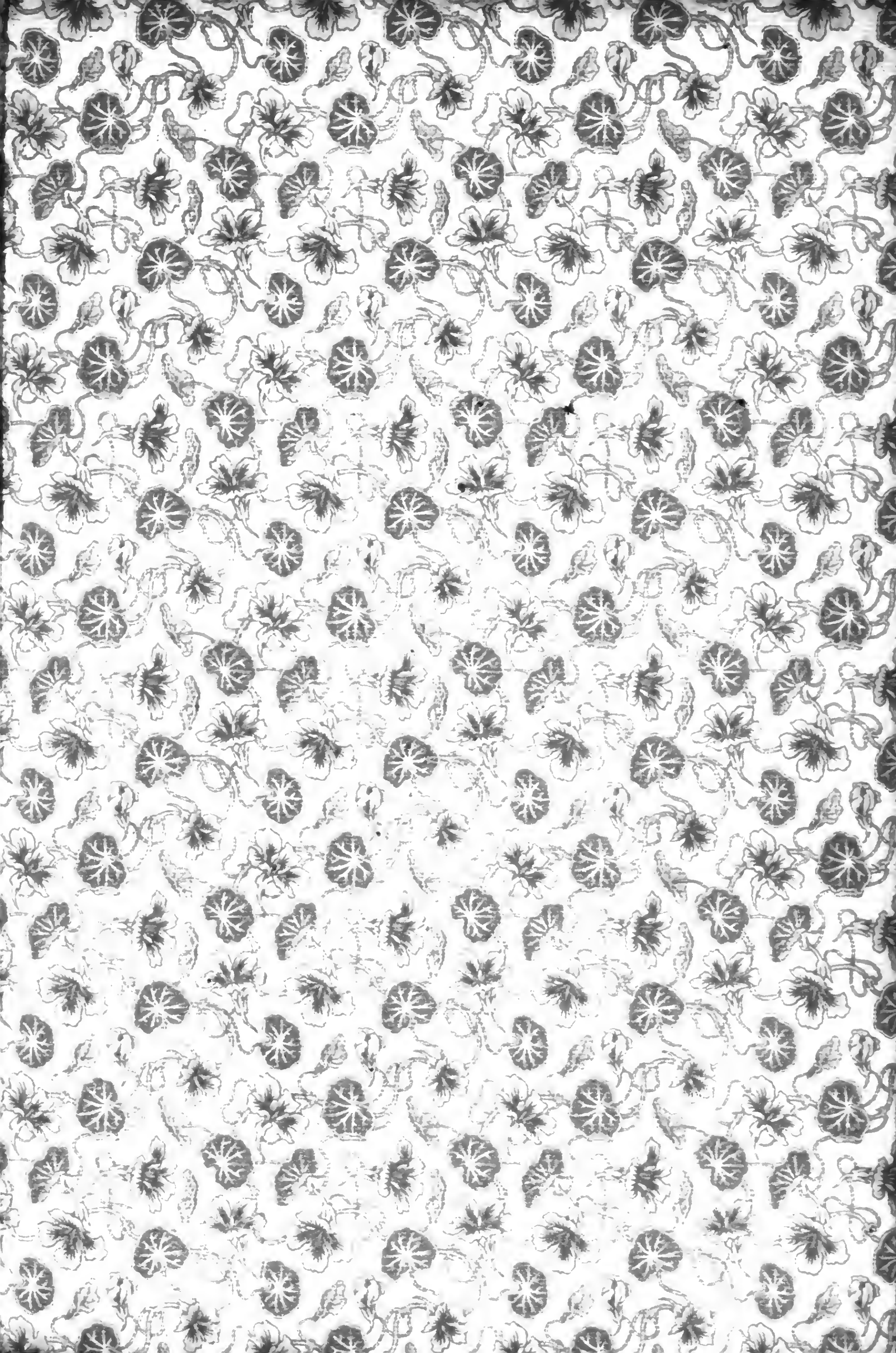




Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen.	Geheftet	M. 3.—
—„— Vom heißen Stein. Roman.	„	M. 3.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	„	M. 3.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. Roman. 2. Aufl.	„	M. 5.—
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! Roman. 2. Auflage.	„	M. 4.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen. 4. Auflage.	„	M. 4.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdruck.)	„	M. 4.—
Saitschick, Robert, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch.	„	M. 2.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod. Hist. Roman.	„	M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen. Gesamtausgabe.	„	M. 4.—
Stegemann, Hermann, Stille Wasser. Roman.	„	M. 3.—
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. Roman. 5. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 2. Auflage.	„	M. 2.50.
—„— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Die letzte Wahl. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Montblanc. Roman. 5. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Die ewige Burg. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Die thörichte Jungfrau. Roman. 5. Auflage.	„	M. 3.50.
Sudermann, Herm., Frau Sorge. Roman. 57. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 22. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Der Katzensteg. Roman 44. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 26. Auflage.	„	M. 2.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 23. Auflage.	„	M. 2.—
—„— Es war. Roman. 30. Auflage.	„	M. 5.—
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten.	„	M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Auflage.	„	M. 3.—
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent.	„	M. 2.—
Widmann, J. V., Touristennovellen.	„	M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Fridolins heimliche Ehe. 3. Aufl.	„	M. 2.50.
—„— Meister Amor. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Hermann Ifinger. Roman. 5. Auflage.	„	M. 4.—
—„— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Die Osterinsel. Roman. 3. Auflage.	„	M. 4.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 5. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Der Sänger. Roman. 4. Auflage.	„	M. 4.—
—„— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Franz. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Das lebende Bild und andere Geschichten.	„	M. 3.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 11. Aufl.	„	M. 4.—
Worms, Carl, Du bist mein. Zeitroman.	„	M. 4.—
—„— Thoms friert. Roman.	„	M. 4.—



Das lebende Bild

und andere Geschichten

Von

Adolf Wilbrandt



Stuttgart 1901
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Franz und Lolo von Lenbach

in alter Freundschaft

zugeeignet

Inhalt



Das lebende Bild

I.

Herr von Hochfeld und sein Inspektor waren den halben Nachmittag über Feld gegangen, die fast beendete Ernte und alte und neue Pläne besprechend. Sie trennten sich bei der großen Eiche, die nicht weit vom Hof am Weg stand; der Inspektor ging seiner Wohnung zu, Hochfeld sah ihm nach. Er lächelte ein wenig über den ehrenfesten, harten, plebejischen Gang seines Gutsverwalters; in dem Lächeln lag aber Achtung und Anerkennung, und sogar eine Spur von Neid. Wie vergnügt der Mann nun nach Hause geht, dachte er. Nachdem er als guter deutscher Biedermann hier draußen seine Schuldigkeit gethan hat, thut er sie nun auch in seinen vier Wänden und liebt seine Familie. Er weiß vielleicht selber nicht, ob er das mehr aus Vergnügen thut oder aus Pflicht! — — Ach, das ist ja alles eins ...

Hochfeld seufzte leise. Er hat eine Familie, dachte er weiter; das ist doch die Hauptsache. Nun findet er seine nette Frau, die noch immer ein bißchen hübsch und auch noch immer ein bißchen kokett, aber doch eigentlich ein sehr guter Kerl ist; und findet seinen großen Jungen, der wohl auch einmal Inspektor wird,

und sein fideles Lieschen — das so gern nach Loschwitz und Blasewitz geht und für Schiller schwärmt. Das sogenannte häusliche Glück. Na ja. Es ist nicht sehr feurig bei ihnen; aber es ist doch. Es ist doch ...

Er zog die Brauen nieder — eine Bewegung, die sein allzu ernst gewordenes Gesicht jetzt so oft entstellte — und ging langsam über den Gutshof seinem Herrenhaus zu. Das Haus mit dem stattlichen gotischen Mittelgiebel, unter dem eine Welt von Grün emporrankte, und den zierlichen Seitengiebeln war wohl hübsch genug; aber zu einsam war's. Er trat ein und durchschritt die Zimmer; durch irgend einen unbewußten Trieb geführt, kam er auch in die Wohn- und Schlafzimmer seiner Frau und seiner Tochter, die nebeneinander lagen; alle einst mit Liebe und mit wählerischem Geschmack von ihm eingerichtet; nun war niemand drin. Das stimmungsvolle Boudoir Clotildens, der Frau, die allerliebste kleine Kajüte Luisens — damals für einen werdenden Backfisch gedacht; jetzt war der Backfisch zur sechzehnjährigen Jungfrau geworden, der Schule und Pension entschlüpft. Aber wo war sie denn? Im Vaterhaus, wie sich's gehörte? Nein, da drüben in Dresden, in der Villa Viola, bei diesen Saus- und Brausmenschen; mit der Mutter, die nun auch zu dem Volk gehörte ... Ein förmlich bitterer, galliger Geschmack trat ihm auf die Zunge; es war das nichts Seltenes mehr. Ein feindselig verächtliches Gefühl verzog sein Gesicht. Ihm war sogar, als verblasse die Liebe zu seinem

Kind, das er einst übertrieben vergöttert, in das er wie in einen goldenen Kelch hineingesehen hatte. Weil sie in dieser Villa Viola war, statt bei ihm, schien sie auch fremder, unholder, unerfreulicher zu werden. Er mochte ihre „Kajüte" nicht mehr anschauen; so wenig wie das Boudoir Clotildens, die ihm so allmählich davongeflattert, ihm fast wie ein Traum war. Ja, ja, ich träume nur noch, dachte er mit einem finsteren Lächeln. Ich träume mein Leben nur noch ... Er ging über den Korridor in sein Arbeitszimmer.

„Du hier?" fragte er, da er seinen Neffen Hans am Schreibtisch stehn sah. Hans von Hochfeld, ebenso lang aufgeschossen und mager wie der Oheim, aber auch ebenso kräftig gebaut, mit dem noch etwas kindlich runden Gesicht eines guten Jungen, stand wie wartend da, Hut und Reitpeitsche in der Hand, in seinem feinsten Sommeranzug. Er machte eine militärische Verbeugung; er hatte sein Dienstjahr hinter sich.

„Hab' eben ein Telegramm gebracht," antwortete er und deutete auf den Tisch. „Der Bote kam damit vor fünf Minuten. Ich dachte wohl, du kämst jetzt bald; denn ich sah den Inspektor, mit dem du fortgegangen warst, in seine Wohnung gehn."

Merkwürdig gescheit! dachte Hochfeld; er hatte sonst von den Geistesgaben seines Neffen und „Volontärs" eine geringe Meinung. Mit der trägen, erwartungslosen Gebärde eines vereinsamten Menschen, dem das äußere Leben wenig bringt, nahm er das Telegramm vom Tisch und öffnete es. Aus Dresden! sah er; und von seiner Frau. „Bestimme, ob Luise

hinauskommen soll, und wann, und wie lange. Sie grüßt ihren Vater zärtlich. Clotilde."

Seine Brauen zogen sich wieder zusammen; ja, das ist ganz ihr Stil! fuhr ihm durch den Kopf. Ich soll immer bestimmen, entscheiden, erzwingen; wo sich eigentlich alles von selbst versteht, oder durch guten Willen sich von selbst ergäbe, da soll ich den Herrn spielen. Warum denn? Damit sie sich dann als Märtyrerin fühlen kann? Oder weil sie weiß, wie sehr ich dies Erzwingen hasse, und sich darauf verläßt: es wird nichts geschehn, alles bleibt wie es ist, ich kann weiter thun und lassen, was ich will?

Ist denn das noch eine Ehe? dachte er und schloß die Augen. Jetzt fiel ihm aber ein, daß er nicht allein war; er hatte wohl auch eine Bewegung, ein Geräusch gehört. Indem er die Depesche auf den Schreibtisch legte, sah er über den Neffen hin. „Du hast dich ja so fein gemacht. Willst du noch nach Dresden?"

Hans nickte vergnügt. „Ich hab' ein paar Besorgungen in der Stadt; bei der Gelegenheit möcht' ich bei den Tanten vorsprechen, — natürlich wenn du's erlaubst. Nun ist ja auch Cousine Luise da. Muß sie doch begrüßen."

„Natürlich."

„Und dann überhaupt — in der Villa Viola soll es jetzt sehr lustig sein. Interessanter Besuch aus Berlin; dazu die fidelste Dresdener Gesellschaft. Immer was los!"

Hochfeld blickte den jungen Nachwuchs mit etwas spöttischem Lächeln an. „Dir blitzt ja die Lebenslust

förmlich aus den Augen," sagte er dann, durchs Zimmer gehend. „O ja, da ist ‚immer was los‘. Das richtige moderne Deutschland; seit wir ein reiches Volk werden, mehrt sich auch der Uebermut. Immer Geld ausgeben, immer uns amüsieren, uns amüsieren — und Sozialdemokraten züchten! Das verstehn sie in der Villa Viola. Die Villa Viola immer mit voran!"

Hans verzog aus Respekt keine Miene; auf seinem offenherzigen Gesicht stand aber doch leserlich genug geschrieben: du kannst lange reden, eh mir was gefällt! — Nein, dachte er und wunderte sich: wie dieser Onkel Julius sich verändert hat. Vor zwei, drei Jahren, wie famos konnt' er lachen; ein ganz entschieden fideles Haus. Und jetzt — entweder sinnt er vor sich hin und spricht lang' kein Wort — oder es kommt alles so gallig heraus. Der lebt eben viel zu einsam. Der sollt' in die Welt!

Onkel Julius war an die große Glasthür getreten, die in den Garten führte; er kam wieder zurück. „Früher," murmelte er, „da war's anders! — In Dresden, mein' ich. Aus meiner Knabenzeit erinner' ich mich: neben der Villa Viola stand eine andre, auch sehr schöne, da wurden auch wir Jungens manchmal eingeladen, spielten im Garten, an der Elbe, oder in den Zimmern. Manchmal wohl an hundert Menschen beisammen; vortreffliche, reichliche Bewirtung, große Fröhlichkeit; aber gar kein Prunk. Vornehm und urgemütlich! Am frühen Nachmittag fing's an; punkt zehn Uhr war's aus.

Dann erschien der Hausherr, der alte Großvater, den man bis dahin gar nicht gesehen hatte; der kleine Mann mit dem großen, klugen, sonderbaren Kopf ging durch alle Zimmer, grüßte alle Leute — so mit der Hand, ich seh' es noch — und verschwand dann wieder, Gott weiß wo. Das war das Zeichen zum Aufbruch: alle Mann hinaus!"

Hans stieß ein kleines Lachen hervor. „Das ist komisch, Onkel!"

„Meinetwegen war's komisch. Aber wenn man nun an die Hausthür kam, so hielten da so viele Wagen, alle vom alten Großvater gestellt, daß jeder nach Hause fahren konnte; kein Mensch brauchte zu Fuß zu gehn. Das war gar nicht übel, Hans! Hat mir sehr gefallen. Eine gute, drollige Gastfreiheit; — sonst aber keine Spur von Prunk. Dagegen jetzt bei unsern Morlands, in der Villa Viola — na, und überhaupt. Ein Taumel von Genießen! Die Jagd nach dem Geld, und dann die Parforcejagd nach dem Vergnügen. — Ich bin froh, daß ich draußen bin. Zwei Meilen weit davon — ich kann auch zweitausend sagen. Mit meiner Landwirtschaft, meinen Blumen, meinen Büchern ... Ich bin froh! Ich bin froh!"

Er ging mit aufgeregten, unruhigen Schritten durch das große Zimmer hin.

Hans sah ihm mit den rundlichen Augen nach. Ach, du bist ja gar nicht so froh, sagte er inwendig, ohne sich zu rühren. Du thust ja doch nur so, Onkel Julius. — Villa Viola hoch! Das ist meine Mei-

nung. — Er wird alt, der Onkel. — Und sonst so ein Prachtmensch. — Will machen, daß ich fortkomm'!

„Hast du was in der Stadt zu bestellen?" fragte er, als Hochfeld mit gesenktem Kopf wieder näher trat.

„Zu bestellen? Nein. — Allerdings, wegen dieses Telegramms da kannst du der Tante Clotilde sagen — — ja, was denn? — Es wird sich finden, sag ihr nur; ich weiß es noch nicht. Vielleicht — vielleicht fahr' ich heut noch selber hinein, auf 'ne halbe Stunde, um das Kind zu 'sehn. Das Weitere wird sich finden, wird sich finden ..."

„Sehr wohl, Onkel Julius."

„Du willst natürlich reiten?"

„Ja."

„Nimm nur 'nen Mantel mit. Es wird vielleicht am Abend plötzlich kalt."

Hans lächelte. „Ein so abgehärtetes Menschenkind wie ich! — Wir haben ja noch August."

„Kaum noch; beinah schon September. Und du kennst doch unser Klima, Junge: heiße Tage, kühle Abende. — Dein dünnes Röckchen."

„Aber darunter ein warmes Herz!" erwiderte Hans mit einem seiner „schuldlosen Scherze", wie sie der kritische Onkel nannte. „Und zwar ein Soldatenherz. — Also auf Wiedersehn!"

Nein, was der sorgenvoll wird! dachte er und ging aus der Thür.

Julius zuckte die Achseln. Er sah durch die Glasthür auf den Himmel hinaus; wolkenlose Bläue lag

über den hohen, besonnten Wipfeln und Kronen des Gartens. Es war noch ein richtiger Sommertag ... Plötzlich überlief ihn doch ein Frösteln; warum? woher? Es mußte wohl aus der Seele kommen. Ihm war auf einmal alles leer und tot; die besonnte Welt, dieses schattige Zimmer, die Jagdtrophäen an der Wand, die Bilder, die Bücher, die hohen Yuccas, die mächtigen Philodendren, die Statuen dazwischen. Ein Ekel an allem legte sich wie ein glattes, häßliches Ungeheuer um ihn her, umgeiferte, umschnürte ihn, schüttelte ihn dann. Es war, wie wenn nichts mehr lebte, als das dumme Blatt da auf dem Tisch, das kalte, nichtssagende Telegramm. „Bestimme, ob Luise hinauskommen soll. — Sie grüßt ihren Vater zärtlich. Clotilde." Warum grüßt sie ihren Vater von der Villa Viola aus? Weiß sie auch schon nicht mehr, wohin sie gehört? Hat sich dieses junge Ding schon hineingefunden, daß Vater und Mutter ihre gesonderten Wege gehn? Und hält sie zu ihrem Geschlecht? Thut sie, was die Mutter will? Ist sie doch mehr der Mutter Kind?

Und er hatte doch oft im stillen, mit heimlicher Freude gedacht: sie ist mehr mein Blut ...

Ein wilder Entschluß, den er in sich kommen und wachsen sah, stand ihm auf einmal fest in der Brust. „Nein!" sagte er laut gegen den Tisch, gegen das Telegramm hinunter, „so halt' ich's nicht aus! Diese Halbheit — das ist der Tod. Dabei vergeht einem ja die Menschenwürde. Ein Ende machen! so oder so!"

Er sah den alten Mahnke, seinen zweiten Diener,

durch den Garten gehn; Friedrich, den besseren, hatte er in seiner ritterlichen Art bei Clotilden gelassen. Er trat in die Gartenthür. „Mahnke!" rief er. Der Alte kam heran.

„Lassen Sie anspannen; den Zweisitzer. Legen Sie meinen Mantel hinein. Ich fahr' in die Stadt!"

II.

Hochfelds Gut lag nicht an der Elbe, sondern hinter Hosterwitz und Pillnitz nach Nordosten ins Land hinein; die beiden Straßen, die nach Dresden führten, waren ungefähr gleich weit, gegen vierzehn Kilometer lang. Hans, auf seinem Braunen, wählte den hübscheren Weg, nach Hosterwitz hinunter und dann an der Elbe fort. Bei so schönem Wetter wie heut war es ihm ein immer neues Vergnügen, zwischen Fluß und Höhen hinzureiten; rechts die Hügel mit Villen bedeckt, links nahe und fernere Dörfer über die Ebene hingestreut, dazwischen der spiegelnde Strom, auf dem die Personendampfer, die Schlepper so heiter auf und nieder fuhren, als wäre das ganze Leben nur ein lustiges Hin und Her. Dann wuchs ihm die große Stadt entgegen; zuerst ihre Vorboten: Loschwitz, Blasewitz, die Schillerdörfer (auch Hans von Hochfeld kannte seinen Schiller, wenn er ihn auch ein wenig als unmodern verachtete); darauf die Vorstädte hüben und drüben, die hochragenden Kirchen, die unzähligen Bäder

im Strom, die große Terrasse, die Villen und die Gärten. Erst das Geschäft, dann das Vergnügen! hatte er sich unterwegs als Ehrenmann mehrmals vorgesagt, sogar vorgesungen; denn an Pflichtgefühl fehlte es ihm nicht. Zuerst die Besorgungen drüben in der Altstadt, dann wieder herüber und in die Villa Viola! — Nur als ihn seine Straße geradezu an dieser Villa vorbeiführte — das schöne weiße Gebäude mit dem vergoldeten Balkon lag so aufdringlich am Weg — da schüttelte er den jungen Kopf. So vorbeizureiten, dachte er, das ist doch zu dumm! Man kann doch erst mal sehn, was die Leute hier machen...

In der Thür, unter dem Balkon, stand Heinrich, der Diener; Hans stieg ab und übergab ihm sein Pferd. In seiner neugierigen Ungeduld sprang er dann sogleich ins Haus. Sonderbar! Das hatte er sich anders gedacht: alles war still, die Zimmer leer; kein Mensch und keine Katze zu sehn. Er ging immer gradeaus, durch den runden Saal, der ihm so besonders gefiel, den oben eine ebenso runde Altane umlief, auf die eine Menge Thüren mündete; auch hier tiefe Stille. Im Gartensalon war's ebenso. Durch die große Glasthür und die hohen Fenster sah er die belebte Elbe und die Altstadt drüben, ein „famoses Bild"; um ihn her regte sich aber nichts. Erst als er dann in den Garten trat, sah er einen Menschen; dessen Anblick war aber auch unerwartet. Friedrich, der Hochfeldsche Diener, in der Hochfeldschen Livree, der „Musterdiener", saß am Eingang einer Laube im Schatten, an einem Tischchen, auf das er

die Hand und den Kopf gelegt hatte, und schlief. Man konnte ihn sogar leise schnarchen hören.

Hans ging kopfschüttelnd auf ihn zu. „Friedrich!“ rief er ihn nach einer Weile an.

Der Diener erwachte sofort, sah, wie und wo er war, und machte ein so verlegen beschämtes Gesicht, daß der Jüngling auflachte. „Was Tausend!“ sagte er. „Friedrich! Musterknabe! Sie schnarchen hier am hellen Tag?“

Friedrich stand auf; er versuchte zu lächeln, es gelang ihm aber nicht. „Das sagen Sie wohl, Herr von Hochfeld,“ erwiderte er verdrießlich. „Die Natur fordert ja bekanntlich ihre Rechte; wen man bei Nacht nicht ausschlafen läßt, der muß dann bei Tage schlafen. Das ist 'ne alte Geschichte —“

„Ihr lebt hier so lustig?“ fiel ihm Hans ins Wort.

„Es giebt immer was,“ sagte Friedrich langsam. „Den Herrschaften fällt so vieles ein, was notwendig geschehen muß: bald 'ne große Reitpartie, bald ein Kegelabend hier im Garten, mit ausgesetzten Preisen; dann ein Feuerwerk. Und getanzt wird — wer weiß, wie oft. Und wer weiß, wie lange. Wir machen ja auch viel Musik, Herr von Hochfeld. Heut abend werden wir im Konzertsaal ‚lebende Bilder‘ haben; zum Schluß italienische Mondscheinnacht im Garten, am Wasser —“

„Teufel!“ rief Hans, wie elektrisiert; es durchzuckte ihn. „Und ich fast jeden Abend mit den Hühnern zu Bett!“

„Sagen Sie nichts gegen die Hühner," bemerkte Friedrich; legte sich die Hand vor den Mund und gähnte. „Ich beneide Sie und die Hühner — wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf."

„Aber Sie sind doch nur für meine Tante hier!"

Friedrich schüttelte lächelnd den Kopf: „Ach ne, sagen Sie das nicht. Frau von Hochfeld leiht mich her; ich mach' alles mit. Das ist ja auch ganz in der Ordnung; dagegen sag' ich ja nichts. Heinrich und der kleine dumme Junge, wie wollten die mit dieser Wirtschaft fertig werden; die lägen ja schon unter dem Rasen, Herr von Hochfeld. Ach ne, es ist sehr gut, daß ich hier bin. Wir drei —"

Er brachte den Satz nicht zu Ende, weil er wieder gähnte.

„Armer Friedrich!" sagte Hans mit seinem gutmütigsten Lächeln und legte dem Märtyrer eine seiner großen Hände auf die Schulter. — „Wo ist denn aber jetzt die ganze Gesellschaft?"

„In der Villa Eberhard; da war heut nachmittag große Quadrille. Nämlich auf dem Wasser; die Villa Eberhard hat einen kleinen See, den haben wir nicht. Nun werden sie aber wohl nach Hause kommen . . ."

Friedrich sah auf seine Uhr und nickte.

Hans warf sich auf einen Stuhl, vor Aufregung. „Quadrille auf dem See! — Lebende Bilder! — Himmeldonnerwetter, und ich wieder aufs Land!"

Der Diener sah ihn schweigend an; sein kluges Gesicht war nun wieder musterhaft verschlossen. Ja,

hätt' ich nur dein Pferd! dachte er. Und könnt' ich aus dieser Fidelität hinausreiten, zu meinem gnädigen Herrn!

„Hans!" rief jetzt eine helle, angenehme Stimme. In der offengebliebenen Thür des Gartensaals erschien die Tante Clotilde; die noch jugendlich schlanke, schöne Gestalt, in einem reizenden Ruderkostüm, ein Matrosenhütchen auf dem Kopf, einen glitzernden Orden an der Brust, winkte mit der Hand. Hans sprang auf, ihr entgegen; sie kam aber schon heraus, mit den raschen, herzhaften Bewegungen, die er an ihr iebte. „Na, Landjunkerchen?" sagte sie gemütlich lächelnd, als sie vor ihm stand, und gab ihm die Hand. „Sieht man dich einmal? — Ich entdeckte dich eben, als ich in den Saal trat; da schlug mir das Tantenherz, und ich bin den andern weggelaufen."

„Beste aller lebenden Tanten!" entgegnete Hans; es war seine ehrliche Meinung. Er staunte sie eine Weile an: wie jung und wie hübsch sie noch war mit ihren fünfunddreißig Jahren. Dann küßte er ihr die Hand.

„Ach du lieber Gott!" rief sie nun aus, da sie dem herangetretenen Friedrich in das farblose, müde, schlaffe Gesicht gesehen hatte; auch sein verstohlenes Gähnen unterwegs hatte sie bemerkt. „Armer Friedrich! Was für ein Bild des Jammers. Mund auf, Augen zu!"

Friedrich wehrte ihr Mitleid ab. „Ach ne, gnädige Frau, es ist nicht so schlimm —"

„Sie sind ja hoffnungslos müde, Friedrich!"

Er schüttelte den Kopf.

„Mein gutes Herz, leugnen Sie doch nicht. — Sie halten dieses Leben nicht aus. Ich hab's schon gefürchtet. Na, und jetzt verwünschen Sie mich!"

Friedrich widersprach mit Händen und Füßen. Er hing an seiner gnädigen Frau, er war auf seine Weise verliebt in sie. Seine verneinenden Bewegungen wurden so leidenschaftlich, daß Hans plötzlich auflachte; Clotilde lächelte.

„Es geht ja auch ziemlich toll bei uns zu!" sagte sie in ihrer drolligen Aufrichtigkeit. „Wird ja aber anders werden, Sie Armer, früher oder später. Jetzt sollen Sie schlafen; machen Sie, daß Sie fortkommen. Gehn Sie in Ihr Zimmer, legen Sie sich hin!"

„Um Gottes willen," erwiderte Friedrich und wand sich, „liebe gnädige Frau! Machen Sie mich nicht zum Kinderspott!"

„Ich brauch' Sie jetzt nicht."

„Aber vielleicht Frau Morland, oder —"

„Niemand, niemand. Wenn ich's Ihnen sage. Gehn Sie! Ich will es!"

Ihre braunen Augen blitzten ihn so liebenswürdig herrisch an, daß er sich wohl fügen mußte. Er zuckte aber die Achseln: „Schlafen werd' ich doch nicht —"

„Na, dann ruhen Sie!" fiel sie ihm ins Wort. Sie nahm ihn mit beiden Händen und schob ihn sanft dem Hause zu. „Fort, fort, fort!"

Friedrich ging, mit unterwürfig gesenktem Rücken; in den Schultern rührte sich aber noch der letzte

Trotz. Ach ja, wenn sie nicht so gut wäre, dachte er, indem er ins Haus trat. Aber was will man machen; ihr Herz ist zu gut!

III.

Clotilde blickte ihm mitleidig nach; dann stieß sie einen leisen Seufzer aus und ging auf die Laube zu. Sie ließ sich auf denselben Sessel fallen, auf dem vorhin Friedrich geschnarcht hatte. „Ah!“ seufzte sie noch einmal. „Müde bin ich auch. An allen Gliedern.“ Sie sah das „Landjunkerchen“ komisch wehleidig an. „Hans! Hans! Ich werd' alt!“

Hans lächelte nur. — „Ihr kommt eben von der Ruderpartie?“

Sie nickte. „Siehst du diesen verrückten Orden hier? Den hat mir der Schwager Morland angeheftet; 's ist der Ruderpreis. Ja, du glücklicher junger Mensch, deine Tante hat sich ausgezeichnet! Als Führerin ihres Seelentränkers, bei der großen Quadrille —“

„Seelentränker!“ unterbrach er sie. „Was ist das?“

„Das weiß nun wieder Hänschen nicht. Ach, du unschuldiger Krautjunker! — Was ein Seelentränker ist? Hast du noch nie so 'ne Nußschale gesehn? Eine Nußschale für einen Menschen, mit einem Ruder, das man so hin und her schlägt, nach rechts und nach links — das ist ein Seelentränker; und frag mich

nicht, was das Wort bedeutet, denn ich weiß es nicht. Sitzend liegt man drin — verstehst du — wie ein Kind auf einem Riesenblatt der Victoria Regia; und wie in einem Traum schwimmt man dann dahin . . ."

Clotilde, die Todmüde, sprang auf; alle ihre Glieder fingen an zu sprechen. „Nun kommen sie aber von allen Seiten heran, verstehst du, diese schwimmenden, bunten Blätter; auf jedem rudert ein Herr oder eine Dame. Und alle rudern aufeinander zu, wie um sich in den Grund zu bohren; dann — auf ein Kommando — wieder alle zurück, pfeilschnell auseinander. Dann alle im Kreise herum, langsam, wie Schwäne hintereinander her. Nun in zwei Reihen senkrecht aufeinander, ein großes schwimmendes Kreuz; und nun Paar an Paar — wachsen zusammen, verstehst du — wachsen auseinander — fliehen sich, finden sich — wie Libellen, die über dem Wasser tanzen. Endlich, wenn es keine Figur mehr giebt, die man nicht gemacht hat, dann salutiert man mit dem Ruder — feierliche Verneigung — aus ist's."

Sie sank wieder auf ihren Stuhl und fächelte sich mit ihrem Taschentuch. „Siehst du, mein Sohn, das ist die Quadrille!"

Hans schüttelte bewundernd den Kopf. Dann seufzte er vor Aufregung. „Und ich draußen, als Stoppelhopser!"

„Natürlich," sagte Clotilde mit mütterlichem Ernst; „das ist ja dein Beruf! — Na, wie schlägt dir's an?"

„Danke," erwiderte er und setzte sich auch. „So,

so. Das landwirtschaftliche Studium, weißt du, das war lustiger; aber ich mußte ja endlich gründlich ins Praktische hinein, und dafür bin ich auch mehr gemacht, als für die Studia. Der Inspektor, unter dem ich als Volontär diene, ist ja leidlich zufrieden." Er lächelte treuherzig: „Für ein großes Licht scheint er mich zwar nicht zu halten —"

Clotilde zuckte heiter die Achseln.

„Er behandelt mich aber mit Achtung; sehr nett. Uebrigens soll ich dir vorläufig von ihm sagen, daß er sehr gerührt ist: du hast ja seiner Frau eine ganze Apotheke geschickt."

„Wird sie besser?"

„Ja; sehr. — Er ist doppelt gerührt, sagt er, daß du bei deinem großstädtischen, ruhelosen Leben —"

Clotilde, die sich plötzlich verfinsterte, machte eine ungeduldige Bewegung, so daß er verstummte. Das hätt' ich wohl nicht sagen sollen, fuhr ihm durch den Kopf. Das war wohl recht dumm!

Sie ward indessen schnell wieder heiter; in ihrer reizend leichtlebigen, raschen Art, die ihm so gefiel. „Na, und du?" fragte sie, als hätte er das andre zu Ende gesprochen. „Hast dich von deiner letzten Verliebung erholt?"

„Ja," erwiderte er vergnügt. „Das ist vorbei. Da hatt'st du wieder mal recht, Tante; wie immer. Die hätt' nicht für mich gepaßt."

Clotilde nickte zustimmend.

„Nein," bekräftigte er lächelnd, „das war eine Dummheit. — Das ist ganz vorbei!"

„Junge,“ sagte Clotilde, die ihn mit den klugen Frauenaugen forschend anblickte, „du ängstigst mich. ‚Das ist vorbei‘ ... Du sprichst ja, wie wenn schon wieder etwas andres — —“

Hans lachte zutraulich auf. „Dein bekannter Generalstabsblick! — Es ist aber nicht von Bedeutung, beruhige dich. Will dir nur pflichtschuldig beichten, daß mir neulich, als ich zum Theater in die Stadt kam, eine reizende junge Dame mit wunderbar frischen Farben sehr — sehr imponiert hat —“

„Schon wieder! — Kennst du sie?“

„Ja. Ich wurd' ihr im Zwischenakt vorgestellt. Fräulein von Sabirow. — Kennst du sie auch?“

Clotilde nickte ernsthaft. „Ja. Sie malt sich sehr ähnlich.“

„Malt sich? — Wieso ähnlich?“

„Vor zehn Jahren sah sie grade so aus wie jetzt!“

Er starrte die Tante verblüfft und daher nicht sehr geistreich an. „Vor zehn Jahren?“

„Ja.“

„Sie malt sich?“

„Ja. — Ja, mein Herzchen, deine unschuldigen Landjunkeraugen wählen bis jetzt nicht besonders glücklich. — — Einen mütterlichen Rat möcht' ich dir bei der Gelegenheit noch geben; darf ich?“

„Bitte!“

„Du suchst durchaus schon deine Zukünftige; — na ja, meinetwegen. Der zukünftige Gutsbesitzer ... Aber du Unglücklicher hast offenbar die fixe Idee, dich so recht durch einen Gegensatz zu ergänzen;“

Clotilde seufzte leise und blickte auf die Erde; „gieb das auf, mein Junge. Glaub mir, Mann und Weib sind von Natur schon verschieden genug! Wenn nun gar Schwarz und Weiß sich zusammenthun, so nebeneinander auf die Scheibe gemalt — hast wohl einmal so 'ne Scheibe gesehn, in 'ner physikalischen Vorstellung —"

Er nickte.

„Und wenn dann in der Ehe die Scheibe sich zu drehen anfängt — so wird, grade wie in der Physik, ein trauriges Grau daraus! — Nein, nimm dir lieber eine, die von deiner Art ist. Wirst dich immer noch wundern, Hänschen, wie die Bäume auseinander wachsen, du nach rechts, sie nach links; dafür ist gesorgt!"

Es war ihm, wie wenn er sie wieder leise seufzen hörte; er wußte auch, warum. Es ging ihm zu Herzen. Etwas befangen antwortete er nach einer Pause: „Ja, ja. — Ja, ja." Er schwang sich zu einem befreienden Scherz auf: „Ich hab' ja vor der Weisheit meiner Tante Clotilde allen denkbaren Respekt. Bist ja mein Professor der Lebenskunst! — Ueberhaupt — meine Verehrung — — weißt du, daß ich deine Photographie immer bei mir führe? hier?"

Er griff in seine Brusttasche und zog eine Photographie in Kabinettsform hervor. Sie erkannte sie.

„Welche Ehre!" sagte sie und lachte. „Rührender junger Mensch!"

Er steckte sie wieder ein. Plötzlich kam ihm der

Gedanke, der ihm wohl schon eine Weile unklar die Brust beschwert hatte: Sie fragt gar nicht nach ihrem Mann!

In demselben Augenblick dachte Clotilde: Er spricht nicht von Julius!

Hans faßte Mut.

Mit einem diplomatischen Umweg begann er: „Ich reit' also noch heute abend wieder hinaus. Der — — Mein Cousinchen ist also hier?"

„Ja, seit drei Tagen. Ich hab' nun eine große, sechzehnjährige Tochter . . ."

Sie sah ihn erwartend an; er sie auch.

Er nahm wieder das Wort, vor Verlegenheit und Anstrengung rot geworden: „Und Luise — und ihr — und du denkst hier noch lange zu bleiben?"

„In der Villa Viola?"

„Ja."

„Warum sollt' ich fort?" — Sie stand auf. — „Hat dir Onkel Julius —?"

Hans erhob sich auch. „Was, Tante?"

„Das frag' ich dich. — Ich hab' ihm eine Depesche geschickt. Hast du die noch gesehn?"

„O ja. Freilich, Tante. Eh ich fortritt, hab' ich sie ihm noch auf den Tisch gelegt; und er kam dann und —"

„Und hat sie gelesen?"

„Natürlich. Ja."

„Und — und — — und er hat dir keine Antwort darauf mitgegeben?"

Hans ward wieder rot. Es kam ihm auf ein-

mal abscheulich märchenhaft vor, daß zwischen diesen beiden Menschen, die er so verehrte, er, Hans von Hochfeld, auf eine so verrückte Art den Vermittler spielte.

„Mitgegeben?" fragte er zurück, da ihm gar nichts anderes einfallen wollte.

„Nu ja!" sagte Clotilde, die auch ein Erröten anflog. „Einen Zettel? ein Blatt Papier? ein Billet?"

Er schüttelte eine Weile den Kopf.

„Also keine Antwort?"

„Doch, doch. Es wird sich finden, soll ich dir sagen. Er weiß es noch nicht."

„Ah! Er weiß es noch nicht!"

„So hat er gesagt. Das Weitere wird sich finden: das waren seine letzten Worte. Vielleicht, sagte er, kommt er noch selber auf 'ne halbe Stunde, um Luise zu sehn."

„Hm!" murmelte sie. „Auf 'ne halbe Stunde ..."

Sie machte ein paar kurze Schritte; in vollkommener äußerer Fassung kam sie dann zurück. „Luise wird sich freuen," warf sie hin. „Sie erwartet ihn schon. — Dann ist ja alles gut und in Ordnung ... Warum hast du das nicht gleich gesagt? Hast wohl unterwegs zu viel an die Selbstmalerin, die Sabirow, gedacht! — — Na, und wie lebt ihr denn?"

„Onkel Julius und ich?"

Sie nickte ungeduldig.

„Danke; so, so. — Ich bin ja keine große Unterhaltung für ihn, er ist aber sehr gut zu mir. Wenn er allein in seinem Zimmer speist, dann ess' ich in

meinem; oft essen wir aber auch zusammen im Speisesaal; manchmal der Inspektor mit. Dann wird viel von Politik und Landwirtschaft gesprochen —"

„Und wenn ihr beide zusammen eßt?"

Hans zuckte die Achseln. „Ja, dann spricht der Onkel nicht gar so viel. Er brütet oft vor sich hin; er —"

Clotilde machte eine Bewegung, daß er wieder verstummte. Sie faßte sich aber geschwind. Durch eine zweite Gebärde schien sie ihm zu sagen: sprich nur ruhig weiter!

„Onkel Julius ist übrigens sehr thätig," fing er denn auch geschwind wieder an. „Er wandert viel mit dem Inspektor herum; er sitzt halbe Tage über seinen Büchern; besonders glücklich ist er mit seiner alten Liebe, seinen Blumen und Pflanzen. Neulich haben wir zur Abwechselung ein Unglück gehabt —"

„Ein Unglück?"

„Nur ein kleines. Das heißt, doch ein Meter sechzig hoch. Von den beiden großen Gipsstatuen, die in Onkel Julius' Arbeitszimmer stehn — Flora und Fortuna — ist die eine zerschlagen worden —"

„Durch wen?" fragte Clotilde.

„Durch den alten Mahnke. Er fiel."

„Welche denn?"

„Die Fortuna."

„Oh!"

Ueber ihr bisher gleichgültiges Gesicht flog ein Zucken hin. Sie wendete sich langsam ab. Endlich wiederholte sie leise, in einem schmerzlich abergläubischen Gefühl: „Die Fortuna ..."

„Ja," murmelte Hans.

Clotilde ging am Rasenplatz hin, gegen die Elbe zu. Ihr war schlecht zu Mut; das kam jetzt so leicht bei ihr, bei geringem Anlaß. Und auf meine Depesche, dachte sie, nur eine mündliche Antwort; durch den Jungen da. ‚Das wird sich finden.' ‚Vielleicht kommt er auf 'ne halbe Stunde her.' Aber nur um das Kind zu sehn ...

O Julius! Julius! Was ist aus uns geworden?

Es erwachte nun aber ihr alter Trotz. Sie drückte die Fäuste gegeneinander, daß die Ringe an ihren Fingern ihr weh thaten. Soll ich mich mit ihm aus der Welt verbannen, weil er die Laune hat, weltmüde zu sein? Sind wir denn alt und grau? — Fünfundvierzig ist er alt, und ich fünfunddreißig. — Ich will leben! leben!

IV.

Als Clotilde sich zurückwandte, sah sie im Gartensalon die Gesellschaft, die sich an der offenen Thür zu sammeln schien; Hans starrte neugierig hin. „Ich bin doch recht dumm," sagte sie, wieder in ihrem hellen, heiteren Weltton: „Hänschen will etwas erleben, und ich frag' ihn hier nach dem alten Mahnke und nach der Landwirtschaft aus. Komm, mein Sohn: da ist die Quadrille!"

Hans, dessen Augen strahlten, wollte noch galant

widersprechen; Clotilde hörte aber nicht, sie nahm seinen Arm und ging mit ihm ins Haus. Morland, der Hausherr, hatte in der That aus seinen Gästen, Damen und Herren, eine Gruppe gebildet; seine behagliche, phlegmatische, wohlbeleibte Gestalt mit der hohen Glatze trat vor, feierlich, so weit sie das konnte. Nach einem flüchtigen Blick und Gruß für Hans und einem humoristischen Räuspern nahm er das Wort: „Meine hochzuverehrende Schwägerin Clotilde, edler Gast meines Hauses! Es hat der werten Gesellschaft gefallen, dir außer dem Orden, den ich die Ehre hatte dir anzuheften, noch ein besonderes, festliches Ehrenzeichen zu widmen —"

Fanny, Morlands Frau, fiel ihm wie gewöhnlich in die Rede. Auf die jungen Damen neben ihr deutend, setzte sie hinzu: „Das unsre liebreizende Jugend gepflückt und gewunden hat!"

Sie winkte einer der jungen Damen, einer stattlichen, beinahe schon üppigen Wohlgestalt; nun trat diese auf Clotilde zu. Mit etwas theatralischer Gebärde hob sie den Kranz in die Höhe, den sie in der Hand hielt, einen einfachen Kranz, den aber viele Seerosen schmückten, und sagte mit ihrer etwas rauhen, bedeckten Stimme: „Und ich soll die unverdiente Ehre haben, es zu überreichen. Diesen Kranz — unsrer Ruderkönigin!"

„Evviva!" rief einer der Herren, der Bankier Ellenberger.

„Sie lebe hoch!" schrie Morland.

Clotilde wehrte mit beiden Händen ab; sie hatte

ihren jungen Ritter losgelassen. „Nein, nein, nein!“ rief sie aus. „Das ist Uebertreibung! Ich werde ja prämiiert wie bei einem landwirtschaftlichen Fest. Außerdem ist es ungerecht, muß ja den blassen Neid gegen mich erwecken. Diesen Kranz hätte Fräulein Jeannette von Lossow, unsre kühnste Reiterin, verdient ... Da!“

Sie nahm ihn der stattlichen jungen Dame aus der Hand, aber nur um ihn ihr auf den Lockenkopf zu setzen. Dies gelang ihr indessen nicht; Jeannette von Lossow war stärker, oder gewaltthätiger. Sie ergriff den Kranz wieder; „nein, nein!“ sagte sie nun auch. „Der Königin der Gesellschaft!“ Damit drückte sie ihn Clotilden fest auf die Stirn.

„Bravo, bravo!“ rief Ellenberger.

Fanny Morland stellte sich vor Clotilde — sie hatten ungefähr den gleichen Wuchs, Fanny war aber voller, rundlicher geworden — und verneigte sich drollig gegen ihre Gäste, als wäre sie Clotilde. „Im Namen meiner Schwester dank' ich der verehrten Gesellschaft und erkläre hiermit: Angenommen, Punktum!“

Clotilde zuckte mit den Achseln: „Was soll ich machen? Ich weiche der Gewalt. — Sehn Sie, großmütiges Fräulein Jeannette, wie mein Neffe sie bewundert; wahrhaftig, er hält förmlich den Atem an. Mein Neffe Hans von Hochfeld, den Sie noch nicht kennen.“

Hans verneigte sich tief; bei dieser übermütigen Bemerkung der Tante waren seine Wangen sehr erglüht. Er beeilte sich dann, Morland und Frau Fanny

zu begrüßen; ein beinahe krampfhaftes Lächeln stand auf seinem Gesicht.

„Nein, ihr treibt's zu arg!“ fing Clotilde noch wieder an. „Man verwöhnt mich hier so, daß ich's endlich gar nicht mehr aushalten werde, auf dem Lande zu leben.“

„Na, das wär' ja gut!“ rief Fräulein von Lossow. „Kommen Sie nur zu uns nach Berlin! Da gehören Sie hin!“

Ellenberger lachte. Mit dem Fräulein durch den Saal gehend, summte er leise die bekannten, abgeleierten Verse (damals noch nicht so abgeleiert wie jetzt):

„Du bist verrückt, mein Kind,
Du mußt nach Berlin ...“

„Tante Clotilde!“ flüsterte Hans, der dem Fräulein mit großen Augen nachblickte. „Aber die ist doch richtig jung?“

„O ja,“ antwortete Clotilde leise, mit dem geschulten Tondämpfen der Weltdame; „nach ihrem Taufschein sehr jung.“

„Ein ganz reizendes —! — Du! Ob die sich wohl für einen Landjunker wie mich —“

Er stockte.

„Interessieren könnte?“

Er nickte.

„Wenn du ein Pferd wärst, o ja!“

„Was heißt das?“

Clotilde blickte ihn lächelnd an; er verstand dieses

Lächeln nicht. Der Bankier und Fräulein von Lossow kamen eben plaudernd zurück. „Fräulein Jeannette," sagte Clotilde, „ich muß Ihnen etwas verraten, das Sie nicht glauben werden: dieser mein Neffe, ein sonst braver Mensch, weiß noch nichts von Stronzian!"

Jeannettens wasserblaue Augen, für die große Gestalt zu klein, sahen dem jungen Menschen starr ins Gesicht. „Sie wissen nichts von Stronzian?"

„Nein," antwortete Hans verlegen, ehrlich. „Wer ist Stronzian?"

Ellenberger lachte fast beleidigend. „Sie wissen nicht, wer Stronzian ist? dieses Phänomen?"

„Mein edler Stronzian?" setzte Jeannette hinzu.

„Ja, Ihr edler Stronzian", sagte Ellenberger mit komischem Vorwurf; „aber ich, der ich eins seiner Opfer bin: mit meinen besten Pferden schmählich besiegt —"

„Nämlich Bankier Ellenberger ist auch auf dem Turf zu Hause," bemerkte Clotilde, da Hans sie anglotzte.

„Ah!" rief Hans. „Nun versteh' ich endlich. Stronzian ist ein Rennpferd!"

Jeannette lächelte einen Augenblick, dann sagte sie wie in tiefem Ernst: „Aber, Herr von Hochfeld, so spricht man nicht von Stronzian. Das ist nach Kincsem das Höchste, was man erlebt hat —"

„Das Pferd aller Pferde," warf Ellenberger dazwischen.

Nun trat auch Fanny Morland wieder hinzu, sie schlug ihre lustigen Augen beinahe feierlich auf: „Dessen

Namen ich gar nicht mehr aussprechen kann, ohne mich zu begeistern!"

„Tante Fanny!" stieß Hans in seiner Verwunderung hervor. „Du auch?"

„Ja, mein guter Junge. Warum ich denn nicht? Ja, auch ich leb' und webe jetzt im Stronziankultus. Ich wette auf ihn, ich träume von ihm, ich glaub' an ihn —"

„Na, das ist keine Kunst," rief der dicke Morland; „er gewinnt ja stets!"

Frau Fanny ließ sich aber das Wort nicht nehmen; „ja," rief sie aus, „veni, vidi, vici! — Du mußt seine Lebensgeschichte lesen, mein guter Junge; man hat sie gedruckt ..."

Sie griff in eine von Morlands Seitentaschen und zog ein paar Blätter hervor. Nach einem Blick durch ihr langgestieltes Augenglas schüttelte sie aber den Kopf: „Nein, das ist es nicht. Das sind die Rennen, die ihm im September und Oktober noch bevorstehn. — Wo ist denn Stronzians Biographie?"

„Rechts, wenn ich nicht irre," erwiderte Morlands phlegmatischer Bariton.

Fanny griff in seine rechte Seitentasche, ein Heftchen kam zum Vorschein. „Ja, das ist sie. Da!" Sie drückte dem Neffen das Heft in die Hand. „Vierzigmal gesiegt! — Ich wette von nun an nur noch auf Stronzian! — Mußt dir mal mein Wettbuch anschauen; da wirst du sehn ..."

Ihre Hand fuhr noch einmal in Morlands rechte

Seitentasche; sie kam aber leer heraus. „Steckt mein Wettbuch denn links?“ fragte sie.

„Nein,“ antwortete Morland mit seiner unanfechtbaren, trockenen Gemütlichkeit. „In der Brusttasche, wenn ich nicht irre.“

Diesmal wollte er selber hineingreifen; Fanny kam ihm aber wie gewöhnlich zuvor; sie fand auch, was sie suchte. Sie hielt ihr kleines Wettbuch empor, dann reichte sie es dem Jüngling hin, der sie und Fräulein Jeannette noch immer tiefverwundert betrachtete. „Studiere das!“ sagte sie lustig ernsthaft; „bilde dich!“

„Und bis er sich gebildet hat,“ setzte Clotilde in demselben Ton hinzu, „verzeihen Sie ihm, Fräulein Jeannette; sein Herz ist eigentlich gut!“

Sie bemerkte jetzt, daß Herr von Marwitz sie mit großer Aufmerksamkeit betrachtete; der einzige „Staatsmann“ in dieser kleinen Gesellschaft, Mitglied des sächsischen Landtags, eine elegante Erscheinung, nur durch eine Brille etwas entstellt. Er lächelte; sehr schmeichelhaft, wie es schien, aber es war doch etwas darin, das ihr eigentlich nicht gefiel. „Worüber lächeln Sie, Herr Politiker?“ fragte sie ohne Zögern; sie sagte gern alles frei heraus. „Mit Ihrem staatsmännischen Lächeln?“

„Ach, das war nur so,“ entgegnete Herr von Marwitz und lächelte wieder: „es war ohne jede politische Bedeutung. Ich — freute mich an Ihnen. Ich sah Sie so an, in Ihrer glücklichen, menschenfreundlichen, entzückenden Heiterkeit, und — und wun-

derte mich, daß Sie liebenswürdigste Frau doch auch einen Feind haben können. Denn Sie haben einen."

„Ich?" fragte Clotilde, nun auch verwundert. „Einen wirklichen Feind?"

„Ja, ja."

„Wie sieht er denn aus? Was ist das für 'ne Art von Mensch?"

„Einer meiner Kollegen im Landtag; ein nicht sehr hagerer Mann, mit entschieden mehr Schädel als Haaren —"

„Ah!" fiel Clotilde ihm ins Wort, „nun weiß ich, wen Sie meinen. Der hat mich einst als junges Mädchen angebetet, wie er behauptet; aber nun haßt er mich, wegen der Ochsenrede."

„Ochsenrede?" fragte Morland. „Was ist das?"

„Ach, dieser dicke Demosthenes machte mir den Hof; und sein abscheulicher Plan war, mich in den Landtag zu locken, wo mein Herz sich an einer seiner stimmungsvollen Reden tödlich berauschen sollte. In Gottes Namen! sagte ich endlich, morgen reden Sie wieder, um den Staat zu retten; ich nehme Ihre Eintrittskarte und ich gehe hin. Ich will Ihnen dann auch meine Gefühle zeigen: gefällt mir Ihre Rede so sehr, daß sie mich begeistert, dann werd' ich mein Taschentuch in die Höhe heben und wie eine Fahne schwenken. Bleibt aber die Bezauberung aus, so heb' ich das Taschentuch nur bis an die Nase und niese hinein! — Ich war nämlich damals ein ziemlich übermütiges Frauenzimmer, meine Herrschaften, und —"

„Na, da sei nur ruhig," rief Morland, „das bist du Gott sei dank noch!"

„Also das war abgemacht. Ich sitze in der Loge, er unten bei den Rettern des Staats. Die Vorstellung — verzeihen Sie — die Sitzung hat begonnen. ‚Herr N. N. hat das Wort!' Mein Demosthenes steht auf —"

Clotilde trat hinter einen Stuhl, auf dessen Lehne sie die Hände legte; sie nahm eine sonderbare Haltung an, es war, wie wenn sie auf einmal breiter und dicker würde. Ein Doppelkinn heuchelnd, ein dümmlich bedeutendes Gesicht machend, begann sie mit einer eigentümlich fetten Stimme: „Meine Herren!"

Marwitz lachte auf. „Sehr gut! Ausgezeichnet! — Bitte, bleiben Sie stehn, gnädige Frau, halten Sie die Rede!"

„Ich soll diese ganze Rede halten?"

„Ja," rief Jeannette, „die ganze Rede!"

Ellenberger legte bittend die Hände aneinander: „So, wie Sie gestern beim Thee die Familie Müller spielten. Es war unvergleichlich!"

Clotilde lächelte; für so begeisterte Anerkennungen war sie sehr empfänglich. „Verlangt die ganze Gesellschaft, daß ich die Rede halte?"

Alles drängte näher, alles stimmte lebhaft zu. Jeannette schwenkte ihr Taschentuch.

„Gut, dann red' ich, in Gottes Namen. Dann muß ich aber auch alle seine inneren Gedanken sprechen, die er während der Rede hatte — während er mich ansah — kurz, als stünde seine Seele nackt vor Gottes

Thron! — Dieser Fächer ist sein Papiermesser, damit muß ich spielen. Diese Frisur —" sie brachte ihr üppiges braunes Haar etwas in Unordnung — „stellt seine dreizehn Haare vor." Das Doppelkinn wuchs ihr wieder, die bedeutende Miene auch; sie that, als knöpfe sie sich den Rock bis oben zu; später knöpfte sie ihn wieder auf. Sie räusperte sich; dann fing sie an, mit der unheimlich fetten Stimme:

„Meine Herren! Es ist eines der ernsten Zeichen unsrer Zeit, daß die ‚Ochsenfrage', wie ein geistreicher Vorredner den Gegenstand unsrer heutigen Verhandlung genannt hat, daß selbst diese Ochsenfrage zu einer Lebensfrage unsres Staates, ja des ganzen deutschen Vaterlandes wird und an den Säulen der öffentlichen Wohlfahrt rüttelt! Denn —" Sie unterbrach sich; seitwärts verstohlen in die Höhe blickend, sagte sie leiser und wie für sich: „Ist sie da? — Ja. Sie hat das Taschentuch in der Hand ..."

Mit einer drollig breiten und dicken Bewegung wischte sie sich den gedachten Schweiß von der Stirn; laut und kräftig fuhr sie dann fort: „Denn, meine Herren, wenn ein tiefsinniges altes Sprichwort sagt: quod licet J o v i, non licet b o v i — was Jupiter darf, darf der Ochse nicht — wie kommen die Ochsen unseres vielbewegten Vaterlandes dazu, die Rolle des Blitzes zu spielen, der plötzlich aus heiterem Himmel auf uns niederfährt?"

Clotilde schielte wieder seitwärts hinauf, als säh' sie nach der Loge. Ihre Stimme ward leise, blieb aber merkwürdig fettlich: „Warum lächelt sie? Findet

sie es witzig —" sie trocknete sich wieder die Stirn — „oder hab' ich was Dummes gesagt?"

„Und doch" — jetzt sprach sie wieder mit schallender Stimme — „und doch handelt es sich hier nicht um jene Ochsenfrage, die leider jedesmal auftaucht, wenn sich eine verderbliche Viehseuche unsern Grenzen nähert —"

Sie schielte und flüsterte: „Ich glaube, sie lächelt mir zu —"

„Auch nicht um weise Maßregeln unsrer Zollpolitik, durch die wir unsern Nationalbesitz an Rindvieh gebührenderweise zu vermehren trachten —"

Wieder schielend, flüsternd: „Warum hebt sie denn schon das Taschentuch? — Nur bis an den Mund ..."

„Sondern um eine jener —"

„Sie hält es sich vor den Mund!"

„Sondern um eine so künstlich aufgebauschte, pfahlbürgerliche Interessenfrage, daß der weiterblickende, echte Vaterlandsfreund wohl mit einigem Unwillen fragen darf: wer ist hier der Ochse?"

Clotilde lächelte selbstzufrieden; ihr kluges Gesicht war prachtvoll dumm. „Das war gut!" flüsterte sie in sich hinein, nach der Loge schielend. „Ah! Jetzt hebt sie das Taschentuch. — Nein, nur bis zur Nase ... Teufel! — — Die Pause wird zu lang ..."

„Meine Herren!" fing sie mit gewaltiger Stimme wieder an. „In einer solchen Lage —"

Ein rasches, erleichtertes Flüstern: „Sie reibt nur ihr Näschen ..."

„In einer solchen Lage ist es die Pflicht der Re-

gierung, den frivolen Anstiftern eines solchen Interessenkampfs den Herrn zu zeigen; hier also, den Ochsen bei den Hörnern zu fassen und ihm zuzurufen: ich, der Staat, bin ein größerer als du!"

Ein hoffnungsvolles Schielen: „Ob sie jetzt das Tuch hebt? — Ja!"

Plötzlich nieste Clotilde laut, mit merkwürdiger Kunst: es klang, wie wenn es aus einiger Entfernung käme. Dann war sie wieder der dicke Demosthenes: sie fuhr zusammen. Mit einem jammervollen Gesicht flüsterte sie stammelnd: „Sie niest! Großer Gott!"

Wie wenn sie sich an einen Nachbar wendete, sagte sie schwach, gedämpft: „Bitte, ein Glas Wasser!" — Darauf raffte sie sich noch einmal auf; die Augen, die umhergerollt waren, starrten leer, aber fest in die Ferne. Sie stützte die Hände heftig auf die Lehne. Wie mit ihrer letzten Kraft stieß sie laut hervor: „Dixi — animam salvavi!"

Im nächsten Augenblick war alles fort: das Doppelkinn, die Breite und Dicke, die denkende Borniertheit, die Niedergeschlagenheit. Clotilde trat mit leichter Anmut hinter ihrem Stuhl hervor und verneigte sich scherzhaft. Mit ihrer natürlichen Stimme sagte sie: „Dies, meine Herrschaften, war die Ochsenrede."

„Bravo, bravo!" rief Herr von Marwitz. „Als ob ich ihn hörte! — Gestatten Sie, Herr Kollege, daß ich Sie beglückwünsche!"

Er drückte ihr scherzend feierlich die Hand, wie im Parlament. Die andern klatschten und riefen Bravo. Jeannette von Lossow ergriff Clotildens rechte

Hand und küßte diese mit Gewalt, da sie sich sträubte.

„O Sie goldenste Frau!“ rief Jeannette; ihre Stimme blieb leider dumpf und fast rauh. „Wie haben Sie das gespielt! — Nun halt' ich es nicht länger aus ohne Ihr Bild. Sie haben mir's versprochen!“

„Ja, wenn ich nur noch ein einziges hätte —“

Clotilde sah Hans, der neben ihr stand, vor Vergnügen strahlend. „Hänschen!“ sagte sie. „Mir fällt ein: du hast ja meine Photographie in der Brusttasche. Willst du sie mir für das Fräulein geben?“

„Mit unendlichem Vergnügen,“ erwiderte Hans voll Eifer und griff in die Tasche. „Das heißt, Tante, auf Ersatz!“

„Gewiß!“

„Mit Autograph!“ rief Jeannette.

„Wie Sie wünschen.“

Clotilde nahm die Photographie, zog einen zierlichen Stift aus ihrem Gürtel, der das Matrosenjäckchen umschloß, und schrieb auf die Rückseite des Kabinettsbildes ein paar Worte. Dann gab sie es dem Fräulein hin.

„Tausend Dank!“ sagte Jeannette verzückt, und las. „Ich muß noch was dazu schreiben ...“

Sie zog auch einen Bleistift hervor und schrieb etwas unter Clotildens Schrift.

„Darf man wissen, was?“

„O ja; es ist kein Geheimnis.“

Clotilde blickte ihr über die Schulter und las:

„Mein Ideal!“ — Sie lächelte; darauf machte sie doch ein ernstes, mißbilligendes Gesicht. „Kind! was schreiben Sie da!“

„Die Wahrheit, weiter nichts!“

„Sie sollten mir lieber Revanche geben; Ihr Bild.“

„Aber selbstverständlich, süße Frau,“ erwiderte Jeannette; „sobald ich eins habe! Ich lass' mich nächstens zu Pferde photographieren; das erste Bild bekommen Sie. Einstweilen aber — warten Sie — einstweilen geb' ich Ihnen etwas Besseres — ich hab's immer bei mir — Stronzians Photographie!“

Sie holte sie aus ihrer Tasche; es war nur ein Bildchen. Clotilde konnte sich nicht enthalten, zu lächeln; mit höflich versteckter Ironie verneigte sie sich ein wenig: Sie berauben sich so um meinetwillen. Danke, danke!“ — Hans trat unwillkürlich näher; seine neugierigen Augen ergötzten sie. „Nun, so schau dir das Wunder an!“

Sie hielt ihm das Bildchen hin; es blieb dabei zwischen ihren Fingern. Während Hans das Rennpferd betrachtete, sah sie, daß auf die weiße Rückseite etwas geschrieben war. „Was steht denn da? sagte sie gedankenlos. „‚Mein Ideal!‘ — Ah!“

Jeannettens weißes Blondinengesicht ward bis an die Augen rot. „Mein Gott!“ entfuhr ihr im ersten Schreck. Sie streckte eine Hand aus, um Clotilden das Bild wieder wegzunehmen; hielt dann aber verlegen inne. „Verzeihen Sie . . . Ich hatte ganz vergessen, daß —“

„Daß Sie noch ein Ideal hatten?“ fuhr Clotilde statt ihrer fort, mit liebenswürdig umschleiertem Lächeln. „Was ist da zu verzeihen? — Ich Glückliche: ich steh' bei Ihnen ebenso hoch wie ein so vortreffliches Pferd!“

V.

Es folgte eine kleine Stille, dann ein gedämpftes, diplomatisches Lachen. Die Gesellschaft fing an, sich plaudernd zu verteilen; Marwitz und Ellenberger zogen mit Jeannette und einer zweiten jungen Dame im Saal herum. Clotilde fühlte eine Hand an ihrem Arm. Sie wandte sich und sah, daß es die Schwester war. „Was willst du?“ fragte sie. „Was giebt's?“

Fanny erwiderte noch nichts; sie behielt den Arm in der Hand, winkte mit den Augen ein wenig und führte Clotilde langsam in ein Nebenzimmer. Unterwegs begann sie leise zu sprechen: „Na, Tilde, wie steht's? Hast du Antwort auf dein Telegramm?“

Clotilde verdüsterte sich. Sie zögerte, es schien, daß sie gar nichts erwidern wollte. Endlich sagte sie doch: „Nun ja. Durch Hans.“

„Und was will der Gatte?“

„Das — das weiß ich noch nicht.“

„Das weißt du noch nicht?“

„Nein; du hörst ja doch. — Wird sich finden, sagt er. — Vielleicht kommt er selbst.“

„Hierher?“

„Ja; wohin denn sonst?“

„Verzeih. Ich frag' wohl recht dumm. — Ich möcht' dir nur sagen: wenn er kommt, und wenn er dann — — Tilde, Tilde, bleib fest!“

Clotilde machte ihren Arm los; ihr Gesicht ward bleich und noch finsterer.

„Ach ja, Kind,“ flüsterte Fanny rasch, „es ist eure Sache, ganz allein, das weiß ich. Aber ich bin doch älter als du; und ich hab' die Erfahrung —“ durch die offene Thür sah sie auf ihren Morland zurück — „also erlaub mir nur ein Wort! Dies ist eure Krisis, Kind. Dein Julius schmollt und grollt jetzt abseits in seinem Zelt, wie Achill; der war's ja doch, nicht? Bleib du fest! Bleib du fest! Er kommt vielleicht jetzt und spricht irgend ein großes Wort, das lieben die Männer ja. Sag du nicht viel und bleib fest! Wenn der Gatte sieht, daß seine thörichte Laune nicht über dich siegt, daß du ruhig auf deinem Willen beharrst, weil er vernünftig ist, dann wird er endlich in sich gehn, dich gewähren lassen — und zu dir zurückkommen!“

Clotilde, die vor sich nieder sah, schüttelte leise den Kopf.

„Schau, Tilde, wie hab' ich meinen Anton erzogen; das ist ja doch das reine Glück, für ihn und für mich! Ich nähr' ihn vortrefflich — das sieht man — ich lass' ihm seine kleinen Liebhabereien und Thorheiten — daran hängt er; warum auch nicht. Die geben ihm zugleich das Gefühl, daß er ein freier

Mann ist; na, das ist ja gut. Dafür hab' ich die Freiheit, in allen Ehren zu thun, was ich will." Sie gab der Schwester einen kleinen Stoß mit der kleinen kräftigen Hand: „Hörst du? Bleib fest!"

Clotilde antwortete nicht. Fanny nahm ihren Arm, da die Hausfrauenpflichten ihr wieder einfielen, und zog sie in den Gartensaal zurück. „Meine Damen und Herren," rief sie mit ihrer hellen, lebenslustigen Stimme, „jetzt kommt der Ernst des Tages! Es will Abend werden; — ja, ja, mein Berthchen. Die geehrten ‚lebenden Bilder' werden die Güte haben, sich in ihre Garderoben zu begeben; die Primadonna, Frau Clotilde von Hochfeld, voran. Unterdessen nehmen wir andern im Konzertsaal Musik und Erfrischungen zu uns; — auch Herr Hans von Hochfeld wird hiermit feierlich geladen." Sie tätschelte Clotildens Wange: „Komm, lebendes Bild! Komm!"

Clotilde nickte zerstreut; eine sichtbare Unruhe war über sie gekommen. Sie sah in den Garten hinaus, auf dem die letzte Abendsonne lag. Etwas lange Zurückgedrängtes bedrückte ihr die Brust ... Wo ist Luise? dachte sie. Wo bleibt denn das Kind? Es ist ja beinah, als meide sie mich. Sie geht ihrer Mutter förmlich aus dem Wege. Bei der Quadrille nicht, und im Garten auch nicht?

„Ja, ja, ich komme gleich," sagte sie und ging zur Gartenthür. „Laß nur erst die andern — — Ich bin immer die Schnellste. Ich komm' immer noch zur rechten Zeit!"

„Willst du noch in den Garten?" fragte Fanny.

Clotilde nickte, ohne zurückzusehn, und trat hinaus. Fanny folgte ihr mit den Augen; sie wunderte sich eigentlich nicht, sie wußte, daß die Schwester zuweilen ihre „Launen", ihre „Grappen" hatte.

„Wirst dich nicht verspäten?" rief sie ihr noch nach.

„Nein!" rief Clotilde ungeduldig zurück.

Es that ihr auf einmal wohl, daß sie wieder im Freien war; vielleicht mehr noch, daß sie nicht mit den andern war; sie dachte nicht darüber nach, sie schritt aus. Wo ist Luise? dachte sie wieder, mit den Augen suchend. Am Wasser? — Nein, da steht sie nicht; das ist nur ein Bäumchen. — Bei den Gewächshäusern? Diese Pflanzenwut hat sie ja vom Vater . . .

Sie wandte sich nach links; in demselben Augenblick erschien das Kind. Es ging langsam, in sich versunken, einen schmalen Pfad zwischen dichten Gebüschen hin; die lange, magere Gestalt erschien wohl noch magerer in dem schrecklich einfachen, dunklen Kleid, das der Mutter ein Greuel war. Und doch war auch etwas Vornehmes in dem ernsten Wesen . . . Clotilde betrachtete sie aufmerksam, mit einem schmerzlichen Gemisch von Verdruß und Freude. Es ward ihr so eigen eng ums Herz. Wie viel sie vom Vater hat, dachte sie, in Haltung und Gang. — Jetzt schaut sie auf, jetzt entdeckt sie mich. — Wie ernst sie mich ansieht. — Sonderbares, wunderliches Kind!

Luise kam heran, langsam wie vorher; sie nickte der Mutter zu.

„Du noch im Garten?“ fragte sie etwas verwundert, mit der noch so jungen Stimme.

„Das wollt' ich dich eben fragen. Und so allein für dich.“

„Mich entbehrt ja niemand,“ warf Luise scheinbar leicht und harmlos hin. „Oder hat man mich vermißt?“

„Vermißt? — Ich hatte dich entschuldigt: du seist so beschäftigt.“

„Danke! Na, dann ist's ja gut! — Ich hatt' auch wirklich zu schreiben; notwendige Briefe. — Und wenn sie jetzt Musik machen, oder Apfelsinen essen, was liegt daran, ob ich mitesse. Ich möcht' lieber noch im Garten bleiben; die Elbe mit dem schönen Abendlicht und die Stadt da drüben — die Dampfer ... Aber du willst dich ja griechisch kostümieren, Mutter.“ Das Mädchen sah auf seine Uhr. „O, da mußt du wohl gehn! Es wird spät!“

Ueber Clotildens Lippen flog ein etwas gereiztes Lächeln. „Nein, dieses sechzehnjährige Mädel ist die Pünktlichkeit in Person! sieht immer nach der Uhr —“ Sie brach ab. In Gedanken setzte sie hinzu: grade wie ihr Vater!

Luise zuckte mit einer liebenswürdigen Gebärde die Achseln; die erste Heiterkeit huschte über ihr Gesicht. Der Mutter ward doch wieder weich ums Herz. „Hast doch nicht im Zimmer gehockt?“ fragte sie so recht mütterlich.

„O nein. O, was denkst du! Nachdem ich die Briefe verfaßt hatte — am offenen Fenster — ging

ich ins Gewächshaus; da hab' ich lange die Pflanzen studiert. Dann kamen mir auf einem Beet die Blumen so vernachlässigt vor; da hab' ich Wasser geholt und hab' sie begossen."

Wieder des Vaters Kind! dachte Clotilde, mit einem gepreßten Lächeln. Ihr schien auf einmal, daß sie diesem Kind viel zu sagen habe, daß ihr allerlei von der Seele müsse. Sie nahm Luise bei beiden Händen; dann ließ sie sie wieder los, legte einen Arm um ihre „lange Magere" und ging so mit ihr auf und ab. „Ich hab' dir allerlei zu erzählen," fing sie mit einer gewissen Unruhe an, die sie durch einen leichten Ton wegzuplaudern suchte. „Nämlich dein Vater, Kind —"

„Soll ich hin?" unterbrach das Mädchen sie. „Wann denn?"

„Nein. — Er kommt vielleicht heut noch her . . ."

„Ah!" — Luise hob beide Arme vor Freude.

„Er will natürlich sehn, wie du dich nun ausnimmst. Ob du in der kleinen, stillen Stadt — — In eine Dresdener Pension wollt' er dich ja damals nicht geben; er dachte, du wärst da der — Villa Viola zu nahe; du weißt, er hat nun einmal diese — Aversion gegen das Morlandsche Haus! Na, da gaben wir dich lieber gleich weit fort, damit du in eine ganz andere Luft, zu ganz anderen Menschen kämst; zu süddeutschen, wünschte dein Vater. Es hatte ja auch viel für sich; hat dir wohl auch gut gethan . . . Hat es? — Man weiß noch nicht! — Wie ernst, wie forschend guckst du mich an. Kann ich's denn

schon wissen? Wie viele Stunden, Kind, hab' ich dich denn schon gesehn?"

Luise sah auf den Weg und schwieg.

Mit wachsender Anstrengung, etwas gereizt, ohne zu wissen warum, fuhr die Mutter fort: „Also nach diesem großen Abschnitt in deinem Leben: aus der Schule in die Welt hinein — was für Augen wird Vater machen! — Ich hoffe, dein liebes, gutes Gesicht wird ihm wohl gefallen; na, und vielleicht auch das an dir, was mir nicht gefällt —"

„Hm!" machte das Kind. — „Zum Beispiel, Mutter?"

Clotilde lächelte flüchtig, schwach: „Zum Beispiel schon dieses ‚Hm', das du dir offenbar bei deinen Süddeutschen nicht abgewöhnt hast, und das so sonderbar unjugendlich, unmädchenhaft ist; hinter dem sich allemal ein stiller kleiner Trotz — ja, ja — oder eine kritische Mißbilligung versteckt. Ueberhaupt, mein liebes Herz, möchte ich dir sagen: Kind, werde kindlicher! Junges Mädchen, werde jünger, werde mädchenhafter! — Mädchen und Frauen, weißt du ja doch, sollen wie Blumen sein, ein Schmuck für die Welt; und wie brav und gut wir auch in unserm Innersten sein mögen, unsre erste Pflicht bleibt doch immer, liebenswürdig zu sein. Es ist gewiß sehr lobenswert und sehr respektabel, wenn man ein tüchtiger, ordentlicher und solider Mensch ist; aber so wenig wie man seinem Kind wünschen kann, mit zwanzig Jahren schon graue Haare zu haben, so wenig könnt' ich wünschen, mein Herz, daß du vor lauter Tüchtig-

keit und Solidität mit zwanzig Jahren ein altes Mädchen würdest, dem man respektvoll ausweicht! Deine Pünktlichkeit, deine Ordnungsliebe, deine in dich gekehrte, stille Ernsthaftigkeit, dein fast kaufmännisches Buchführen — dazu die Einfachheit deiner Toilette; schau dich doch nur an — all diese ehrenwerten Eigenschaften haben, wie ich leider merke, so ungestört an dir zugenommen, daß ich vorhin einmal dachte: ist sie älter, oder ich? — Meine liebe Luise, halt ein wenig inne! Uebertreib es nicht! Werd mir nicht ehrwürdig, liebes, gutes Kind, eh du rechtschaffen jung warst!"

„Hm!" machte Luise wieder, mit einem halb kindlichen Schmollen der vorgestreckten Lippen. „Ich soll also lieber unpünktlich, unordentlich und unsolid sein —"

„Gott sei Dank," rief Clotilde aus, „da spricht sie einmal wie ein dummes Ding! — Nein, das sollst du nicht; aber —"

„Aber das alles hab' ich ja vom Vater!"

Clotilde war eine Weile still. „Ja, gewiß, gewiß," sagte sie dann, so sanft wie möglich. „Ich hab' ja auch vorausgeschickt: es sind ehrenwerte, gute, gute Eigenschaften. Nur — nur übertreib sie nicht! Sie sind auch gefährlich, mein Kind. Sie können sehr — drückend werden, wenn man sie hegt und pflegt, wenn sie immer wachsen und wachsen ... Schau dich an, wie du aussiehst. Dieses Nonnenkleid —"

„Ich lieb' es so, Mutter."

„Ja, ja! Du liebst es so. Womit wird das enden? Daß du jahraus jahrein dasselbe Gewand trägst — nun ja, wie er, dein Vater. Daß man dich auswendig weiß wie 'nen Gesangbuchvers. Und daß du die Treue gegen deine Ueberzeugungen endlich auch so weit treibst, alles auf Vorrat, doppelt und dreifach zu haben: Hut, Rock, Mäntel, alles. Sieh zu, mein Kind, ob dich die Welt dann auch liebenswürdig findet —" sie stockte, sie zögerte — „wem du dann gefällst, wen du damit beglückst! — Ich geh' jetzt, um mich umzukleiden; — muß ja sonst fürchten, du siehst wieder nach der Uhr, Möcht'st du unterdessen ein wenig über meine Warnungen nachdenken ..."

„Gewiß!" murmelte das Mädchen, mit verhaltener Melancholie.

„Also ein andermal mehr davon!"

Clotilde ging der Villa zu. Sie blieb stehn und sah noch einmal zurück, mit einem freundlichen Mutterblick; dann schüttelte sie aber plötzlich den Kopf. „Nein, ich kann's nicht anschauen! Diese Nüchternheit — das ist Mord!" Sie kam gelaufen, wie ein junges Mädchen, löste sich mit Eins zwei drei ihre himbeerrote Krawatte ab und band sie Luisen um den Hals. „Ich muß dich etwas aufmuntern. So!" Darauf lief sie ins Haus.

VI.

Luise stand regungslos im Weg und sah in die Luft. Sie meint, ich versteh' sie nicht, dachte sie und seufzte leise. Ich versteh' sie recht gut. Das alles gefällt ihr nicht, was ich vom Vater hab'; — bei dem sie nicht ist — und der nicht bei ihr ist. — Ach Gott!

Sie legte sich eine Hand auf die Stirn; dort oder anderswo — sie konnte nicht sagen, wo — war ihr weh zu Mut. Es war ihr schon öfter so gewesen, hier in diesen Tagen. Alsdann erleichterte sie nichts, als mit sich zu sprechen, laut; wie ihre lebhafte, so gern phantasierende Mutter, von der sie's geerbt hatte. Wie oft hatte sie schon als Kind mit lauter Stimme geträumt; bis sie endlich ein leises Lachen hörte und der Vater oder die Mutter oder beide in der Thür standen und auf ihr närrisches Mädel herablächelten ... „Ach," sagte sie traurig vor sich hin, „damals waren sie beisammen, die Eltern; und miteinander so lieb, so gut. — — Mutter mag mich nicht. Was soll ich denn anfangen, um ihr zu gefallen? Soll ich nicht mehr Luise von Hochfeld sein?"

Sie hörte Schritte hinter sich, erwachte und verstummte. „Meine Luise!" hörte sie dann. Sie fuhr vor Freude zusammen. Als sie sich herumdrehte, sah sie den Vater im Weg stehn; ganz so, wie sie ihn beim Abschied nach Neujahr gesehen hatte: im dunkelbraunen, breitrandigen Filzhut, einen braunen Kapuzmantel über die Schultern geworfen; darunter ein

schwarzer Rock. Er lächelte sie herzlich an. Sie lief ihm entgegen und warf sich ihm an die Brust. „Vater!“ rief sie und küßte ihn.

Er streichelte sie. „Gutes, holdes Kind! — Da steht sie! wirklich!“ — Ein zärtliches Lächeln flog über sein Gesicht: „Sprachst eben wieder laut mit dir; daran allein hätt' ich dich erkannt. Also diese träumerische Offenherzigkeit haben wir behalten! — — Friedrich hatte doch recht. Ich kam angefahren, da stand er an der Gartenthür. Er behauptete, du wärst noch im Garten. War mir grade recht: nun stieg ich gleich an der Gartenthür ab und schlich mich herein. Und kann meinen Liebling ans Herz drücken, ohne die ganze Bevölkerung des Salons zu sehn ...“

Mit einem Ausdruck des Widerwillens, die Brauen zusammenziehend, blickte er nach der Villa hin. Darauf suchte er das Kind wieder anzulächeln, fuhr ihr mit unruhiger Hand über das weiche, dunkle Haar. „Eine Stunde wenigstens hab' ich dich ... Dann — schnell wieder fort!“

„Nein,“ sagte Luise rasch, „nein, du sollst nicht fort.“ Sie nahm ihm Hut und Mantel ab und trug beides zu einer Hängematte, die in der Nähe zwischen zwei Bäumen hing, warf es dahinein. „Das geb' ich dir nicht wieder,“ sagte sie künstlich heiter, während sie zurückkam. „Also mußt du hierbleiben!“

Julius ward finster. Ein tiefes „Hm!“ — ach, sie kannte das so gut — brach aus ihm hervor. Sie verlor ihr Lächeln; etwas scheu sah sie ihm in die ernsten grauen Augen. „Verzeih, wenn ich eben was

Dummes gesagt hab'. — Ich wollt' dich nur nicht wieder hergeben, Vater; hab' dich ja noch gar nicht —"

Sie schmiegte sich weich an ihn; es war, als umrankte sie ihn. „Sei nur gut!" flüsterte sie. „Hab' mich lieb!"

„Was red'st du, Kind?" erwiderte er und streichelte sie wieder; „hätt' ich dich etwa nicht lieb? Bist du nicht mein Glück?" Er legte sie sich recht in den Arm; so führte er sie, zuweilen die leichte Gestalt ein wenig hebend, den gewundenen Kiesweg entlang, zum Elbstrom hin. Das Haus hinter sich, das er nicht anschauen mochte, blickte er mit ihr nach der Stadt hinüber, nach der alten und neuen Brücke, die noch von Leben wimmelten. Dann wieder sah er in ihr junges, charaktervolles, reizend nachdenkliches Gesicht. „Nein, nein," sagte er mit Vaterstolz, „deine Pensionsmutter hat nicht übertrieben: eine rechte Blume. Vorhin etwas blaß; jetzt nicht mehr ... Da steht eine Bank; komm, setzen wir uns. So, ganz nah zu mir; laß mich diesen schönen Augenblick mit ganzer Seele genießen!"

Er drückte sie sanft an sich; wie ein stilles Bild saß sie in der Dämmerung neben ihm da. „Dies ist nun also nicht mehr die Schulbank in der Pension," fing er nach einer Weile mit etwas gepreßtem Ton wieder an. „Englisch und Französisch haben wir vorläufig genug gelernt; jetzt auf gut Deutsch ins Leben — tapfer und tüchtig, nicht wahr — wie es uns auch anschaut!"

Sie hörte den leisen schwermütigen Klang in seiner

Stimme; in ihr selber klang's ebenso. „Gewiß, lieber Vater, gewiß!" sagte sie fröhlicher, als sie's fühlte.

„Deine Pensionsmutter, mein gutes Kind, hat mir viel Liebes und Schönes von dir geschrieben: daß du in manchem ein Vorbild für die andern warst, ausdauernd, gewissenhaft, treu, liebevoll mit allen Geschöpfen der Natur, Pflanzen oder Tieren; auch musterhaft ordnungsliebend." Er lächelte zufrieden. „Darin erkenn' ich mein Kind!"

Sie lächelte auch und nickte.

„Dann — ja, dann hat sie mir freilich auch andres geschrieben — das nicht so erfreulich ist. Gewisse Sonderbarkeiten deines Temperaments, die seien trotz all ihrer Bemühungen auch gediehen;" er lächelte gezwungener: „Unkraut in dem Weizen. Zum Beispiel, dieses ernsthafte Geschöpf, dieses charaktervolle kleine Mädchen da, plötzlich, so von Zeit zu Zeit, verfällt es in die Leidenschaft, sich zu vermummen, Faschingsnarreteien zu treiben, mit andern oder auch ganz allein; sich mit bunten Lappen und Fähnchen zu behängen, vor den Spiegel zu gehn, sich darin wie ein Pfau zu beäugeln — bis man ihr alles fortnimmt wie einem Kind. Ja, mit diesen Worten, glaub' ich, hat sie mir's geschrieben. Dann erwacht auch manchmal noch ein andrer kleiner Teufel in ihr, gegen den ich früher gekämpft hab', du weißt wohl noch; der Spielteufel ..."

Luise blickte ihn mit den dunklen Augen sehr ernsthaft an; es war ein eigentümlich verschleierter, rätselhafter Blick.

„Der Spielteufel,“ wiederholte er, durch diesen Blick etwas erregt; „also auch noch nicht ausgetrieben! Alles, was dir unter die Hände kommt, schreibt Frau Walter — Karten, Domino, Würfel, Damenbrett, ich glaub', auch Schach — alles wird in solchen Zeiten gepackt, ins Versteck geschleppt; und mit derselben zähen, leidenschaftlichen Ausdauer, mit der du sonst deine guten Eigenschaften ausübst, giebst du dich dann diesem Spielteufel hin!“

Luise wiederholte leise das Wort, das ihr offenbar nicht gefiel. „Warum ist denn das unrecht?“ sagte sie darauf, vor sich nieder blickend. „Ist es denn ein Laster, zu spielen? Ist es eine Schlechtigkeit, wenn man sich vermummt?“

„Das sag' ich nicht, mein Kind. Aber da nun einmal dieser Fluch auf unsern Fehlern ruht — wie oft hab' ich dir das gesagt — daß sie so wenig wie wir im Stand der Kindheit und der Unschuld bleiben, daß sie wachsen und wachsen, wenn man sie nicht ausreutet; und daß sie zuletzt wie Schmarotzerpflanzen den Stamm umschlingen und aussaugen, bis wir nur noch dazu da sind, für ihr Leben zu leben —“

Ein Seufzer entfuhr ihm, in einer plötzlichen Bewegung stand er auf, er atmete tief. Dann erst beendete er seinen Satz: „Darum sag' ich dir heute, daß mich das betrübt; daß es — mich erschreckt. Meine liebe Luise, gieb acht! Laß diese lieben kleinen Teufel nicht so wachsen, wie —“

Unwillkürlich blickte er nach der Villa hin, in der schon die ersten Lichter angezündet wurden. Er brach

ab; er schüttelte nur noch Luisens Schulter. „Jag sie fort!“ stieß er mit einer Art von Lächeln heraus. „Jag sie fort!“

Wie von einer inneren Unruhe getrieben ging er dann von der Bank hinweg, der Gartenmauer zu.

Luise blieb sitzen. Ihre Arme hingen schlaff hinunter, auch der Kopf sank ihr gegen die Brust. Die Lippen öffneten sich ein wenig; ein mutloser Seufzer drängte sich an die Luft. Mir ist nicht zu helfen, dachte sie. Was ich von der Mutter hab', das gefällt dem Vater nicht; und ihr nicht, was von ihm ist. Ja, was bleibt dann von mir? — Dann muß ich mich ja auflösen, in lauter Nichts. Dann haben sie vielleicht ein Kind, wie es ihnen gefällt!

VII.

Frau Fanny Morland kam aus dem Hause, in ihrem behaglichen, etwas wiegenden Gang, dem man aber doch wohl abmerken konnte, daß diese rundliche Frau wußte, was sie wollte. „Schwager Julius!“ rief sie, während sie näher kam. Julius stand mit einer unwirschen Gebärde still und kehrte sich zu ihr herum.

Die gute Erziehung siegte, er ging ihr entgegen. „Eben sagt mir euer Friedrich,“ fuhr Fanny wie in schönster Unbefangenheit fort, „daß du im Wagen gekommen bist. Das wär ein guter Einfall von dir!

Freut mich außerordentlich. Du Einsiedler, du Entflohener —"

Auf eine ungeduldige Bewegung, die Julius durchaus nicht unterdrückte, ward sie augenblicklich still. Sie lächelte nur noch herzlich, zur Begrüßung, und gab ihm die Hand.

„Guten Abend, Fanny," sagte er höflich. „Du hast Gesellschaft, darum dacht' ich gar nicht daran, dich oder irgend jemand zu stören. Ich wollte das Mädel sehn. Ich 'verschwind' auch bald wieder; mein Wagen wartet."

„Ah!" rief Fanny aus. „Nein, nein!"

Luise war aufgestanden, sie horchte. Er will wieder fort! dachte sie voll Schmerz; es gab ihr einen Stich in die Brust. Es empörte sich etwas in ihr ... Nein, fuhr ihr nun wie ein Blitz durch den Kopf, so bald lass' ich ihn nicht wieder fort! — Ihr fiel ein, daß sie ihm Hut und Mantel fortgenommen hatte; beide lagen noch in der Hängematte. Die war aber zu nah; man konnte sie sehn. Rasch entschlossen, nach ihrer Art, ging sie hinter dem Vater und der Tante vorbei, nicht zu schnell, damit die nichts merkten; eher etwas träumerisch, als hätte sie nichts im Sinn. Erst als sie vor der Hängematte stand, mit dem Rücken gegen die beiden, die sie miteinander sprechen hörte, lächelte sie kindlich froh; „du wirst angeführt!" sprach sie vor sich hin. Vorsichtig nahm sie Mantel und Hut, trug sie tiefer in den Garten hinein, bis zu einem kleinen Lusthäuschen, das bei dem großen Gewächshaus stand. Drinnen legte sie ihre Beute

auf den runden Tisch. Wer wollte sie nun finden? — Sie liebäugelte mit dem schönen braunen Hut, der für sie zum Vater gehörte, in dem sie ihn sich am liebsten vorstellte. Sie setzte sich dazu und legte eine Hand auf ihn. Auf einmal verging ihr dann alle Freude; sie fing an zu weinen ...

„Das hatt' ich mir schöner gedacht," sagte unterdessen Fanny, mit einem bekümmerten Blick auf den spröden Gast. „Ich hoffte — — Es ist ja wohl schon ein Monat, daß du nicht mehr hier warst!"

„Mag sein," entgegnete Julius. — „Clotilde macht Toilette, wie ich höre —"

„Ja, für das lebende Bild."

„Für das lebende Bild," sprach er ihr unfroh murmelnd nach. — „Wo ist denn Luise geblieben?"

„Da in den Garten hinein. Wird wohl wiederkommen. Ich weiß nicht, ob ich wagen darf, dich in den Salon —"

„Bitte, nein, nein!" fiel er ihr ins Wort. „Du weißt, meine liebe Fanny, mir gefällt eure moderne Gesellschaft nicht."

„Modern!" sagte sie ruhig lächelnd. „Ihr modernen Verächter der Gesellschaft braucht so gern das vernichtende Wort ‚modern'! Mein Gott, antik können wir doch nicht sein. Es wär' wohl auch noch sehr die Frage, ob wir dabei gewönnen, lieber Julius; mir scheint wenigstens, eure alten Griechen lebten auch in sehr ‚gemischter' Gesellschaft! Mit all ihren Fabelgeschöpfen, ihren Faunen, Satyrn, Centauren —"

Julius unterbrach sie wieder: „Fabelgeschöpfe?

Bitte sehr; ganz was anderes. Das sind alles tiefsinnige, symbolische, ewig wahre Geschöpfe; ewig wahre Nachbilder der menschlichen Unnaturen und Thorheiten. Eurer Unnaturen —"

„Ah!"

„Jawohl! Eurer, eurer! Ihr seid's, sie kannten euch alle — euch da im Salon!"

„Das ist mir neu," erwiderte Fanny herzhaft lächelnd. „Wenn du mir das gefälligst —"

„Centauren, sagtest du. Da in deinem Salon sind ja gleich so ein paar von ihnen, aus Berlin importiert! Fräulein Jeannette von Lossow, diese Prachtcentaurin, die offenbar in ihrer schönen Seele nur zur Hälfte Mensch, zur Hälfte Pferd ist —"

„Ah, ah!" rief Fanny aus, beleidigt und belustigt zugleich.

„Dann der Bankier Ellenberger, dieser Halbmensch, der sich durch seine Pferde zu ergänzen sucht; — der ist allerdings nur ein nachgemachter Centaur: die beiden Hälften sind künstlich zusammengenäht — wie die beiden Gaukler, die sich zusammengenäht hatten, um für siamesiche Zwillinge zu gelten. Dann schwebt da, wie ich höre, Frau von Helling herum, diese alte Sirene, die mit ihrer süßen Stimme die Männer anzulocken sucht —"

„Nein, du bist abscheulich! Pfui!" sagte Fanny, die wider Willen lächelte. „Als wenn mein Salon — — Und wir alle, sagst du. Also ich? Morland? Deine Frau?"

„Ist denn meine Frau nicht ein weiblicher Pro-

teus, wie man ihn nur wünschen kann? Bald macht sie nichts so glücklich, als im feuchten Element zu leben, als Schwimmkünstlerin; oder obendrauf, im Boot, in der Ruderquadrille. Bald klettert sie zu Fuß, in einem graziösen Kostüm, auf die hohen Berge; bald jagt sie zu Pferde unten im Wald, als moderne Amazone! Dann überfällt sie die Leidenschaft, vor den ‚Lampen‘ zu stehn, als dramatische Künstlerin; oder einen Salon durch ein lebendes Bild zu entzücken. Ist das ein richtiger Proteus oder nicht? — Und Morland — dieser gute Morland, den du so vortrefflich dressiert hast, das Leben zu genießen — dein gemütlicher, zufriedener Silen —"

„Silen!"

„Ja, Silen!"

Fanny versuchte den Schwager in tiefer sittlicher Empörung anzublitzen; es gelang ihr aber nicht, die Heiterkeit ging ihr nicht vom Gesicht. „Ich sollt' eigentlich wütend sein," fing sie mit ihrer lustigen Stimme an, „daß du so schauderhafte Sachen sagst; aber ich muß lachen. Mein guter, guter ‚Silen‘ . . . Ja, er ist zufrieden. Ja, er genießt das Leben. Und das ist die Hauptsache; und das ist mein Verdienst!"

Julius sah ihr in das fidele Gesicht, als wollte er sagen: an dir prallt auch alles ab! — Seine Augen gingen dann unruhig umher; er konnte Luise nirgends entdecken. „Das Kind kommt nicht wieder," murmelte er. „Clotilde — — Clotilde macht also noch immer Toilette?"

„Es scheint so."

„Hm! — Was für ein lebendes Bild wird man denn erleben?"

„Ach, wie nur sie es kann; von ihr allein gespielt! Eine ganze Reihe von Bildern, alle in einem Kostüm; bloß durch Veränderungen der Drapierung und der Stellung wird sie immer eine andere. Die sitzende Agrippina, die schlafende Ariadne; die Muse Polyhymnia oder wie heißt das Mädchen, dann die Flora; Niobide, die sich zu schützen sucht, stehende Matrone —"

„Der wahre Proteus! Bravo, bravo!" — Julius lachte auf. Er ging dann einige Schritte hin und her; es war keine Ruhe in ihm. „Ja, ja," sprach er zwischen den Zähnen, „dieser Proteus hat sich gut entwickelt ... Wenn ich denke, was sie nun schon alles nacheinander, nebeneinander war —"

„Mein Gott," sagte Fanny, „warum gönnst du ihr das nicht? — Wärst du nur tolerant, wie du könntest und wie du solltest —"

„Wie dein lieber Mann —"

„Ja gewiß, wie mein vernünftiger Mann! Dann wärst du froh, sehr froh, daß deine lebhafte und lebenslustige Frau nicht — kokett ist, so wenig wie ich; daß sie nicht an Männer denkt, nur an unschuldige Amüsements. Proteus, sagst du. Sie wechselt, ja. Aber sie wechselt nur mit ihren Liebhabereien, nicht mit ihren Liebhabern; sie hat keine — sie hat nur einen, einen leider nicht sehr beglückenden und beglückten — ihren unduldsamen Gatten!"

Julius' Brauen zogen sich eng und enger zusammen; er sah diese Frau fast feindlich an. Um die nötige Ruhe zu behalten, dämpfte er die Stimme: „Was ich darauf zu erwidern hätte, meine liebe Fanny, will ich dir nicht sagen. Dir will ich nur sagen: du in deiner unerschütterlichen Heiterkeit, du, grade du hast vielleicht die meiste Schuld! Du hast Clotilde seit Jahren gereizt, verführt, ihre schon beruhigte Proteusnatur wieder zu entwickeln; du hetzest sie immer tiefer in diese verhängnisvolle Ruhelosigkeit des Genießens und Glänzens und Begehrens hinein; jawohl, du, Fanny Morland! Und ich — —"

„Und du?" fragte Fanny mit äußerer Ruhe, da er nicht weitersprach.

Er antwortete nicht. Er fühlte sich aber in diesem Augenblick entschlossen wie noch nie. Und ich mach' ein Ende, dachte er, sei es wie es sei!

VIII.

„Ah, das lebende Bild!" entfuhr ihm jetzt; seine Brauen zuckten. In der Thür des Gartensalons erschien Clotilde, in einem altgriechischen Gewand von gelblich angehauchtem Weiß, ein Schleier wallte vom Kopf herunter; sie hatte aber, wohl als Schutz gegen die Abendluft, ein modernes, farbiges Tuch um die Schultern gelegt. Von dem weltklugen Einbläser, dem Friedrich, war ihr gesagt worden, daß Julius

im Garten sei; plötzlich hatte es sie dann doch sehr gedrängt, ihn zu begrüßen. Als sie jetzt in der Thür stand und ihn erblickte, machte sie eine lebhafte Bewegung, ihm entgegen. War es nun aber die Ruhe, mit der er stehen blieb, oder war es, daß neben ihm Fanny stand: sie hielt wieder an sich, legte nur flüchtig eine Hand ans Herz; dann stand sie wie ein wirkliches Steinbild da.

„Guten Abend, Clotilde," sagte Julius nach einer Stille.

Sie nickte mit dem Kopf.

Er trat einen Schritt auf sie zu; dann fiel ihm erst das Rechte ein. Er wandte sich wieder zur Hausfrau, deren beobachtende Augen hin und her gingen. „Gute Nacht, Fanny," sagte er sehr höflich und gab ihr die Hand.

„Ah," entgegnete sie lächelnd, mit gedämpfter Stimme, „das ist gut: er schickt mich aus meinem eigenen Garten fort! — Aber schon gut, ich geh' schon. — Wegen deiner letzten Reden sollt' ich dir sehr böse sein; ich bin aber zu gutmütig, es gelingt mir nicht. Also — gehab dich wohl; und auf Wiedersehn, wann es dir beliebt!"

Er grüßte stumm mit der Hand. Fanny ging zum Haus. Als sie an Clotilde vorbeikam, die sich nun näherte, flüsterte sie nur: „Bleib fest!"

Sie verschwand in der Gartenthür.

Julius erwartete seine Frau, ohne sich zu regen; es widerstand ihm, der Villa noch näher zu treten; für die Zwiesprach zwischen Mann und Frau war sie

immer noch näher, als ihm gefiel. Er sah mit widerwilliger Freude, in wie edler Haltung diese antike Gestalt heranschritt; sie erinnerte ihn wieder — früher hatte sie es oft gethan — an das Musterbild für griechischen, königlichen Gang, Charlotte Wolter, die Künstlerin. Aber „bleib fest!" sagte auch er zu sich. Erst als Clotilde fast vor ihm stand, trat er ihr entgegen. Die grauen und die braunen Augen winkten einander zu.

„Laß mich dir ohne weiteres sagen," begann er mit Fassung und fester Stimme, „was zu sagen ist; Umschweife zu machen, das stünd' uns nicht gut. Als ich zuerst zu Hans davon sprach, ich führe heut vielleicht hierher, da dachte ich nur des Kindes wegen zu kommen; oder vielmehr, ich bildete mir's ein. Dann ist mir aber klar geworden, daß es nun endlich — zur Entscheidung kommen sollte zwischen dir und mir. In jedem Menschen, weißt du ja, bewährt sich seine Natur; die meine —"

Er mußte erst einen jähen, tiefen Schmerz bekämpfen, ehe er weitersprach: „die meine erträgt keine Halbheit."

Clotilde war zusammengefahren, als sie das Wort „Entscheidung" hörte; auf dieses Aeußerste war sie nicht gefaßt. Sie bezwang sich aber wie er. Den Schleier ein wenig vom Gesicht zurückwerfend, sagte sie, wie wenn ihr Kleid sie zu einer alten Römerin machte: „Auch die meine nicht."

„Mag sein. Eben darum denk' ich — — Dieser letzte Monat war unleidlich; immer noch ein Warten

und Warten, ob es anders werde, ob deine Abneigung gegen mein Stillleben und — mich doch noch zu einem guten Ende kommen werde ... Das ist nicht geschehn; konnte wohl nicht geschehn. Und so hab' ich denn jetzt meinen Entschluß gefaßt; denn jeder Entschluß ist erträglicher als die Unentschlossenheit — in der man sich verzehrt. Also diesen meinen Entschluß leg' ich dir nun vor. Ich lasse dir eine letzte Bedenkzeit — natürlich — aber eine kurze. Jetzt fahr' ich wieder heim, aufs Land. Bis Mitternacht wart' ich dann noch auf dich. Bist du bis dahin nicht gekommen, reis' ich morgen ab."

Clotilde erschrak nun doch noch heftiger als vorhin. Es war ihr einige Augenblicke, als käme ihr die Erde entgegen, als müßten sie beide zusammenfallen. Sie drückte die Augen ein, um etwa so den Nebel zu verscheuchen, der sich ihr hineindrängte. Es gelang ihr auch. Sie blieb aufrecht, sie sah auch wieder klar. Der Erdboden kehrte in seine alte Entfernung zurück.

„So reisest du morgen ab —"

„Ja. — Auf lange. — Mit andern Worten: so machen wir aus einer halben Trennung eine ganze ... Ohne Geräusch, natürlich. Wir zwei unter uns; die Welt geht es nichts an. Luise —"

Jetzt zitterte er doch; drum zitterte auch die Stimme mit. Er wartete eine Weile, bis er ruhiger fortfahren konnte: „Luise kann und werd' ich dir nicht nehmen; sie ist ein Mädchen und gehört zur Mutter. Wir werden uns aber so einigen, denk' ich,

daß sie einen Teil des Jahres ihrem Vater gehört —"

„Julius!"

„Clotilde?"

Sie hob die Hände gegen ihn; ließ sie wieder sinken. „Befiehl, daß ich mit dir hinausfahre — so gehorch' ich!"

„Hm!" murmelte er. Dann schüttelte er den Kopf. „Ich will keinen Gehorsam dieser Art; der hilft uns zu nichts. Was für ein Zusammenleben, wenn es ohne Wahrheit, ohne Ueberzeugung ist, wenn es dem Widerwillen abgerungen ist? Nein, lieber Trennung; so weh — —"

Er sprach nicht weiter.

Auch Clotilde war eine Weile still; ein schmerzliches Lächeln irrte um ihre blaß gewordenen Lippen. „Thut dir's doch noch weh?" fragte sie endlich.

Er schwieg.

„Julius! Bist du ein anderer geworden oder ich? Früher gefiel dir an mir das alles, alles, was du jetzt verdammst. Meine Lust am Leben — meine Lust, mich in allerlei Gestalten zu bewegen, allerlei Künste zu können — meine ‚Sonntagsstimmung', wie sie damals hieß — mein ‚Unternehmungsgeist'. Du warst jung mit mir! Denk doch zurück. Als du noch so eifrig Bild auf Bild von mir machen ließest, oder selber machtest; Photographien über Photographien; weißt du das nicht mehr? Um all meine ‚Metamorphosen' darin festzuhalten, wie du sie nanntest — wie du sie an mir liebtest —"

„Verzeih," fiel er ihr ins Wort. „Das ist — lange her. Du warst eben jünger als jetzt. Jetzt muß ich fürchten —"

„Was?"

„Daß bei dir dauernd, ewig wird, was nur der Jugend gut steht; was dich nicht mehr schmückt, sondern — verzeih, Clotilde — sondern lächerlich macht, wenn es dich bis ins Alter begleitet! — Aber wie eine Leidenschaft ist es über dich gekommen — wie es über so manche Frau an der Grenze der Jugend, in den kritischen Jahren des Uebergangs kommt: jung bleiben um jeden Preis! glänzen und genießen! So kam es auch damals — so viel Jahre früher — über deine Schwester. Und nun sieh sie an: die Jugend ist zu Ende, aber diese Leidenschaft nicht; sie wird nie mehr enden, nie mehr, nie mehr, nie mehr! — Ihr Beispiel, statt dich abzuschrecken, hat dich angesteckt; ‚ewiger Karneval', das ist eure Parole. So schau' ich das Leben nicht an! So will ich nicht leben!"

„Nein!" sagte Clotilde bitter, mit verzogenen Lippen. „‚Ewiger Aschermittwoch', so heißt es bei dir! Denn dir ist es leider umgekehrt ergangen: vor der Zeit bist du still, alt und kalt geworden. Menschenmüde, weltscheu, vergraben in deine Bücher, Pflanzen und Gedanken — —"

Sie hielt inne, sie machte eine Bewegung mit der Hand, als jage sie ihre Worte weg, als vertreibe sie sie aus der Luft. „Verzeih," setzte sie ruhiger hinzu. „Ich hatte mir gelobt, diesen Streit nicht mehr zu erneuern—"

„Ich auch. Also vergieb! — Nur dies eine Wort laß mich dir noch sagen: du stehst so festlich, so geschmackvoll und edel gekleidet da — auch so schön — o ja — aber glücklich siehst du doch nicht aus. Mir deucht, du fühltest es eben selbst: diese Bewegung, mit der du dich abwandtest ... Und jetzt, in diesem herausfordernden Blick, ist doch auch mehr Trotz als Glück. Wie sollt' es auch anders sein? Du hast zu viel Geist, um mit solchen Karnevalsmenschen wirklich glücklich zu sein; und auch zu viel Herz. Du kannst es nur nicht mehr entbehren, in diesem Taumel zu leben, der deinen Ehrgeiz, deine Eitelkeit umflimmert, deine Phantasie berauscht. Befriedigen kann er dich nicht; das verlangst du wohl auch nicht ... O genug, genug! — Ich hab' also mein letztes Wort gesagt. Nicht daß ich ernstlich gehofft hätte, dich noch zu bekehren; dazu kenn' ich denn doch das Menschenherz zu gut. Aber — den Versuch war ich dir und mir noch schuldig. Den Versuch — den —"

Er zögerte, ein Ende zu machen. Seine Augen lagen mit einer letzten, langen Frage auf ihrem fast statuenbleichen Gesicht. Dort sprach aber nichts. Die trotzigen Lippen waren festgeschlossen, und auch wie versteinert. „Also genug, genug!" wiederholte er, dieses nutzlose Schweigen brechend. „Ich hab' nun mein Kind gesehn — und — und dich noch einmal — und nun ist's gut. Heute mitternacht — Ende. Dann morgen ein neues Leben; jeder für sich!"

Clotilde zuckte zusammen. Sie erwiderte dann aber: „Wie du willst."

„Nicht wie ich will —“

„Also wie ich will,“ sagte sie tonlos.

„Gut. — Gute Nacht!“

Es schien, daß sie gehen wollte; es ward aber ein Schwanken daraus, bei dem sie sich mühsam aufrecht hielt. „Clotilde!“ rief Julius und trat näher.

Das gab ihr Kraft, sich aufzurichten; sie wehrte ihn mit Fassung ab. „Was noch?“ fragte sie kalt.

Er trat wieder zurück. Eine letzte Stille entstand. „Wo ist Luise?“ murmelte er. Seine Augen suchten rechts und links; und sie fürchteten doch, das Kind zu sehn. „Lassen wir sie,“ murmelte er weiter; „wohl ebensogut, ich geh' fort, ohne sie zu sprechen. Sag ihr, bitte — — Nein, nein; es ist nichts zu sagen. Ich werd' ihr schreiben... Also gute Nacht! — Mein Mantel? Mein Hut?“

Es war dunkel geworden; der fast volle Mond begann jedoch zu leuchten, und Julius' scharfe Augen sahen weit genug. Ihm schwebte vor, als hätte Luise seine Sachen in die Hängematte gelegt; die war aber leer. Ah, nur fort, nur fort! dachte er. „Was liegt an dem Hut,“ warf er hin, um über die Stille hinwegzukommen; „ich lass' mir einen von Morlands Hüten holen. Und die Nacht ist mild. Milder, als ich dachte. Den Mantel, den brauch' ich nicht ..“

„Find'st ja auch draußen den andern, den gleichen,“ sagte Clotilde, scheinbar ruhig, mit verhaltener Bitterkeit.

„Ja, gewiß, gewiß. — Mir war, als wollt' ich noch etwas sagen. — Offenbar ein Irrtum ...“

Er wartete zwei, drei letzte Sekunden. Sie schwieg.

„Gute Nacht!“ murmelte er und ging, am Hause vorbei zur Gartenthür.

IX.

Erst nachdem er fort war — sie sah ihn nicht mehr, sie hörte nur noch gedämpfte Schritte — sagte auch Clotilde, tonlos: „Gute Nacht.“ Sie fühlte nun doch einen dumpfen Schmerz in ihren Knien; wunderbar ermattet fühlte sie ihre ganze Gestalt. Es wunderte sie auch nicht; eher staunte sie, daß nicht in allen Gliedern Weh und Elend war. Sie rang die Hände ineinander, ohne es zu wissen; aus ihren Augen leuchtete aber der starre Trotz. Näher beim Hause sah sie ein paar Sessel stehn. „Ach ja!“ seufzte sie. Halb unbewußt wankte sie hin und sank auf den nächsten. Abschied! dachte sie. Es schien ihr nicht ein Wort, sondern eine Sache, ein körperliches Ding zu sein. Es stand in der Luft vor ihr. So auch „Mitternacht“. Bis Mitternacht; dann ist's aus ...

Der Gedanke schüttelte sie. — Es ist aber nicht zu ändern, dachte sie. Es ist nicht zu ändern ...

Die beiden Hände legten sich vor ihr Gesicht.

Morland trat vorsichtig aus dem Hause, mit den kleinen Augen spähend. Noch bei der Thür fragte er mit möglichst wenig Stimme: „Julius ist fort?“

Clotilde fuhr auf. Sie blieb aber auf dem Sessel. „Ja,“ antwortete sie.

Die runde Gestalt kam näher, stand dann bedächtig, fast schüchtern still. „Ich störe, wie es scheint ...“

„O nein,“ warf sie hin.

„Sehr schön! — Wenn du nun also bereit wärst, meine liebe Clotilde —“

Ohne Blick, wie abwesend, fragte sie: „Zu was?“

Morland lächelte ein bißchen: „Eine merkwürdige Frage. Wir warten ja schon auffallend lange, teure Schwägerin. Wir warten mit Sehnsucht — mit Entzücken — auf das lebende Bild. Ist die schlafende Ariadne bereit?“

Clotilde legte sich fest gegen die Lehne. „Nein,“ antwortete sie.

„Nein?“

Sie zog sich das Tuch enger um die Schultern, als fröstle sie. „Jetzt anfangen? — Ich kann nicht. Ich — — Luft muß ich haben; Luft!“

Sie legte sich eine Hand an den Kopf.

„Was heißt das?“ fragte Morland bestürzt. „Was hat's gegeben? Was giebt's?“

„Weiter nichts, als daß ihr warten müßt. Sollst der Gesellschaft melden, verstehst du: das lebende Bild hat Kopfweh. Das lebende Bild bleibt noch hier im Garten! — Habt doch Geduld, Geduld. Bin ich denn nur auf der Welt, euch zu unterhalten?“

„Um Gottes willen! O nein!“ Morland that sein Aeußerstes mit beiden Armen, um ihr zu beteuern, das sei nicht der Fall. Diese Frauen mit

ihren Launen, o Gott, o Gott! dachte er; zugleich fuhr er aber fort zu reden: „Beste, Teuerste, wie bedaur' ich das; ich bin ganz geknickt. Kopfweh. Infam! Eine solche Frau und Kopfweh! — Soll ich Erfrischungen holen? Soll ich bei dir bleiben? Was soll ich?"

Der ganze Umfang des dicken Silens stellte sich zu Befehl.

„Sollst mich ein wenig in Ruhe lassen," erwiderte sie, den Kopf schüttelnd; „das ist alles, was ich wünsche. Weiter brauch' ich nichts. Geh, sag's ihnen. — Geh!"

„Augenblicklich, stantepede," stieß er diensteifrig hervor, mit einer Gebärde, als stürze er bereits davon. „Ich hoffe nur, süße Frau — — Nicht wahr, ich gehe in der Hoffnung auf —"

„Besserung! Gewiß!"

Sie entließ ihn mit einer ungeduldigen Bewegung. Er nickte und ging dem Hause zu. Als er an die Thür kam, hatte er schon sein ganzes phlegmatisches Behagen wiedergefunden; er zuckte wohl noch die Achseln, aber mit einer Art von Genuß. Gemütlich resigniert spitzte er die Lippen. Sie macht's grade wie Fanny, dachte er. Na, in diesem Punkt bin ich abgehärtet!

Die Thür schloß sich hinter ihm. Clotilde horchte, das Geräusch that ihr wohl; sie atmete erleichtert. Sie war nun wenigstens einstweilen allein auf der Welt ... Der heraufsteigende Mond schien nur gar so hell, und ihr ins Gesicht. Sie stand auf, sie wandte

sich von ihm ab, sah umher. Jetzt leuchtete das weiße Haus so grell unter seinem Licht; es war ihr so nah; es starrte sie so zudringlich an. Aus den Fenstern kam überall rötlicher, gelblicher Schein; als wären Dutzende von Riesenaugen auf sie gerichtet, neugierig oder vorwurfsvoll: warum amüsierst du uns nicht? du, unsre Primadonna? Warum treibst du dich so allein herum? Was ist dir geschehn?

Sie wandte dem Haus den Rücken zu. Ich will tiefer in den Garten gehn, dachte sie; wo mich niemand sieht! — Am Fluß war es zu frei, zu hell; rechts war die Mauer zu nah, der Garten bald zu Ende. Nur links, auf die Gewächshäuser zu, konnte sie in tiefem Schatten verschwinden. Sie schritt rasch, beinahe heftig aus, in diesen Schatten hinein. Mit einer Art von Wollust versank sie in die Nacht unter den hohen Bäumen, zwischen den dichten Gebüschen.

Als sie das große Gewächshaus und daneben das Lusthäuschen sah, hörte sie gedämpftes Sprechen; es klang wunderlich, traurig, dabei ganz eigen verschleiert. Sie war zuerst erschrocken, blieb dann lauschend stehn. Nun merkte sie, daß es aus einer dicht überwachsenen Laube kam, nur wenige Schritte von ihr, am Weg. Sie staunte beklommen: es war Luisens Stimme ...

Mit wem spricht sie denn? dachte sie. Eine Weile verstand sie nichts. Das Reden ward beinah zum Flüstern; dann zu einer Art von gesprochenem Gesang; aber undeutlich, wie aus dem Traum. Spricht sie denn mit jemand? — Clotilde schüttelte den Kopf.

Ach nein, dachte sie, dann kläng's nicht so. Mit wem sollt' sie auch — — Nein, das ist wieder eines ihrer Selbstgespräche! Das hat sie von mir! — Wirkt denn heut der Mond auf sie? Oder — ist ihr auch das Herz so traurig? — Könnt' ich nur verstehn!

Sie stand und regte sich nicht. In der Laube knarrte etwas; das Kind schien auf der Bank ausgestreckt zu liegen, sich unruhig nach rechts und nach links zu drehn; und es knarrte wohl die Bank auf ungleichen Füßen. Die junge Stimme wuchs allmählich. Sie klang so traurig, daß Clotilde auf einmal zitterte, was sie wohl hören werde . . .

„Ach, was wollt ihr denn?" — Luise sprach noch leise, aber doch zu laut; Clotilde verstand nun jedes Wort. — „Ach, warum quält ihr mich. Kann ich mich denn auflösen? Kann ich mich zerreißen? Laßt mich doch, wie ich bin. Bin ich denn nicht euer Kind? — Ihr könnt auseinander gehn, ach ja — ich kann's nicht; in meinem armen Kopf müßt ihr euch vertragen. Ihr müßt! Ja, ja, ja, ihr müßt! — Hab' doch das alles von euch geerbt, ohne daß ihr mich fragtet. All die ‚Teufel' und Nichtteufel, die haben in meinem Kopf miteinander gelebt all die Jahre her. Warum hetzt ihr sie mir gegeneinander auf? Was soll ich dann machen?"

Clotildens Kopf, bisher vorgestreckt, sank ihr allmählich gegen die Brust. Das Kind warf sich offenbar wieder auf der Bank herum; es kam ein Seufzer aus ihr, daß die Mutter zuckte. Eine Weile war's dann still. „Dich kenn' ich sehr gut," fing Luise plötz-

lich wieder an zu sprechen; „dich da in der Ecke! Du bist der ‚Spielteufel‘, wie Vater dich nennt. Du bist von der Mutter. Bist du denn so schlimm? Ich hab' immer nur gefunden, daß du lustig bist. Ach was, ich kann dich nicht so ohne weiteres hinausjagen ... Aber die andern auch nicht. Also geh hin und vertrag dich! — Geh zu dem andern da, zum Ordnungsteufel, den Mutter nicht mag. Halt du nur Frieden mit ihm, dann seid ihr wohl auch beid' nicht so schlecht, wie sie von euch sagen! — — Ach, Vater! Mutter! — Warum ist das so? — — Du bist der kleine Trotzteufel! der immer ‚Hm‘ sagt; das mag sie auch nicht. Na ja, mit dir muß es wohl auch besser werden; — dich werd' ich mit dem andern Bösewicht, dem Verkleidungsteufel, in die Ecke stellen, bis ihr besser werdet. Aber da steht dann und vertragt euch! Ich hab' euch von Vater und Mutter, ihr müßt Frieden halten! Wenn ihr alle auseinander geht, kann ich nicht mehr leben!"

Großer Gott! dachte Clotilde erschüttert, plötzliche Thränen in den Augen, wie das Kind phantasiert! — Als hört' ich mich selbst. Wenn ich als Mädchen, im Kummer über meine uneinigen Eltern, in halbem Fieber, in närrischen Phantasien — —

„Ach, Vater!" fing das Kind wieder an. „Warum bist du mir doch weggefahren; ohne Hut und Mantel. Ich hab' deinen Wagen rollen hören. Hast mir nicht einmal Adieu gesagt. Warst wohl wieder uneins mit ihr! — Nun scheint hier der Mond durch die Blätter; und ich lieg' hier allein; und er fährt allein. Und

im Saal machen sie nun wohl Musik, und Mutter steht als lebendes Bild . . . Ach, Vater! Mutter! — Ich bin auch nicht glücklich!"

Sie fing an, leise zu weinen. Hörbar war es doch.

Das ertrug Clotilde nicht; „sie weint!" fuhr ihr aus der Kehle, wenn auch fast ohne Klang. Sie bewegte sich wohl auch. Luise hatte das eine oder das andere gehört; ihr Weinen ward plötzlich still. Es schien, daß sie horchte. Dann stand sie auf und ging leise bis an den Eingang der Laube. „Ist da jemand?" fragte sie, mit Angst in der Stimme. Nach einer Weile, etwas mutiger: „Wer ist da?"

Clotilde hatte im Schatten gestanden; sie trat nun rasch in den Mondschein vor, als käme sie eben gegangen, und auf Luise zu. „Ich bin's," sagte sie.

„Du?" fragte das Kind verwundert, immer noch etwas verwirrt. Sie blieb in der Laubenöffnung stehn. „Wie kommst du hierher, Mutter?"

„Ich komm' aus der Villa, Kind. Mein Kopf ist nicht gut. Ich wollte mich in der Luft — — Nein, bedaure mich nicht! Laß mich nur hier — bei dir!"

Sie ergriff Luisens Arm und drückte ihn mit zärtlicher Heftigkeit.

Luise verstand nicht, was das sollte. Befangen, mit bittenden Augen sagte sie: „Verzeih, Mutter —"

„Was?"

„Ich war da in der Laube, im Mondschein — und ich hab' versäumt, dich mit anzuschauen."

„Du hast nichts versäumt! Das lebende Bild ist

noch hier, siehst du; noch hat es kein Mensch gesehn. — Anzuschauen . . . Eben schaust du mich ja an. Ganz mit — deines Vaters Blick . . ."

Auf einmal warf sich ihr das Kind an die Brust: „Verzeih! ich kann nichts dafür!"

Vor Erschütterung stand Clotilde eine Weile wie erfroren da. Sie hielt Luise in den Armen, wagte sie aber nicht zu drücken. „Kind!" stammelte sie endlich, sich allmählich fassend. „Was sprichst du nur? Ich versteh' dich nicht. Wie können dir solche Worte, solche Gedanken kommen . . ."

Ihr wuchs der Mut, sie preßte sie leidenschaftlich an sich. „Ich hab' dich ja über alles lieb, du närrisches Kind; so, so, wie du bist! ganz so, wie du bist!" Sie sah ihr in das gute Gesicht, das eben so kummervoll geträumt, auf die schöne junge Stirn, die wie im Fieber des Grams phantasiert hatte; mit beiden Händen faßte sie den Kopf, streichelte ihn, küßte ihn. „Ach, dieser arme Kopf — mit allem, was in ihm ist — laß ihn so, Luise. Er soll Frieden haben . . ."

Luise starrte die Mutter betroffen an; hatte die etwas gehört? — Clotilde machte ihre Uebereilung geschwind wieder gut: „Wenn ich dir vorhin weh gethan hätte, mein' ich; bei unserm Gespräch vor dem Haus. Als ich mit dir schalt . . . Ach, du bist mein gutes Kind. Ich hab' dich lieb, wie du bist!"

An die Mutter angeschmiegt, vor Glück lächelnd, drückte das Mädchen die Augen zu. „O," sagte sie leise, „wie thut das gut. — Daß du mir das jetzt

sagst — grade jetzt — o wie thut das gut. Wenn du wüßtest, Mutter ..."

Clotilde antwortete nicht und drückte sie nur an ihre Brust.

„Ach, laß mich noch 'ne Weile so ..."

„Ja, ja, ja," hauchte Clotilde ihr an die Wange hin. „Du hast recht: so ist's gut!" — Sie beugte den Kopf zurück und betrachtete das junge Gesicht. Wie sie ihm gleicht, dachte sie; und doch ein Mädchengesicht. — Wie wunderbar ist die Welt gemacht! — — Und ihre Mondscheinphantasien — darin m e i n, m e i n Kind. Ja, doch auch m e i n Kind! — Eine gute Mischung ...

Sie küßte das dunkle Haar, die lichte Stirn. Luise nahm der Mutter Hand und drückte die heißen Lippen darauf.

Ach, dachte Clotilde, so eine gute Mischung sollte auch die E h e sein; Frieden und Eintracht, wie in diesem jungen Kopf. — In einem jähen, hoffnungslosen Schmerzgefühl ließ sie das Kind aus den Armen. — Vorbei! Vorbei! Ach, das kommt nicht wieder!

X.

Auf dem schattigen Weg von der Villa her tauchten farbige Lichter auf; Stimmen und Schritte ließen sich hören, ein ganzer Zug kam heran. Es fehlte keiner von der lustigen Gesellschaft. Die Bowle hatte

sie angeheitert, man konnte es den Stimmen abmerken und auf den Gesichtern sehn. Morland ging voran, mit einer der älteren Damen; Ellenberger und ein paar junge Herren trugen bunte Papierlaternen, in denen die Lichter brannten. Marwitz hatte einen Hut auf dem Kopf, die andern waren unbedeckt. „Lebendes Bild im Mondschein," rief Morland, der offenbar nicht zu wenig getrunken hatte, wenn auch noch nicht zu viel: „Mutter und Kind!"

„Wir hielten es nicht länger aus, gnädige Frau," sagte Ellenberger. „Da das ‚Bild' noch immer nicht kommt, so gehn wir zum Bild!"

Fanny drängte sich vor: „Wir mußten sehen, hören. Na, du arme Kleine, wie geht's?"

„Danke," antwortete Clotilde, die sich wie von einer Schar von Bacchanten überfallen fühlte. „Besser. Sehr viel besser."

„Besser, sehr viel besser," sprach Fanny ihr nach. Dann lachte sie drollig auf. „Ich glaub' wahrhaftig, ich hab' zu viel Bowle getrunken!"

Ein unwillkürliches „Hm!" kam aus Luisen hervor. Sie trat darauf, wie erschrocken, hinter die Mutter zurück.

Wieder dieses väterliche „Hm!" dachte Clotilde; diesmal lächelte sie aber inwendig. — „Was giebt's?" fragte sie. Hans hatte sich an ihre Seite gestellt und machte ihr verstohlene, geheimnisvolle Zeichen.

„Diesmal war ich zu rasch im Urteil, Tante," flüsterte der Jüngling. „Wenn Stronzian ihr Ideal ist, dacht' ich, mit so 'nem Gaul konkurrier' ich nicht!

Aber das nehm' ich zurück. Ein ganz famoses Frauenzimmer! ein Prachtmädel!"

„Ah!" flüsterte Clotilde.

„Und gegen mich sehr liebenswürdig; aber schon sehr! Beim nächsten Rennen, dem Schlußmeeting — ein Flachrennen, ein Hürdenrennen und drei Steeplechases — soll ich Stronzian mit ihr in ihrer Loge bewundern. Morlands und ich. — Lebend oder tot, kommen muß ich!"

Er hatte nach und nach, vielleicht mit Absicht, etwas lauter gesprochen. Jeannette von Lossow war mittlerweile auch herangetreten; einige Hauptworte hatte sie gehört. „Sie sprechen von Stronzian?" fragte sie; ihre wasserblauen Augen waren voll Harmlosigkeit und Unbefangenheit.

„Nein, von Ihnen, gnädiges Fräulein!" erwiderte Hans galant. „Ich erzählte meiner Tante eben —"

Er sprach leiser weiter. Also schon wieder verliebt! dachte Clotilde. Richtig, nach einigen Augenblicken ging er mit dem Fräulein den Weg entlang, auf die Gewächshäuser zu, eifrig in sie hineinredend; sie sah in den Mond, er in ihr Gesicht.

Ellenberger und die andern Laternenträger waren in die Laube getreten und hatten dort die bunten Lichter auf den Tisch gestellt; sie kamen jetzt auf den Weg zurück. Ellenberger blickte den beiden jungen Leuten nach; er sagte nichts, aber er ging hinterdrein. Fanny, Morland, Marwitz verfolgten wieder ihn mit vergnügten Augen; sie sahen im Mondschein, wie

er zu den beiden stieß, wie nun zwei Trabanten um die üppige Jeannette kreisten. Fanny lachte leise. „Das muß man sehn,“ murmelte sie ihren Herren zu, „wie diese kluge Jeannette die beiden da magnetisiert! Sie will einen Mann haben!“

In ihrer Bowlenheiterkeit sprach sie allmählich lauter: „Beide haben Geld; der eine auch hübsche Pferde; der andre ist selber hübsch. Für wen wird sie sich entscheiden? Wer weiß das?“

„Um Gottes willen,“ flüsterte Morland, „sprich doch nicht so laut. — Die Bowle!“

Fanny lächelte.

„Sie nimmt Ellenberger,“ setzte Morland hinzu.

Fanny schüttelte den Kopf. Ihre Wangen glühten, ihre Augen lachten. „Ich wette, sie nimmt Hans!“ — Das Wort „wetten“ brachte sie auf einen fidelen Gedanken; mit immer lachenden Augen hob sie ihren Zeigefinger: „Wetten wir! Wetten wir!“ Sie griff in Morlands Brusttasche und zog ihr kleines Wettbuch heraus, riß ein Blatt davon ab und nahm ihren Bleistift. „Ich setz' fünfhundert Mark auf Hans, daß er früher ankommt. Wer hält gegen mich?“

Luise stand rückwärts, auch an der Laube, allein; sie hatte von Fannys Reden einiges gehört. Unwillig das Gesicht verziehend, stieß sie wieder ein „Hm!“ heraus, diesmal ganz unbewußt.

Niemand gab drauf acht; nur Clotilde, die sich auf eine Rasenbank unter dem Gebüsch gesetzt hatte, hörte den bekannten Ton. Was „hmt“ sie wieder? dachte sie.

„Im Mondschein kannst du ja doch nicht lesen," murmelte Morland.

„Zur Not, o ja!" antwortete Fanny; „aber da brennen ja die Lampions." Sie winkte ihren Herren und trat in die Laube; Morland und Marwitz folgten ihr. „Hans hat Rasse," fuhr sie fort und setzte sich an den Tisch; „und er hat gut gestartet. Wer hält gegen mich, auf Ellenberger?"

„Ich!" sagte Morland, fast zu laut; er legte sich dann die fette Hand auf den Mund.

„Ich auch," flüsterte Marwitz lächelnd.

Fanny schrieb mit ihrer modernen, kühnen (nachträglich gelernten) Schrift auf das ausgerissene Blatt: „Fanny Morland fünfhundert Mark auf Hans von Hochfeld; Handicap-Steeplechase; Ziel: Jeannette von Lossow. Herr von Marwitz fünfhundert Mark auf Bankier Ellenberger ..."

Sie schrieb für Morland das Gleiche. Morland schmunzelte. Er liebte jeden gewagten Humor.

Jeannette kam von den Gewächshäusern mit ihren beiden Männern zurück. „Ach Gott," seufzte Hans, nach einem heimlichen Eifersuchtsblick auf Ellenberger, „ich muß leider fort!"

Jeannette bedauerte es; ihre Augen suchten ihn noch zurückzuhalten.

„Das verdammte Pferd ist gesattelt," seufzte er weiter, „und die elende Pflicht ruft!"

Luise trat jetzt hinter der Laube hervor; auf einmal stand sie im hellen Mondlicht. „Du mußt fort?" sagte sie zu Hans. In diesem Augenblick fiel ihr ein:

sie hatten sich noch gar nicht gesehn. Sie gab ihm die Hand: „Guten Abend, Hans. — Du reit'st nach Hause? zu meinem Vater?"

Er nickte. „Das heißt, ich muß ja erst noch in die Altstadt hinüber; ein paar Besorgungen. Verbummelt. — Dann geht's Hals über Kopf hinaus!"

„Bitte, wart noch eine Minute!"

Luise lief fort, dem Hause zu.

„Sie reiten doch gern?" fragte Jeannette, die neben der Laube stand.

„O gewiß!" beteuerte Hans. „Mit Passion!"

„Ich find' alles andre fad; nur zu Pferde ist man ein Mensch! — Tanzen? Es ist so lächerlich, wenn man sich herumdreht —"

Hans nickte. Er stimmte jeder ihrer Behauptungen zu; — so ein Vollblutmädel.

„Und Schlittschuhlaufen," fuhr sie fort, „ist Cichorie!" — Sie lächelte ihn an. „Wollen Sie mit mir reiten, Herr von Hochfeld?"

„Ich? Ob ich will! Durch ganz Rußland, bis Sibirien!"

Fanny war in den Eingang der Laube getreten, das kleine Blatt in der geschlossenen Hand; Marwitz und Morland streckten hinter ihr die neugierigen geröteten Gesichter vor. „O seht, seht," flüsterte Fanny zurück, „wie sie den Hans avancieren läßt. Seht Ellenbergers versauertes Gesicht. Ich wette noch fünfhundert auf Hans!"

Marwitz lächelte überlegen, staatsmännisch. „Er behält aber nicht die Führung."

„Ein Outsider," murmelte Morland geringschätzig.

Fanny lachte die Herren leise aus. „Wer hält Ellenberger?"

Marwitz deutete auf seine Brust.

Ihren Gatten beiseite schiebend, trat Fanny wieder an den Tisch, setzte sich und schrieb.

Jeannette hatte sich inzwischen zu Ellenberger gewendet, um den etwas Vernachlässigten wieder aufzuheitern; es kam auch schon ein erster Sonnenstrahl in sein Gesicht. Hans blickte den Weg hinunter, ob Luise käme; dabei entdeckte er Clotilde in ihrem Schatten, auf der Rasenbank. Abschied nehmen! dachte er. Ihm war lächerlich verrückt zu Mut: das Herz in ihm lachte und blutete zugleich. Es blutete und lachte ... Er ging zu Clotilden hinüber. „Gute Nacht," sagte er mit weich gedämpfter Stimme, „Tante aller Tanten."

Sie zog seinen Kopf sanft zu sich herunter. „Armer Junge!" sprach sie ihm ins Ohr. „Es scheint, du bist schon wieder rettungslos verliebt!"

„Rettungslos!" antwortete er.

Luise kam in geschwindem Schritt, ein eingewickeltes, großes und dickes Buch im Arm. Sie zog Hans von der Mutter fort, ein Stück Weges weiter. „Willst du mir einen Gefallen thun, Vetter?" sagte sie leise, als niemand sie mehr hören konnte. „Schau, dieses Buch. Willst du das mitnehmen, und sobald du meinen Vater siehst — — Siehst ihn heute noch?"

„Ich denke."

„Willst du's ihm dann geben?"

„Natürlich! Mit Vergnügen!"

Sie legte es ihm auf die Hand. „Donnerwetter! Schwer!" sagte er erschrocken.

„Ja, leicht ist es leider nicht —"

„Ach, das macht ja nichts. — Was ist denn drin?"

„Nicht neugierig sein. — Ihm selber geben."

„Sehr wohl! — Gute Nacht!"

Er drückte ihr die Hand, mit dem gemütlichen, leidenschaftslosen Vetterdruck. Als sie nun aber zur Laube zurückkamen und er noch einmal vor Fräulein Jeannette, vor dem „Prachtmädel", stand, und sie ihm so fest, so unbegreiflich kräftig die warme Hand mit ihrer noch wärmeren drückte, da ward ihm anders zu Mut. „O mein Fräulein," fing er an; es kam aber fast kein Ton heraus. „Mein verehrtes —"

Er sah jetzt, daß all die andern ihn anschauten; ihm verging das Sprechen. Er machte seiner Dame nur noch eine verlegene, tiefe Verbeugung, wie vor einer Fürstin; dann ging er im Sturmschritt davon.

Clotilde sah ihm nach, heimlich mitleidig lächelnd. Was hat ihm Luise gegeben? dachte sie dann und suchte das Mädchen mit ihren zärtlichen Augen. Luise stand am Eingang der Laube; sie warf einen Blick hinein; darauf zeigte sich wieder ihr ernsthaftes, fast zu ernstes Gesicht. Sie blickte die Mutter, die sich näherte, wie auffordernd an. Sie winkte mit dem Kopf, zur Laube hin. Was wollte sie? Was meinte sie?

Schnell entschlossen ging Clotilde an ihr vorbei und in die Laube hinein. Dort saß Fanny noch am Tisch, bei den Papierlaternen; sie las leise vor, was

sie geschrieben hatte, die beiden Männer lächelten. „Was habt ihr da?" fragte Clotilde. „Was erheitert euch so?"

„Ach, nur ein kleiner Spaß!" raunte Fanny, mit ausgelassen vergnügten Augen. „Wir wetten auf Ellenberger und Hänschen: wen wird sie erhören? wer siegt? Ich hab' tausend Mark auf Hänschen gesetzt —"

Sie wollte weiterreden; nun stockte sie aber vor Clotildens empörtem Gesicht. „Das ist ein schlechter Spaß, meine teure Fanny!" sagte Clotilde in der ersten Entrüstung zu laut; sie dämpfte dann die Stimme. Sie riß Fanny das Blatt aus der Hand und steckte es in ihre Tasche. „Ihr macht die Pferde zu Menschen, jetzt wollt ihr auch die Menschen zu Pferden machen; der Karneval wird mir doch zu toll!"

Fanny stand auf. Tiefverwundert, bestürzt guckte sie die Schwester an; ihre weltklugen Augen waren nun ganz dumm. Die Männer starrten nicht viel anders. „Was hast du?" stammelte Fanny endlich. „Warum so empört?

„Clotilde hat recht," murmelte Morland, der geschmeidige; er suchte seine Verlegenheit mit halb ernsthaftem Ausdruck wegzulächeln. „Es ist eine Frivolität!"

Jeannette und Ellenberger erschienen vor der Laube; mit ahnungsloser Neugier schauten sie hinein. Geschwind plauderte Morland weiter, mit einem süßen Blick auf Clotilde: „Also nun das lebende

Bild? Meine teure Schwägerin, dürfen wir nun hoffen?"

In der Thür der Laube, hinter Jeannette, bemerkte Clotilde noch ein Gesicht; eigentlich nur die Stirn und die Augen; sie erkannte aber gleich ihr Kind. Sonderbar — und ganz mit des Vaters Blick — schauten die Augen sie an; als wollten sie sagen: thu's nicht! — Clotilde wußte nicht, was sie wollte; es war ein wüstes Durcheinander in ihr. Die Entrüstung, die Weltrücksicht, die Spiellust; dazu das neue Gefühl für ihr Kind ... „Ich bitt' noch um 'ne kleine Weile Geduld," sagte sie, eine Hand am Kopf, als schmerze der noch. „Die Herren und Damen, denk' ich, gehn wieder ins Haus; unterdessen erhol' ich mich ganz und —"

„Das sei fern von uns, daß wir dich bedrängen," fiel ihr Morland ins Wort. „Wir sind immer in deiner Schuld!"

Schmeicheln schadet nie! dachte er.

„Mein Gatte hat recht!" rief Fanny, die sich über seine diplomatische Gewandtheit freute. „Ich find' übrigens, hier wird's kühl. Erkält' dich nur nicht, Tilde. Also Rückkehr in den Konzertsaal, wenn ich bitten darf! Wir machen noch Musik!"

„Gehorsam ist des Christen Schmuck," sagte Marwitz lächelnd, zu Fanny und dann zu Clotilden gewandt.

Die Gesellschaft ging; diesmal die drei Herren mit den Papierlaternen voran, die sie aus der Laube geholt hatten. Jeannette schlenderte hinterdrein. Sie

that es wohl mit Absicht; denn sie kehrte noch wieder um und war mit ein paar raschen Schritten bei Clotilde, die wieder auf ihrer Rasenbank saß. Ebenso geschwind sagte sie, mit halber Stimme: „Ich hab' übrigens ein neues Verdienst an Ihnen entdeckt, angebetete Frau."

„Nämlich?"

„Ihren Neffen Hans!"

Darauf lief sie den andern nach.

XI.

Clotilde folgte ihr mit den Augen; es war aber ein kriegerischer Ernst darin. Ja, dieser dumme Hans! dachte sie. Den werd' ich doch vor dir zu schützen suchen, meine teure Jeannette!

Alle waren fort; Luise auch. Wo war die geblieben? — Doch nicht mit den andern ins Haus? — Clotilde schüttelte den Kopf. Das war doch unmöglich! — — Es ward ihr auf einmal so eng, so bang zu Mut; sie fühlte es stark; ihr Verstand stellte sich aber noch immer, als verständ' er's nicht. Was will ich denn Schlimmes thun? dachte sie. Ums Herz war ihr aber so schwer, als wollte sie ein Verbrechen begehn; oder als riefe sie eine mahnende Glocke und sie ginge nicht ...

Vor Ueberraschung und Schreck stand sie auf. Luise kam von den Gewächshäusern her; sie hatte

aus dem kleinen Lusthäuschen des Vaters Hut und Mantel genommen, den braunen Hut aufgesetzt und den braunen Mantel umgehängt. Im ersten Augenblick war Clotilden, als käme Julius selbst. Nun sah sie aber Luisens Lächeln, im Mondlicht. Das Kind blieb vor der Mutter stehn, mit einem militärischen Gruß.

„Wo hast du das her?" fragte Clotilde. „Vater hat's gesucht, als er fortging."

Luise lächelte, wie eine sechzehnjährige Spitzbübin. Immer war aber heut ein gewisser Ernst hinter ihrem Lächeln; auch jetzt.

„Hattest du's versteckt?"

Luise nickte.

„Warum?"

„Weil — — Ich wollt' ihn nicht fortlassen. — Er ist aber doch fort!"

„Hm!" sagte Clotilde bewegt.

Das Mädchen lächelte etwas erzwungen: „Jetzt machst du ‚Hm!' Du!"

Clotilde sah sie eine Zeit lang schweigend an. „Kind, wie siehst du aus?" warf sie dann möglichst harmlos hin; es klang aber doch viel hindurch. „Wie — merkwürdig diese Vermummung dir steht. Bist ihm wirklich ähnlich — dem Vater — als er jung war . . ."

Luise griff nach dem Mantel, um ihn abzulegen; Clotilde machte aber eine abwehrende Bewegung. „Nein, nein, bleib noch so! Ich muß dich noch 'ne Weile so anschauen; im Mondschein. Es hat so was —

Märchenhaftes. — Geh, Kind, tritt einmal etwas zurück. Daß du etwas undeutlicher wirst — und ihm ähnlicher. So! — — Was für eine Idee, so zu mir zu kommen. Ich fang' ja an zu träumen, zu phantasieren, wenn ich dich so sehe. Ich denke, jetzt —"

Ihr ward so beklommen, daß sie nicht weitersprach.

„Was denkst du?" fragte Luise.

„Ich denke, jetzt wird sie das oder das thun, was der Vater that ..."

Luise lächelte. Der Spielsinn in ihr war schnell geweckt; er hatte vielleicht nur auf so ein Wort gewartet. Einen Augenblick dachte sie nach; dann nahm sie eine denkende, sinnende Stellung an, eine Hand am Kopf.

„Richtig! Da thut sie's schon. — Sehr gut. — Wie du ihm das abgelauscht hast, wenn er so dasteht und in seine Gedanken versinkt. — Sonderbares Kind! — Wo willst du hin?"

Luise trat zu einem der Gebüsche, wobei sie Julius' Gang nachzuahmen suchte; unter dem Gebüsch blühten Spätsommerblumen. Sie sah auf die hinunter und auf den Busch, aufmerksam, liebevoll. „Weißt du, so steht er morgens im Garten, vor seinen Pflanzen. Stellt sich so hin, weißt du, um zu sehn, was über Nacht geworden und gewachsen ist —"

Clotilde lächelte: „Ja, ja. Und pflegt sie."

„Und nimmt hier 'ne Raupe ab — und da wieder eine ..."

Das Kind that es ihm nach.

„Und dann bindet er mit furchtbar ernstem Gesicht diese Ranke fest, die so zwecklos in der Welt herumirrt. Und bricht die welken Blätter ab ...“

Luise spielte das alles. Mit kopfschüttelndem Staunen sah Clotilde zu.

„Ja, ja, ja. — Wie du das machst!“

„Das hab' ich ja von meiner Mutter,“ sagte Luise kindlich drollig lächelnd; „das ist Künstlerblut. — Die Mutter in mir spielt den Vater in mir.“

„Meinst du!“

Clotildens heiteres Staunen verging; ein tiefer, befangener Ernst erfüllte ihre Züge. Auf ihrer Bank weit vorgebeugt starrte sie das Mädchen an; „ach, wie märchenhaft, wie wunderbar das ist,“ murmelte sie. — „Spiel ihn weiter, Kind! — Laß ihn auch einmal reden, Kind. Oder kannst du das nicht?“

Luise schüttelte den Kopf. Sie ward blaß; so erschreckte sie dieser Gedanke, der sie doch auch reizte. Ein scheuer, noch zaghafter Wunsch, es zu thun, flog ihr durch das junge Herz.

Clotilde bewegte sich, als wollte sie aufstehn; jetzt sagte Luise rasch, mit plötzlichem Entschluß: „Doch, Mutter, ich kann's!“ Sie zerrte vor Erregung mit der einen Hand an der andern und wiegte den rechten Fuß auf den Zehen. „Ich möcht's einmal versuchen, Mutter. — Er ist auf dem Lande, weißt du ...“

Sie suchte noch ihren Gedanken, ihre Worte.

„Ja,“ murmelte Clotilde.

„Im Garten ist er; ganz allein. Er hat mit

seinen Pflanzen geliebäugelt; jetzt — guckt er umher, als sucht' er jemand. Er denkt —"

Sie sagte nicht, was er denke; sie wagte auch nicht mehr, die Mutter anzusehn. Aber sie fing an zu seufzen, in Julius' Art, so gut sie das konnte. Es gelang noch schlecht; ihr Herz schlug zu unruhig, sie fürchtete sich. Ach was, dachte sie, warum mich fürchten; Mutter sitzt ja so still, so gut. Ich muß es thun — ich muß was thun . . .

„Luise!" rief sie dreist, wie mit des Vaters Stimme, den Kopf auf die Seite gedreht. — „Ja so. Luise ist nicht hier. Die ist in der Stadt. — Und hier ist's so still. — Warum kommt denn meine Luise nicht zu ihrem Vater? Hat sie ihn denn nicht lieb? Sehnt sie sich nicht nach ihm? — Ach, was red' ich da; wie kann ich das sagen. Gewiß hat sie ihn lieb. Sie sehnt sich auch nach ihm. Aber sie muß ja in Dresden bei der Mutter bleiben . . ."

Die Worte waren glücklich heraus; nun zitterte sie aber selbst. Zur Mutter hinschauen mochte sie nicht; mit dem Augenwinkel konnte sie jedoch sehen oder fühlen, daß sich die helle Gestalt auf der Rasenbank unruhig bewegte. Wird's nun schlimm? dachte sie. Wird sie nun bös?

Es kam nichts. Es ward eine tiefe Stille. Die helle Gestalt regte sich auch nicht mehr. Endlich konnte Luise den Atem der Mutter hören, so laut ging er durch die schweigende Nacht. „Warum hast du schon aufgehört?" sagte Clotilde nach einer Weile, so weich und so heimlich bewegt, daß es dem Kind

über die Haut lief. „Spiel nur weiter, Kind. ‚Sie muß bei der Mutter bleiben' ... Sag nur alles, was er sich denkt!"

„Ja," antwortete Luise selig; obwohl ihr noch immer der Mut verging, nach der Bank zu blicken. „Also er steht da noch im Garten. Und — er denkt und denkt ..."

Sie wühlte ein wenig mit der Hand in ihren Haaren, wie sie's am Vater kannte. Ihr Blick bohrte sich in die Erde, es legte sich eine tiefe Schwermut auf das rührend junge Gesicht. „Wo mögen die nun wohl sein?" fing sie wieder an, als wär' sie der Vater; die Aehnlichkeit des Tons und der Stimme wuchs. „Im Saal, bei der Musik? Oder sind sie noch im Garten, im Mondschein — Mutter und Kind — und denken auch einmal an mich?" — Leise begann ihr die Stimme zu zittern, aber ungewollt. „Ist ihnen doch ein wenig traurig zu Mut, daß sie nicht bei mir sind? Haben sie doch auch etwas Kummer, wie ich?" — Jetzt hielt sie den Kopf und eine Hand so, als horchte sie. „Was ist das? Rollt da nicht ein Wagen auf den Hof? Ich hör's ja, wie die Hufe stampfen. Mein Gott! Könnten sie das sein? Wenn sie plötzlich kämen, um mich zu überraschen. — Clotilde! Luise!"

Sie hob die Stimme, als riefe sie. Dann sank die aber ebenso geschwind, und mit ihr die Gestalt. „Nein, jetzt hör' ich's. Kein Wagen. Nur ein Reiter. Nur Hans. Niemand als mein guter dummer Hans ..."

Sich nach rechts wendend, wie zu einem Ein-

tretenden, sagte sie nur noch, so recht resigniert: „Guten Abend, Hans!“

Es ward wieder eine tiefe Stille. Nichts, gar nichts rührte sich auf der Bank. Luise sah noch immer nicht hin. Bei dem Schweigen ward ihr endlich bang zu Mut; sie grollt mir wohl so! dachte sie. Dann schämte sie sich aber ihrer Bangigkeit. Sie wandte das Gesicht der Mutter zu.

Jetzt wunderte sie sich: Clotilde saß in sich zusammengesunken, die Hände vors Gesicht gelegt. Luise hatte einmal ein Bild gesehn, auf dem war eine Griechin oder Römerin auch so abgebildet, wie in einen großen Kummer vertieft. Daran mußte sie denken, bei diesem antiken Gewand und dem Schleiertuch. Es schien nun sogar, als finge die Mutter leise an zu weinen ... Eine andre Bangigkeit kam über das Kind. Sie fürchtete: ich hab' ihr zu weh gethan ...

„Verzeih, Mutter!“ flüsterte sie. „Es — es kam mir so. — Ich war kindisch. Ich will nicht wieder — —“

Sie nahm sich den Hut vom Kopf und warf ihn ins Gebüsch, wo er hängen blieb.

„Nein, nein, nein,“ sagte Clotilde, so still weiter weinend. „Laß nur. Es war gut. — Laß nur. O laß nur ...“

Sie nahm die Hände vom Gesicht und stand auf. „Kind! Ach, komm zu mir!“

Immer noch zagend trat Luise zur Bank. Auf einmal fühlte sie sich umschlungen, rundum, so leidenschaftlich wie noch nie. Sie fühlte der Mutter nacht-

kühlen Mund auf dem ihren, und einen rollenden, warmen Tropfen. „Luise! Mein Kind!“ sagte die zitternde und thränende Stimme zwischen Kuß und Kuß. „Du mein einziges . . . Meiner Jugend Kind! Meiner Liebe Kind!“

XII.

Friedrich, der Diener, der von der Villa her kam, blieb in einiger Entfernung stehn; er wartete respektvoll, wie er's gewohnt war, bis die Umarmungen von Mutter und Tochter ein Ende nahmen. Sie dauerten ihm allerdings unbegreiflich lange; das war aber ihre Sache; seine Sache war, geduldig auf seinen beiden Füßen zu stehn. Als Clotilde, das Kind noch in einem Arm haltend, den umschleierten Kopf endlich wandte, räusperte er sich, auch nach seiner Gewohnheit; darauf trat er heran. „Ach ne, keine Sorge, gnädige Frau,“ sagte er zur Beruhigung, „die Herrschaften schicken mich nicht; die machen noch Konzert. Ich wollt' mir nur erlauben, zu fragen — da ich höre, gnädige Frau sind nicht so ganz wohl — ob Sie vielleicht meine Dienste wünschen. Wir haben ja unsre Hausapotheke.“

„Mein guter Friedrich,“ versetzte Clotilde langsam, als erwachte sie aus einem Traum. „Hausapotheke . . .“

Sie lächelte. Das Kind an sich drückend fragte sie: „Was hat er eigentlich gesagt?“

„Nichts, Mutter. Er fragte nur —"

„Wie es mir geht?"

Luise nickte.

„Ach, der gute Friedrich. — Ich hatt' ihn ja doch zu Bett geschickt; oder hatt' ich das nicht? — Er schüttelt den Kopf. — Wie's mir geht? Besser, besser, Friedrich. Viel, viel, viel besser!"

Sie ließ Luise aus dem Arm; es war nun offenbar eine Unruhe über sie gekommen. Sie starrte in die Büsche; dann zum Himmel auf. Mehrere Male nickte sie, wie ein Mensch, der sich in seinem Willen klar wird, der an seinem Entschluß nun nicht mehr deutelt oder zweifelt. Danach lächelte sie, offenbar vor Freude; ihr blasses Gesicht verjüngte sich. Ein rosiger Hauch erschien auf den Wangen. „Wie spät ist es?" fragte sie, sich langsam wieder zu den beiden wendend.

„Neun Uhr," erwiderte Friedrich.

„Neun Uhr . . ."

Sie sah an sich hinunter. „Die schlafende Ariadne . . . Ach, was thut das. Man hängt ihr was um. — Sagen Sie, Friedrich: ob die Gartenthür an der Landstraße wohl noch offen ist?"

„Gewiß, gnädige Frau."

Sie wiederholte mechanisch: „Gewiß. — Kind, laß einmal mich den Mantel — —"

Sie nahm Luisen den braunen Mantel von den Schultern und hängte ihn sich selber um, bedeckte damit auch vorn ihr gelbweißes Gewand. Dann trat sie an den Busch, in dem Julius' Hut hing, warf

ihren Schleier ab — sie mußte ihn erst aus dem Mantel lösen — und drückte sich den Hut auf das üppige Haar. „Braun," murmelte sie. „Man könnte darin aussehn wie 'ne Pilgerin; — das war ich noch nie. — Pilgerin auf der Bußfahrt —"

Sie flüsterte in sich hinein: „Die nicht ruht, bis sie ihr frommes Ziel — —"

Mit einer ihrer jugendlich raschen Bewegungen trat sie wieder vor Luise hin und legte ihr die Arme um die Hüften, indem sie die Hände hinter ihr zusammenschloß. „Willst du mitgehn?" fragte sie. „Willst du mich begleiten?"

Das Mädchen wußte noch nicht: verstand sie die Mutter recht? Es war aber ein so eigener Glanz in deren Augen ... „Gewiß!" sagte sie für jeden Fall.

„Aber weit, weit!" — Clotilde deutete auf den Mond. „Was thut das; die Nacht ist hell!"

„Mutter!" flüsterte Luise; nun zweifelte sie nicht mehr. Sie hätte beinah gelacht vor Glück. Ihre Arme, ihre Hände zitterten vor Freude.

„Aber — wir zwei allein?" sagte sie dann leise; es rührte sich die väterliche Bedächtigkeit. „Diesen weiten Weg? bei Nacht?"

„So hell."

„Aber doch nur zwei Frauenzimmer. — Vater wär's nicht lieb ..."

Clotilde kämpfte ein wenig; das Absonderliche, Romantische hatte sie gelockt. „Friedrich!" sagte sie dann.

„Gnädige Frau?"

„Sie sind nun wohl sehr müde, Friedrich?"

Er begriff, um was es sich handelte; ein Freudelächeln huschte über sein Gesicht. Gleich sah er aber wieder nach gar nichts aus. „Ach ne, gnädige Frau," antwortete er mit seinem trockenen, verschlossenen Ernst. „Ich hab' mich ja auf Ihren Befehl ausgeruht."

„Haben Sie das wirklich gethan?"

„O ja."

„Lange?"

„Sehr lange nicht, das müßt' ich lügen; aber doch lang' genug."

„Wenn Sie nun aber tüchtig marschieren sollten?"

„Wär' mir grade recht. Nur im Stillsitzen schlaf' ich ein. — Die Luft ist so gut."

„Ich thu' Ihnen a u c h einmal was zuliebe, Friedrich! — Sie gehn also ins Haus und holen Ihren Hut; und Hut und Mäntelchen für Luise; aber ohne daß man's merkt. Und dann geben Sie diesen Zettel an Heinrich ... Ja so, ich hab' nichts bei mir."

„Ich immer, gnädige Frau!"

Friedrich zog ein kleines Taschenbuch aus der Brusttasche und riß ein Blatt heraus. Clotilde nahm es und schrieb ein paar Worte, auf Luisens Rücken. „Hätten Sie auch ein kleines Couvert?" fragte sie.

Er nickte, er hatte schon eins aus derselben Tasche hervorgeholt. Er führte Bindfaden bei sich, Oblaten, Briefmarken, Heftpflaster, alles. Das beschriebene Blatt übernehmend, faltete er es, steckte es in den Umschlag

und leckte ihn zu. „Also an Heinrich geben!“ sagte Clotilde noch einmal. „Er soll das Billet eine halbe Stunde behalten; dann soll er es an Frau Morland geben. Es sei eine Ueberraschung.“

„Versteh' schon. Werd's schon machen.“

„Sie treffen uns dann bei der Gartenthür.“

Friedrich nickte und ging. — Clotilde legte sich eine Hand auf die Brust. Ihr war zu Mut, wie wohl noch nie.

„So, nun komm!“ sagte sie leise.

Luise trat zu ihr. „Die werden sich wohl wundern,“ sagte sie ebenso, nach dem Haus zu blickend.

„Die mögen dann weiter wetten. — Ich hab' meinen Weg. Ich mit meinem Kind!“

XIII.

Hans von Hochfeld verlor allmählich die Geduld. Zweimal war er schon mit Luisens Buch in Onkel Julius' Arbeitszimmer eingetreten, um es ihm versprochenermaßen selbst zu übergeben; jetzt kam er zum drittenmal und der Oheim war noch nicht da. Die große Stockuhr hatte halb zwölf geschlagen. Müde war Hans nicht, heute abend gar nicht; aber er sollte doch zu Bette gehn. Heimgekommen war der Onkel gewiß. In seinem Schlafzimmer war er nicht, in den andern auch nicht. Auf seinem Arbeitstisch brannte die Lampe; sonst war alles dunkel und tot. So

konnte er nur im Garten sein, im Mondschein spazieren gehn ... Zum vierten- oder fünftenmal trat Hans an die große Glasthür; bisher hatte er in dem mondhellen Garten nichts Lebendiges entdeckt. Diesmal — ja! Da ging er! Aus der Nacht unter den dichten Bäumen kam er ins Lichte heraus, ging quer über den Rasenplatz hin; den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken, wie er das so liebte.

Merkwürdig! dachte Hans. Eigentlich verrückt! So kurz vor Mitternacht irrt er noch umher. — Wenn er noch ein verliebter junger Bursch wär' wie ich! — — Schauderhafte Einsamkeit hier! Keine Musik, keine Parfums, keine Toiletten, keine blitzenden Augen. Donnerwetter, diese Augen! Jeannette von Lossow hat doch die merkwürdigsten, unternehmendsten Augen, die — — Klein sind sie ja eigentlich. Und kein rechtes Blau. Aber manchmal guckte sie mich an, daß ich — —

Mit einem verzückten Lächeln sah er in die Luft. Wie viel hatte er in den paar Stunden erlebt! Wie persönlich wohl war ihm zu Mut; er fühlte, daß es ganz entschieden ein Glück war, Hans von Hochfeld zu sein. Nur das muß ich sagen, ging ihm nach einigem Nachdenken durch den Kopf: etwas in mir bäumt sich doch gegen sie auf. Ich bin ja nicht unbescheiden; aber wenn sie zum Beispiel meine Frau würd' und sagte mir dann eines Tages: ich hab' Almansor doch noch lieber als dich —

Ein furchtbarer, schauderhaft aufregender Gedanke; Hans ballte seine beiden Fäuste. Diesem Almansor schöss' ich eine Kugel vor den Kopf!

Er hatte das schwere Buch auf den Arbeitstisch gelegt; aus Pflichtgefühl konnte er sich aber noch nicht entschließen, zu gehn. Endlich! Der Oheim kam! In sich versunken, unheimlich ernst, ohne Hans zu sehn, trat er durch die Glasthür ein, in braunem Mantel und braunem Hut, ganz denen gleich, die er in der Villa Viola gelassen hatte. Er drehte den Schlüssel um. Er sah auf die Erde, ließ ein paar Töne hören, die wie halb unterdrückte Seufzer klangen. Derweil blieb er stehn, neben der lebensgroßen Flora-Statue; gegenüber stand nur noch das leere Postament der zerschlagenen Fortuna. Er nahm Hut und Mantel ab und legte sie, wie er schon öfter gethan, der Flora auf Kopf und Schultern. Als er dann zum Arbeitstisch ging, sah er Hans.

„Guten Abend, Onkel Julius,“ sagte der junge Mann.

Julius nickte ihm zu: „Guten Abend, Hans.“ Er unterdrückte ein bitteres Lächeln; der kommt immer wieder! dachte er. — „Was, du noch auf?“

„Ich hatte dir was zu übergeben, Onkel. Uebrigens war ich auch — noch zu aufgeregt. Hätte doch noch nicht schlafen können.“

„Du warst im Salon bei Morlands?“

„Ja, auch; eine Zeit lang. Hab' aber natürlich auch meine Geschäfte besorgt. — In der Villa war's — recht interessant. Ich hab' auch dieses merkwürdige junge Mädchen, Fräulein von Lossow, kennengelernt —“

„Ah!“ unterbrach ihn Julius. „Die Centaurin!“

„Centaurin?“

„Ja. Dieses junge Weibchen mit dem Pferdeherzen.“

Julius trat an das Fenster, das auch in den Garten sah; es war aber durch einen langen, dunklen Vorhang verdeckt. Er lüftete ihn und starrte wieder in die dämmernde Nacht.

Er drückt sich immer merkwürdig abkühlend aus, dachte der doch etwas verwirrte Hans. Wie ein Regenbad! — „Ich find' sie aber jedenfalls sehr interessant,“ entgegnete er, um sich aufzulehnen.

Julius lächelte über die Schulter. „So? Sehr interessant? Daß sie immer von Pferden spricht? — Ich hab' sie im Frühling in Berlin gesehn; das war nicht sehr — —“

„Aber wie sie davon spricht!“ warf Hans ein, wenn auch etwas unsicher. „Und dann — ihre frische, herzliche Art; ihre Natürlichkeit.“

Der Oheim sah ihn schweigend an. Was er dachte, konnte er nicht gut sagen: Alle Weisheit aller gescheiten Menschen kann die Dummen nicht hindern, dumm zu sein!

„Verliebt!“ murmelte er dann in den Vorhang hinein, wie um den Bengel ein wenig zu entschuldigen.

„Sagtest du etwas?“ fragte Hans.

„Nur so für mich. — Na, und du warst auch so glücklich, die lebenden Bilder zu sehn?“

„Nein, Onkel, ich nicht mehr. Tante Clotilde ließ sich entschuldigen, weil sie Kopfweh hatte. Später suchten wir sie alle im Garten auf; da sah sie aber

in ihrem Kleid und Schleier und Blässe noch aus wie eine Statue des —"

Er suchte das Wort; er hatte sich zu weit gewagt.

„Wessen?" fragte Julius.

„Wie eine Statue des Kopfwehs," brachte Hans mit einem kühnen Lächeln heraus. „Es ging ihr aber doch schon besser ... Du, Onkel, bei Statue fällt mir ein: da fehlt also noch immer das Gegenstück zur Flora. Das Postament und gar nichts drauf; es sieht schauderhaft unsymmetrisch aus. Willst du sie nicht wieder kommen lassen?"

„Die Fortuna?"

„Ja."

„Nein, nein. — Laß es nur so aussehn. Was liegt daran. — Ich werd's auch nicht mehr lange sehn. Ich reise ab."

„O! Du reisest ab?"

„Ja." — Julius ging durchs Zimmer, langsam hin und her. — „Eine längere Reise. Nach dem Süden; es kommt ja nun der Herbst."

Nach einigem Zögern fragte Hans: „Allein?"

„Ja. — — Geh zu Bett, mein Junge. Es ist spät, du bist für einen Landmann schon viel zu lange auf. Morgen wieder früh heraus —"

„Ich schlaf' schnell!"

„Sehr angenehm. Aber doch gute Nacht!"

Hans trat näher und gab ihm die Hand. „Wie der Herr Onkel befehlen. Gute Nacht!" Er ging.

„Allein!" dachte Julius, sich Hansens Wort wieder-

holend, als er die Thür hatte schließen hören. Es ödete ihn an, dieses Wort; sich auf die Reise freuen konnte er nicht. In der Fremde herumirren, allein ... Und doch war's vielleicht gut. Vielleicht verjüngte es ihn; denn sie hat wohl nicht Unrecht, dachte er, die verfinsterten Augen schließend, — ich fühl's: ich bin wirklich älter, als ich sollte. Die wahre Lust am Leben, die ist mir entfallen ...

Nebenan, im Salon, hörte er Klavierspiel; leises, aber er hörte es doch. Er erkannte Hans am Anschlag; weich spielten seine Finger nicht. War der dumme Junge denn in den Salon gegangen, statt nach seinem Zimmer? — Der glückliche dumme Junge fand also noch nicht zu Bett. Offenbar verliebt! Der Waldmensch in die Centaurin! — Julius saß an seinem Schreibtisch nieder, stützte die Stirn in die Hand. Wär' wenigstens Luise bei mir! fuhr ihm durch den heißen Kopf; das würd' mich verjüngen! Mit ihr in die Welt hineinschauen — o ja. Mit ihr wieder neu staunen lernen über alles! — Sie bleibt bei der Mutter.

Sie bleibt bei der Mutter ...

Er starrte auf den Tisch. Etwas Eingewickeltes fiel ihm in die Augen; „an meinen lieben Vater" stand darauf. Es war von Luisens Hand geschrieben. Wie kam das hierher?

Er stand auf, ging zur Salonthür und öffnete sie. Eine einzige Kerze brannte dort, auf dem Klavier; Hans saß noch und spielte. Als der Jüngling den Oheim sah, sprang er auf. „Bitte um Vergebung!

Ich wollt' mir nur noch ein Schlummerlied aufspielen —"

„Hast du das gebracht?" unterbrach ihn Julius. „Auf meinem Tisch liegt ein Buch, wie es scheint."

„O Gott, ja! Verzeih! Das hab' ich vergessen. Als du von der — Centaurin anfingst — —"

Er folgte dem Onkel ins Arbeitszimmer, um seine Dienstfertigkeit zu zeigen, und legte ihm das Buch selber in die Hand. „Schwer! Was? Und damit den ganzen Weg geritten. Cousine Luise schickt es dir."

Julius wickelte den Inhalt heraus; befremdet, mit einem mißfälligen Spiel der Brauen, sah er darauf hinunter. „Ein Album. Das alte Buch mit — den Photographien von Tante Clotilde. — Das schickt mir Luise?"

„Ja."

„Warum?"

„Lieber Onkel, das weiß ich nicht. Sie kam damit und gab mir's; basta."

Julius öffnete das Album und durchblätterte es. „Ich versteh' nicht! — Vielleicht hat sie sich vergriffen; mir fehlte ein anderes Buch, das ich in der Stadt gelassen hatte. Das sollte Friedrich mir schicken."

„Ja, so wird's wohl sein!"

Hans sah dem Oheim über die Schulter, seine Augen blätterten mit. „Donnerwetter, schöne Photographien! — Weißt du, Onkel Julius, wenn dir's kein Opfer ist, könnt'st du mir eine davon geben: Tante Clotilde ist in meiner Schuld. Die einzige

Photographie, die ich von ihr hatte, mußt' ich heute hergeben; sie verschenkte sie weiter —"

Er sagte doch lieber nicht, an wen.

„Gut," antwortete Julius gleichgültig; er schaute schon nicht mehr hin. „So nimm dir eine."

„Darf ich wählen?"

„Ja."

Hans deutete mit dem Finger auf das Bild, das er eben sah. „Die da ist ausgezeichnet, Onkel; die im Bergwandererkostüm. Kann ich die nehmen?"

Julius nickte. Er zog die Photographie aus dem Album heraus und hielt sie ihm hin; dabei warf er noch einen Blick darauf. „O ja," sagte er, „ein gutes Bild; nur etwas verblaßt. Das ließ ich in der Schweiz machen, als wir beide sogenannte Bergfexe waren, mit Leidenschaft auf die ‚Pics' und ‚Pize' stiegen; — da waren wir beträchtlich jünger als jetzt . . ." Er lächelte, in langsam aufsteigender Wehmut; er hielt die Photographie besser zum Lampenlicht. „Ja, das war in Pontresina. — Ein gutes Bild. Ganz das unternehmende, frische, feurige Gesicht; und die elastische, unermüdliche Gestalt! — Vier, fünf Wochen wanderten wir damals in der Schweiz und in Tirol herum; fast jede Nacht ein neues Quartier. Diesen Alpenstock" — er lächelte wieder — „den sie so kriegerisch in der Hand hält, wie die Jungfrau von Orleans ihre Fahne, den verlor sie den Tag darauf; er rollte in den Abgrund. Bei einem Haar rollte sie ihm nach. — — Weißt du, nimm lieber ein andres Bild. Dies da — zur Erinnerung sollt' ich's doch

behalten. Das ganze Album ist voll; also Auswahl genug!"

Hans nickte und blätterte zurück. „Da war eins, das mir auch sehr gefiel; im Reitkleid. Da ist es."

„Gut, also nimm's!"

Indem Julius es herausziehen wollte, sah er es noch einmal an. „Ja, ja, damals lernte sie reiten; als junge Frau: denn als Mädchen war sie nicht aufs Pferd gekommen, ihre ängstliche Mutter hatt' es nicht gelitten. Sie lächelt auf dem Bild, rein vor Glück. ‚Reiten ist der Himmel,' sagte sie damals, ‚Reiten ist das Paradies'! — — Ein kindlich triumphierendes Lächeln. Ich glaube, so kann das nur 'ne Frau! — — Mein lieber Junge, das Bild ist nicht gut; zu wenig Form im Gesicht, zu viel retouchiert; aber ich — wenn ich's ansehe, wird es mir lebendig; ich seh' wieder die Wangen glühn und die Augen leuchten. Diese Reiterin — nein, die geb' ich doch nicht her. Such' dir eine andre; von der Infanterie!"

Er macht wieder Witze, dachte Hans sehr verwundert. Auf die Kavallerie verzichtend, blätterte er weiter zurück. „Da ist eine, die sitzt und liest. Die find' ich vortrefflich."

„Findest du?" — Julius betrachtete sie nun auch, zuerst nur von der Seite. „Das ist der wahre Gegensatz zu der Reiterin! So ernsthaft still, wie man nur sein kann; träumend, weltvergessen. — Des Gegensatzes wegen sollt' ich das Bild eigentlich behalten; — aber nimm es hin!"

Er zog es heraus, hielt es Hans entgegen; der

griff danach. Julius hielt es aber noch fest: „einen Augenblick!“ Er betrachtete es aufmerksamer. „Das Bild hab' ich selbst gemacht; ich glaube, damit fing mein Photographieren an. Ja, ja. Sie hatte zum erstenmal Lord Byrons ‚Manfred‘ gelesen; ich fand sie grade, als sie so ergriffen, in das Buch versunken dasaß; mit einem fremden, beinah rätselhaften Gesicht. Könnt' ich das festhalten, dacht' ich! So entstand diese Photographie ...“

Er ruhte noch mit den Augen darauf; eigentlich sah er sie aber nicht mehr. Es ward ihm so wohl und weh ums Herz. O ja, dachte er, eine merkwürdige Frau. Was für eine Frau. So viele, viele Geister in der einen Seele. Ein Proteus ... Aber ach —!

Er versank in sich.

Hans wartete eine Weile; dann fragte er schüchtern: „Also — behalte ich dieses Bild?“

Julius blickte auf. Er lächelte: „Du hast's ja noch nicht.“ Nach einem stummen Blick auf den Jüngling — was er für Augen hat! dachte Hans — steckte er die Photographie wieder an ihren Platz. „Ich kann dir's nicht geben, Junge. Es hängt etwas daran; eine Erinnerung, mein' ich. Nimm irgend ein anderes Bild, das mir nichts bedeutet.“

„Gieb mir doch, welches du willst!“ sagte Hans.

„Also dieses da. Im antiken Kostüm; mit Schleier und Diadem;“ Julius' Gesicht verzog sich: „als ‚lebendes Bild‘. Aus der Zeit, als sie anfing,

die Statuen aus dem Altertum zu spielen — in Drapierungen und Stellungen zu glänzen —"

Er sprach nicht weiter. Ein bitterer Geschmack trat ihm auf die Zunge, wie an diesem Nachmittag. Bis es nun damit endet, dachte er, daß Centauren und Silene ihr dort Beifall klatschen, während ich hier im Mondschein durch den Garten irre ...

Weg mit diesem Bild!

Er begann es herauszuziehn; dabei blickte es ihn noch einmal an. O, sie weiß warum! ging ihm durch den Sinn, während seine Augen es wider Willen anstarrten: das Antike steht ihr so gut. Es macht sie vornehm und edel; es legt gleichsam den Zeigefinger auf die Poesie ihrer Gestalt, es giebt ihren Augen Stimme ... Diese Bilder machen mich verrückt!

Er ließ das Album auf den Schreibtisch fallen. — Um diese Bewegung wieder harmlos zu machen, fragte er, ohne Hans anzusehn: „Hast du endlich gewählt?"

„Du wolltest ja für mich wählen, Onkel."

„Wollt' ich das? — Na, gut!"

„Soll ich das lebende Bild da nehmen?" fragte Hans und griff nach dem Buch.

Julius zog es ihm fort: „Nein, nein, nein! Die nicht! — Versteh mich, mein Junge — um des Kostüms willen muß ich sie behalten. In diesem Kostüm ist sie eben eine andere; und diese andre ergänzt sie; und aus all den Ergänzungen wird ja erst der ganze Mensch. Reiß' ich ein Blatt heraus, ist das Buch verstümmelt ..."

Er sah die aufhorchende, wachsende Verwunderung auf Hansens Gesicht; mit einem fast verlegenen Lächeln brach er ab. „Du verstehst," murmelte er nur noch.

„O ja," erwiderte Hans treuherzig. „Verzeih, daran dacht' ich nicht. Dann verzicht' ich, Onkel."

„Warte, warte; wir finden vielleicht —!"

Julius blätterte noch weiter zurück; Hans trat aber bescheiden zwei Schritte weg, als wär's schon zu Ende. „Im Ballkleid; — das ist nichts für dich. — Auf einer Rasenbank liegend, träumend; hier im Garten ..." Julius schüttelte den Kopf und schlug um. „Im Morgenkleid! — Auch von mir. Bei meinen Blumen im Treibhaus; mit der Gießkanne; das jüngste Bild, vor zwei Jahren gemacht. Damals versuchte sie mir nachzueifern und meine Blumen mütterlich zu pflegen; du kannst dir wohl denken, es stand ihr gut ..."

Er versank in das Bild und in sich. Wieder wie anders! dachte er, einen körperlichen Schmerz in der Brust. Wie die größte, sonderbarste, veredeltste unter all den Blumen. Holde Mütterlichkeit in dem noch so frischen Gesicht. Die letzte goldene Zeit! — Dann fing diese Unruhe an, wieder jung zu sein, dieser Lebenstaumel ... Ach, ist es denn nun wirklich vorbei? Seh' ich sie nie mehr so? Soll ich ihr nie wieder zu Füßen sinken wie damals, und verjüngt, verliebt — —

Er hörte Hans, der vor Ungeduld einen Fuß bewegte, erschrak und blickte auf. Wie kam er zu diesen

Gedanken — und zu diesen Bildern. Weg, weg, weg damit . . .

Er legte das Buch wieder auf den Tisch; dann ging er durchs Zimmer. So lange war er in der Nacht umhergegangen, bis er ruhig wurde; nun war wieder alles hin!

Hans sah ihm bedenklich nach. Das kommt von dem Buch, dachte er; das hat ihn so aufgeregt. Es war eine Dummheit, daß Luise ihm das Album schickte!

Julius kam langsam zurück; „ja so, du bist noch da!" sagte er. Sein gewohntes Schicksal: er vergaß so leicht, daß der Junge da war. „Also die Photographie! — Es ist komisch: ich finde keine für dich. Jede gehört —"

„Zum Ganzen," fiel Hans ein. „Ich versteh' das. Ich verzichte, Onkel. Ein andermal, wenn eine neue gemacht wird —"

„Dann gewiß, gewiß! — — Nun aber endlich zu Bett. Ich darf's nicht dulden, daß du länger aufbleibst. Und ich — will auch schlafen . . ."

Es war ihm nur, als hätt' er jede Möglichkeit des Schlafs verloren für diese Nacht. Er trat wieder an den Tisch, es zog ihn förmlich. Das Album war noch offen; die Clotilde mit der Gießkanne, die „mütterliche", schaute ihn noch mit den herzlichen Augen an. Was für ein Blick das ist! dachte er. Ach, ich könnte jetzt — —

Die Stutzuhr begann zu schlagen. Er fuhr zusammen.

„Also gute Nacht, Onkel!“ sagte Hans. „Wahrhaftig, es schlägt schon Mitternacht.“

„Mitternacht!“

Julius drückte die Augen zu. Also aus und vorbei. Also morgen fort!

Er sammelte sich zu männlicher Ruhe. Alte Gewohnheiten sind oft die besten Helfer; ihn unterstützte sein Ordnungssinn. Bedächtig schlug er das Album zu und ließ die Krampen einspringen; dann legte er ein andres Buch darauf. „Bitte, lösch die Lampe, Hans, eh' du gehst. Geh aber auch gewiß. Gute Nacht!“

Die große, magere Gestalt schritt ehrenfest in den Salon hinaus.

So hab' ich ihn vielleicht noch nie gesehn, dachte Hans. Wie komisch ihm das zu Herzen ging, daß es zwölfe schlug! — Ueberhaupt, ich glaube — — Was? — Ich weiß es nicht. — Ich bin auch viel zu müde, um noch viel zu denken. Ich bin höllisch müde. Wenn Jeannette von Lossow etwa meinen sollte, ich werd' heute nacht um ihretwillen nicht schlafen — furchtbar schlafen werd' ich!

Er wollte zum Schreibtisch gehn, unbewußt, mechanisch, um die Lampe zu löschen; ihm fiel aber wieder das infame Wort „Centaurin“ ein und schüttelte ihn. „Das junge Weibchen mit dem Pferdeherzen“ . . . Ihm ward so zuwider zu Mut, daß er einfach aus der Thür ging; die Lampe war vergessen. Centaurin! Centaurin! Das Wort kam ihm immer wieder, während er über den Korridor zu seinem Zimmer schlich.

Am Ende seh' ich sie heut nacht im Traum als wirkliche Centaurin über die Koppel galoppieren — und hör' mich wiehern als Stronzian!

XIV.

Die drei „Nachtwandler", Clotilde, Luise und Friedrich, waren elbaufwärts marschiert, über Loschwitz, Niederpoyritz, Hosterwitz; dann über die Höhen ins Land hinein. Bis Hosterwitz ging Clotilde wie die andern ihren guten Schritt; als sie aber die Hügel anstiegen, schämte sie sich sehr: sie, die ewig Elastische, die Bergsteigerin, fühlte eine Müdigkeit in den Knien, die in wahrhaft verächtlicher Weise wuchs. Was war denn mit ihr geschehn? War sie plötzlich alt geworden? Oder hatten diese wilden Wochen, diese Jagd von Sport zu Sport, von „Vergnügen" zu „Vergnügen", sie doch heimtückisch ausgesogen und zu einer Art von schöner Ruine gemacht? — Sie sah den schweigsamen Friedrich von der Seite an, der neben ihr so gleichmäßig dahinstapfte: verstellte er sich nur? ward er auch schon müde? Nein, es war ihm nichts anzumerken. Er schritt beleidigend tapfer fort. Vollends die Gazelle auf der andern Seite, die lange, schlanke Luise, die von Zeit zu Zeit ein süddeutsches oder ein heimatliches Liedchen in die Mondnacht hineinträllerte . . . Ja, ja, dachte Clotilde mit mütterlich gönnendem Neid, die hat vernünftig, natür-

lich gelebt! Das hat ihre Mutter wohl nicht gethan; — dafür wird sie sich nun aber zusammennehmen; niemand soll was merken. Wenn man in so 'nem braunen Pilgermantel geht ... Auf der Bußfahrt. Laß dir die Knie nur weh thun. Das thut dir gut!

Sie sang nicht wie die Tochter, aber mit einem hellen, heiteren Gesicht wie der Mond — dann freilich wieder plötzlich bange: ach, wie wird es enden? — wanderte sie ihre Straße fort.

Endlich kamen sie auf den Gutshof; vor ihnen lag das alte, zum Teil erneuerte hellgraue Haus. In Julius' Schlafzimmer sahen sie noch Licht. Sie gingen leiser heran; Friedrich schloß die Hausthür mit dem Schlüssel auf, den Julius ihm vor Monaten für alle Fälle mitgegeben und den er beim Abmarsch nicht vergessen hatte. Auch eine kleine, zierliche Laterne hatte der Vorsorgliche mitgenommen; damit leuchtete er nun den Damen im Haus, auf dem Korridor. Alles um sie her war still. Luise ging ungeduldig, aber auf den Zehen, voran; sie trat zuerst in des Vaters Arbeitszimmer. „Was ist das?" flüsterte sie. „Hier brennt noch die Lampe?"

Clotilde folgte ihr in starker, heimlicher Bewegung; sie sah wie im Traum umher. „Ja, das ist sonderbar," erwiderte sie; es beschäftigte sie aber nicht. Ihr war der ganze Raum so merkwürdig; als hätte sie ihn früher mit andern Augen gesehn. Die schön gebundenen Bücher in den altertümlich geschnitzten Gestellen, die herrlich gediehenen Pflanzen, die Ge-

weihe und Waffen, die edlen Bilder, alles schien ihr heut so stimmungsvoll; und so menschenwürdig. Nur über den braunen Mantel, den andern, der auf den Schultern der Flora hing, flog sie ein kleines Lächeln an; und auf dem Postament gegenüber fehlte die Fortuna ...

Friedrich war draußen geblieben. Luise legte einen Arm um Clotilde: „Soll ich dir was sagen, Mutter? Weißt du, was ich mir ausgedacht hab'? Ich geh' jetzt in den dunklen Salon, neben seinem Schlafzimmer, setz' mich ans Klavier, spiel' sein altes Lieblingsstück, die ‚Adelaide'; leise, aber doch daß er's merkt. Oder wenn er schon schläft — er hat zwar noch Licht — na, dann werd' ich lauter spielen, bis er endlich aufwacht. Und dann wird er horchen — und wird sich wundern: was ist denn da für ein Heinzelmännchen gekommen, das mir meine Musik macht? Und wird aufstehn und kommen; ich versteck' mich aber —"

Clotilde faßte ängstlich Luisens Arm: „Ja, ja! Aber nicht zu früh. Ich — bin noch nicht so weit. Geh ans Klavier, ja, ja; aber fang nicht gleich zu spielen an, wart noch fünf Minuten, hörst du? bis ich hier, am Schreibtisch — —"

Es kam ein verschämtes Erröten über sie, vor dem eignen Kind. „Laß mich nur und geh! — — Ach, du meine gute Luise. Bist noch so jung, so jung, und über dein Leben kommt schon so — Wunderbares, Unaussprechliches. Das man besser nie erlebte ..."

„Ich hab' dich aber so lieb!" flüsterte Luise, umschlang sie und küßte sie auf die heiße Wange.

Clotilde lächelte glücklich. „Geh!"

Luise, immer auf den Zehen, trat in den Salon; sie machte die Thür hinter sich zu. Auf einmal schlug Clotilden das Herz so stark. Das Schmerzgefühl in den matten Knien war vergangen, dafür zog ihr die Unruhe, die Bangigkeit nun durch alle Glieder. Sie wollte an seinem Arbeitstisch *schreiben*, für ihn; er sollte ihre Worte lesen, ehe er sie sähe. Aber auch *davor* fürchtete sie sich jetzt; ihr war, als sähe sie schon sein ernstes, ungläubiges Gesicht, das auf seine Stirn geschriebene „Zu spät"; und alles, was sie fühlte, was sie ihm bekennen, was sie hinausweinen wollte, floh ihr wie zurückgeschrecktes Blut wieder dem Herzen zu. Sie konnte noch nicht ... Sie schloß die Glasthür zum Garten auf und öffnete sie, frische Luft zu schöpfen. Der Hauch der Nacht that ihr gut; er belebte sie, gab ihr wieder Mut. Sie wehte ihn sich mit der Hand ins Gesicht. Die Thür offen lassend, um mehr Luft zu haben, ging sie dann endlich zum Schreibtisch hin, setzte sich entschlossen, nahm Papier und Feder. Sie schrieb. Ob er nicht staunen wird wie über ein Gespenst? dachte sie, während die Feder flog. Wenn ihm hier die Lampe meine Schrift beleuchtet? und dann — mich selbst?

Die Thür zum Korridor öffnete sich leise, ohne daß sie's merkte; Hans, der vom schlafen gehenden Oheim nicht gehört sein wollte, trat mit aller Vor-

sicht herein. Es war ihm doch noch eingefallen, daß er die Lampe hatte brennen lassen ... Jetzt erschrak er aber, da er die braune Gestalt am Schreibtisch sah. Der Onkel wieder hier? Und in Hut und Mantel? — „Onkel Julius?" sagte er zaghaft, schlaftrunken.

Clotilde, die von ihm abgewandt schrieb, fuhr vor Schreck zusammen. Hans! Großer Gott!

Das ist ja doch nicht der Onkel! dachte Hans, dessen Verstand erwachte. Der ist größer und — —

Er sah jetzt das weibliche Haar unter dem Hut. Er erschrak nun auch; aber nur einen Augenblick. Donnerwetter! eine Dame! — Wie kam eine Dame hierher?

Unsicher, langsam trat er näher; Clotilde stand auf. Was thun? fuhr ihr durch den Kopf. Soll dieser Junge mich sehn — und alles, alles erraten? — Wie bring' ich ihn fort? Oder wie komm' ich fort? — In diesem Augenblick begann Luise nebenan zu spielen. Es klang gedämpft herein; aber die so oft von Julius gespielte Beethovensche „Adelaide" war nicht zu verkennen. Zum Teufel! dachte Hans und stand in neuer Verblüffung still; Onkel Julius spielt Klavier? Und eine Dame hier in seinem Zimmer — in seinem Mantel und Hut — nach zwölf? — Ah! Ah! Ich hab' ihn immer für einen Tugendspiegel gehalten ...

Er oder ich muß fort! Das war Clotilden klar; sonst nichts. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie den Zettel aus Fannys Wettbuch, den sie ihr weggenommen, in der Tasche hatte; auf der Wanderung, im Mond-

licht, hatte sie ihn gelesen. Sie griff unter ihren Mantel, zog das Blättchen geschwind hervor; mit dem konnte sie Hänschen den Mund stopfen — und zugleich ein gutes Werk an ihm thun! Rückwärts auf ihn zugehend, ohne ihm ihr Gesicht zu zeigen — nun wieder ganz die lustige „Zigeunerin", die einen Evasstreich spielt — hielt sie ihm abgewandt den zerknitterten Zettel hin. „Lesen Sie das!" sagte sie mit dumpfer, verstellter Stimme.

„Was heißt das?" fragte Hans.

Sie antwortete nicht; der Zettel blieb in seiner Hand. „Lesen Sie!" murmelte die fremde Stimme noch einmal.

Hans trat näher zur Lampe und las: „Fanny Morland fünfhundert Mark auf Hans von Hochfeld; Handicap-Steeplechase; Ziel: Jeannette von Lossow. Herr von Marwitz fünfhundert Mark auf Bankier Ellenberger ... "

Der gute Junge verstand noch nicht; es war für seine Unschuld zu fremd; er starrte wie auf hebräische Schrift. Clotilde hatte mittlerweile die langen, dunklen Vorhänge am Fenster gesehn; da war Rettung! Sie huschte hin und verschwand darunter. Hans, sich die Stirne kratzend, las weiter: „Anton Morland desgleichen. Fanny Morland nochmals fünfhundert Mark auf Hans von Hochfeld" ...

„Ah! Ah!" stieß er nun in seiner Empörung heraus. „Das ist unerhört! Das ist eine Infamie! — Eine Centaurenwirtschaft; wahrhaftig. Mit so' nem Pferdestall will ich nichts zu thun haben; bei Gott nicht!"

Er sah umher, er suchte die rätselhafte Dame, die ihm den Zettel gegeben hatte. Wo war sie denn? Sie war fort. Nein, da stand sie, in dem Mantel und Hut! — — Nein, das war Flora. Er lief wie närrisch auf die Statue zu, dann an ihr vorbei. Jetzt blickte ihm der Mond ins Gesicht; leibhaftig, nicht durchs Glas. Die Glasthür war offen. Ah! da war sie hinaus!

Er stürzte in den Garten.

XV.

Unterdessen war das Klavierspiel lauter geworden; neben Hänschens aufgeregtem Gebaren erklangen die ernsten, großen Melodien wunderbar in die Sommernacht. Clotilde trat aus ihrem Versteck hervor; die Musik ging ihr so weich durchs Herz. Was nun thun? Zu Ende schreiben? Es drängte sie, es trieb sie hin; — mitten im Zimmer blieb sie doch wieder stehn. Wenn der Junge zurückkam? zu früh? Sie hörte seine Schritte im Garten; er lief tief hinein, wie es schien. Er verfolgte vielleicht eine falsche Spur. Wenn sie ganz geschwind — —

Das Klavierspiel brach ab. Im nächsten Augenblick hörte sie Julius' Stimme im Salon: „Hans! Willst du denn die ganze Nacht am Klavier sitzen? Bist du rein von Sinnen?"

Es war zu spät! Er war da!

„Hans!" hörte sie Julius noch einmal, lauter. „Wo steckst du, Junge? Ich seh' nichts. Gieb Antwort! — Ist denn in meinem Zimmer noch Licht?"

Mein Gott! dachte Clotilde erschrocken; sie hörte Schritte auf die Salonthür zu. Eh die sich aufthat, wohin? Es war nur noch eine Sekunde Zeit. Sie stand fast neben dem leeren Postament der Fortuna; ihre alte Geistesgegenwart verließ sie nicht. Mit einem kleinen Sprung war sie hinauf. Da stand sie nun ebenso wie die Flora, in braunem Mantel und Hut. Das wird er wohl nicht gleich bemerken, dachte sie, daß wir wieder zwei sind ... Und hat doch Hans eben die Flora für mich angesehn ...

Julius trat ein. Er murmelte etwas vor sich hin, verdrießlich, verstört; er schien von der noch brennenden Lampe zu sprechen und auf Hans zu schelten. An Flora und „Fortuna" vorbei, ohne sie zu sehn, ging er auf seinen Schreibtisch zu; dann neigte er sich, um die Lampe auszublasen oder auszudrehn. „Was liegt denn da?" murmelte er zornig. „Hat er hier sogar geschrieben?" Er nahm Clotildens Blatt in die Hand.

Ein wunderbarer Wechsel, von trocknem Verdruß zu tiefstem, nichtfassendem Staunen, ging über seine Züge. „Ich las einmal als Kind," fing er noch halb unbewußt an zu lesen; darauf hielt er inne. Er durchbohrte das Blatt mit den grauen Augen. Mit der leeren Hand fuhr er sich langsam, stockend, zitternd über die Stirn hin und her. Das war Clotildens Hand. Wie kam das auf diesen Tisch? — —

Zuerst noch mit den Lippen, dann lautlos, regungslos, in sich hinein las er, was da stand:

„Ich las einmal als Kind ein Märchen von einem Kind. Dessen Augen waren krank geworden, und sie flohen vor der Sonne und wollten ihr Licht nicht mehr sehn. Da schickte die Sonne ihr Kind, den Mond, das Licht von ihrem Licht; das sah dem kranken Kind ins Fenster, und der milde Glanz that ihm wohl, und es ward gesund. Und durch das liebliche Sonnenkind genesen, kehrte es zur Sonne zurück und hatte sie lieb wie zuvor. — Julius! Damals wußt' ich nicht recht, was das Märchen sollte; ich behielt es wohl, aber ich verstand es nicht. Jetzt ist mir, als wär's für mich gemacht. Ich war jetzt dieses kranke Kind. Und ich komm' wieder zu dir. Bist du mir noch gut? Du warst meine Sonne so viel Jahre lang; Wärme und Licht und Leben hatte ich von dir; und dazu diesen holden Mond, unser goldnes Kind" . . .

Es war aus. Ohne Schluß. Julius sah auf das Blatt, als müsse noch mehr kommen; erschüttert und überrätselt und verwirrt zugleich. „Heiliger Gott!" brach es endlich aus ihm heraus, in die tiefe Stille. „Was soll dieses Blatt? Wer hat das hierhergelegt?"

„Ich," flüsterte hinter ihm eine Stimme; wenigstens klang es so.

Er horchte auf; ein leichter Schauder überlief ihn. Hatte er recht gehört, oder kam's aus ihm? Schon während er las, war ihm gewesen, als seufze

etwas hinter ihm, leise, geisterhaft; wie wenn sich's in der Flora rührte. — Mein Ohr phantasiert, dachte er; ich hab' überreizte Sinne. Vielleicht ist auch dieses ganze Blatt ein Wahn, eine Phantasie ...

Er wandte aber doch noch langsam den Kopf. — Nein, hinter ihm stand kein Mensch. Nur die Statue da, die Flora ...

Nur die Flora? Nein, noch ein Bild. Ein lebendiges — blickendes — schüchtern lächelndes. Vom Grauen befreit erkannte er's. „Clotilde!" rief er.

„Ja," sagte sie, noch befangen, zaghaft. „Verzeih. Du liebst sie ja nicht mehr, die ‚Verwandlungen' und Verkleidungen — und doch steh' ich so närrisch da." Sie öffnete den Mantel, zeigte das griechische Gewand darunter. „Das lebende Bild, siehst du, kommt zu dir; aber als Pilgerin — als Büßerin —"

„Clotilde! Du!"

„Bitte, sag noch nichts; laß mich noch was sagen." Sie stieg vom Postament herunter, warf Hut und Mantel ab, auf die Erde, blieb aber dann so stehn. „Ach, wie viel wollt' ich dir noch schreiben; aber —"

„Du hier! Plötzlich! Mitten in der Nacht!"

Sie lächelte schmerzlich freundlich: „Bis Mitternacht, hatt'st du ja verlangt. Ich bin etwas zu spät gekommen; der Weg war so weit. Mit dem Kind, zu Fuß —"

„Du!" rief er wieder aus.

„Ja, ich. Bin ich nicht oft viel, viel weiter mit dir gegangen, nur um von einem Berg in die Welt

zu sehn — und sollt' nicht diesen Lebensweg gehn, zu dir?" Ihre frei gewordene Stimme begann nun doch zu zittern: „Um dir zu sagen, Julius: ich dank' dir für mein ‚goldenes Kind' — das mir geholfen hat, diesen Weg zu finden — ja, und für all das Licht von deinem Licht, das du ihr gegeben hast. Und — und in ihr lieb' ich dich!"

„Clotilde!"

„Könnt'st nur auch du mich in ihr noch lieben. Und Geduld mit mir haben, bis ich — Frieden finde; bis ich ihr ähnlicher werde — oder wie du willst. — Glaub mir, Julius: diese letzte Jugend in mir, die noch so thöricht sein kann, sie hat wohl auch noch die Kraft, wieder anzufangen — noch einmal zu wachsen, im Guten, mein ich, im Frieden — mit ihr und mit dir!"

Julius sah sie in stiller Seligkeit an. Er hatte mehrmals lächelnd den Kopf geschüttelt; es waren aber nur Versuche, sich von dem Uebermaß der unerwartetsten Empfindungen zu befreien. Als er nun auch Worte fand, war seine Stimme eine Weile noch fast ohne Klang: „Wie beschämst du mich! Ja, ja. Ich, der ich an nichts mehr glaubte — weder an dich noch an mich — und nun geschehn Wunder in uns beiden . . ."

Sie blickte ihn fragend an.

„Ja, ja, auch in mir! — Das Album da, mit deinen Bildern —"

Im Salon begann wieder gedämpftes Klavierspiel, das ihn unterbrach; jetzt eine andere Melodie.

Es war Zerlinens Trostgesang zu Masetto, im „Don Juan“:

Wenn du fein fromm bist, will ich dir helfen;
Ich weiß ein Mittel, für alles gut.
Es schmeckt so lieblich, und hilft so plötzlich;
Du sollst dich wundern, wie wohl dir's thut!
Ach, das zerteilet,
Lindert und heilet ...

Sie horchten eine Weile, beide, auf den süßen Wohllaut. Julius hatte begriffen: „Das ist unser Kind!“

Clotilde nickte.

„Gott! Was für ein Kind! Diese Sechzehnjährige. Dir hilft sie auf den Weg zu mir, wie du sagst — pilgert her mit dir — und mir legt sie so von weitem, ohne Worte, ihre kleine Hand aufs Herz. Schickt mir das Buch da — ja, sie — und öffnet mir die verdrossenen Augen, die sich schließen wollten ... Nein, nein, sie sind wieder offen, Clotilde. Ich schau' wieder hinter mich in mein Jugendglück — als du meine Freude warst, als alles, alles noch gut war — wie es wieder werden soll, wenn mir dein Mund und deine Augen nicht fromme Lügen sagen —“

Sie schüttelte den Kopf.

„Wenn du mir noch gut bist!“

Sie gab ihm die Hand; mit feuchten Augen. „Frag dein Kind,“ sagte sie leise, mit dem Kopf nach der Salonthür deutend, in die eben Luise trat. „Frag sie, ob ich dir noch gut bin. Sie weiß es!“

Julius nickte Luisen zu, mit seiner Bewegung

kämpfend. „Komm, Kind, komm zu mir!“ — Sie ging, unterwegs erwiderte sie sein Nicken; wie sie sich's vorgenommen, hatte sie ein nichtsverratendes, zartfühlend verschlossenes Gesicht. Er nahm ihre beiden Hände: „Mir ist was Gutes geschehn, Luise. Ich hab' meine zerschlagene Fortuna wieder; eben stand sie da auf dem Postament. Und sie geht nun nicht mehr fort. — Und du —“

Er zog sie in seine Arme; ihr Kopf sank an seine Schulter, schwer von lauter Glück. „Und du hattest recht ... O, du hattest recht!“

„Worin?“ fragte sie leise.

„Mir das Buch zu schicken, das Photographienbuch. Mir dadurch zu sagen: es ist voll, fang' ein neues an. Ja, ja, Kind, das wird geschehn. Wir fangen ein neues an. Die braune Pilgerin als das erste Bild!“

„Vater!“ rief Luise, umschlang ihn nun auch und küßte seinen Mund, der so süß gesprochen hatte.

Er erwiderte den lieben Kuß; ihm war aber, als müßte die Mutter auf diese voreilige Umarmung eifersüchtig werden. Vor Clotilde hintretend, sah er sie mit verjüngten, gefeuchteten Gattenaugen an. „Und du?“ sagte er. „Mein Proteus?“

In dem einen Wort hörte sie, daß alles gut war. „Julius!“ rief sie nur und warf sich ihm ans Herz.



Der Mörder

Der Vortrag war zu Ende. Ueber die Verwaltung der Staaten des Deutschen Reichs im Vergleich mit den anderen Kulturländern hatte der Geheime Regierungsrat Albert Ruland gesprochen; mit einem Erfolg, der vielleicht zur Hälfte seiner Persönlichkeit gehörte. Der sehr anziehende, scharfgezeichnete, fast regelmäßig schöne Kopf auf einer gedrungenen, kraftvollen Gestalt, die klare, ruhig eindringliche Stimme, die, vollkommen frei sprechend, jeden der wohlgebauten, oft langen Sätze mit selbstverständlicher Sicherheit zu Ende führte, diese harmonische Doppelwirkung auf Auge und Ohr hatte wohl manchen der Zuhörer, zumal der weiblichen, mehr gefesselt als der Inhalt des Vortrags, der nicht immer „unterhaltend" sein konnte. Dankbar hatte man aber jeden eingestreuten Scherz belacht und ebenso dankbar das so weit überwiegende Lob der deutschen Zustände hingenommen. Am Schluß ertönte kräftiger Beifall; Ruland verneigte sich mit männlicher Anmut. Er war vielleicht noch der jüngste Geheimrat in der großen Stadt; jedenfalls die angenehmste, wohl auch die bekannteste Erscheinung unter ihnen. Als der Saal sich leerte, traten viele Freunde und Bekannte heran, ihn mit

anerkennenden Worten zu begrüßen oder zu „beglückwünschen", wie man in der parlamentarischen Sprache sagt. Ruland hatte für jeden ein kurzes, oft glückliches Dankeswort oder einen seiner herzlichen Blicke. Endlich ging er doch gern seiner Wege, er war hungrig und durstig geworden. Den Mantel umgeworfen, denn es war noch Winter, wenn auch von ersten Frühlingslüften angeschmeichelt, schritt er dem sogenannten „Wintergarten" zu, dem gemütlichen Restaurant eines Hotels, wo er als Junggesell oft sein Nachtmahl suchte.

In einem der behaglichen, abgeteilten Winkel des Hauptsaals saßen schon drei seiner befreundeten Hagestolze, in den vierziger Jahren wie er, bei einem guten Moselwein, den auch er zu trinken pflegte. Sie hatten seinen Vortrag gehört, waren dann sogleich hierher gewandert. Sie empfingen ihn mit Zurufen und Händedrücken, auch mit guten Worten; aber so schlicht und gemäßigt, wie der richtige Deutsche es gewohnt ist. Uebrigens wußten sie auch, daß Ruland, der „Harmonische", wie sie ihn zuweilen nannten, übertriebenes oder wortreiches Lob nicht leiden konnte. Er liebte in allem, so auch im Urteil, im Gespräch, in Zustimmung und Widerspruch eine gewisse mittlere Temperatur, die er hier zu finden sicher war, die denn auch bald wieder durch die heiter ernste Unterhaltung wehte.

„Das hat mir in deinem Vortrag besonders gefallen," sagte der Rechtsanwalt Hammer nach einer Weile, „daß du uns so gar nichts vormachtest von

der deutschen Herrlichkeit: was für ein großes Volk sind wir! Und daß man doch nach und nach sah, so rein aus den Thatsachen: Donnerwetter, es geht uns aber doch nicht schlecht! Wir machen Dummheiten genug, da fehlt nichts; aber es ist besser in einem deutschen Land zu leben als in einem andern. Und auch das hast du mir so klar gemacht: es sind nicht die großen Köpfe, die Genies, die uns so anständig und geschickt verwalten; es ist die Menge der tüchtigen, braven, geschulten, gewissenhaften Durchschnittsmenschen. Von denen haben wir mehr als die andern Völker!"

„Das ist auch so," entgegnete Ruland. „Da heißt es wirklich: die Menge macht's. Und dieselbe Menge macht es, daß wir in Handel und Wandel, in den Industrien den andern über den Kopf wachsen; und das wird noch immer mehr geschehn, wir sind erst im Anfang. Wie wollen die andern diesen unsern Vorsprung einholen? Hundertfünfzig Jahre lang haben wir dieses Riesenkapital an Bildung und Tüchtigkeit gesammelt, in aller Unschuld und Bescheidenheit; jetzt sehen wir endlich, daß wir die Reichen sind. Wer weiß, hundertfünfzig Jahre mag es nun auch dauern, daß wir davon zehren!"

„Dann müßten ja die Bäume in den Himmel wachsen," warf Engelbrecht hin, der Maler; ein frischer Rotbart, der einzige, der in dieser sachlich gemäßigten Gesellschaft zuweilen die Trompete der Leidenschaft blies.

Ruland lächelte: „Sie wissen ja, daß dafür gesorgt ist, daß das doch nie geschieht."

„Eins hat mir in Ihrem Vortrag gefehlt,“ nahm nun der Professor Paulus das Wort, „daß Sie nicht mit allem Nachdruck betont haben, lieber Freund: der deutsche sittliche Idealismus, der kategorische Imperativ der Pflicht hat unser Volk, auch die breite Masse, so brav und tüchtig gemacht! Darüber ließen sich manche gute Worte sagen.“

„Sagen Sie sie,“ erwiderte Geheimrat Ruland lächelnd; es ging dabei etwas wie eine Wolke oder wenigstens ein Schleier über sein Gesicht. „Ich bin so ungefähr Ihrer Meinung, gewiß; aber — die sittlichen Dinge sind so unendlich kompliziert; da trau' ich mich nicht gern hinein. Der kategorische Imperativ . . . Es giebt so viele Imperative. Der eine folgt diesem, der andere jenem. Und wer kennt sie alle?“

„Ja, wer kennt sie alle?“ wiederholte Engelbrecht, der Maler, die Ellbogen auf dem Tisch. „Da geb' ich dem Geheimrat recht. Mir ist auch während Ihres Vortrags durch den Kopf gegangen: unsere Verwaltung ist besser, gut; aber wie steht's mit der Sittlichkeit? Das ist 'ne andere Frage. Wo haben wir das sittlichste Volk? Wo haben wir die meiste Tugend und die wenigsten Verbrechen?“

„Ueber die Verbrechen,“ bemerkte der Rechtsanwalt trocken, „giebt ja die Statistik Aufschluß.“

Engelbrecht hob die Stimme: „Erlauben Sie, daß ich auf die Statistik pfeife! Von welchen Verbrechen spricht denn die? Von denen, die bekannt werden; von all den andern sagt sie nichts. Na, und diese andern, die mögen die gute Hälfte sein!“

„Engelbrecht übertreibt so hübsch,“ sagte Professor Paulus lächelnd.

„Höchstens ein Prozent,“ erwiderte Hammer, der Rechtsanwalt, mit diesem trocknen Ton, der den Maler aufbrachte.

„Höchstens ein Prozent?“ rief Engelbrecht. „Das ist nun doch drollig! Wir reden von den Verbrechen, die unbekannt bleiben, von denen wir also gar nichts wissen; da sagen Sie mit dem Ton der Unfehlbarkeit: höchstens ein Prozent! — Ich glaube, da irren Sie kolossal. Es kommt nur drauf an, wie viele Leute schweigen können; und das war es, das fiel mir während des Vortrags ein. Welches Volk kann am besten schweigen? Wo kommen daher die wenigsten Verbrechen an den Tag? Und so sehr ich für uns Germanen eingenommen bin: in diesem Punkt, glaub' ich, käm' eine höllische Statistik heraus, wenn es eine vollständige gäbe; sagen wir, bei den Erzengeln, Abteilung für Verbrechen auf dem Planeten Erde. Da möchten wir Germanen, also auch wir Deutschen, mächtig in der Kreide sein: denn ich glaube, wir verschweigen sehr viel mehr als die andern. Der Italiener, der Franzose muß reden. Da kommt doch wohl fast alles einmal an den Tag. Der Germane, der Deutsche kann's Maul halten; ewig. Das bild' ich mir ein. Und so würd' wohl die Erzengel-Statistik ergeben: vor Gott sind wir die schlimmsten!“

Professor Paulus zuckte die Achseln. „Möglich. — Da wär' aber noch die Frage: ist das auch alles

sittlich schlecht, was so ein Germane verschweigt? Vor dem Gesetzbuch strafbar, immerhin; aber wirklich schlecht? Der Germane hat gern seinen eigenen Kopf. Er kann vielleicht oft gut schweigen, weil er das gar nicht verdammt, was er gethan hat; nur die Welt verdammt es, er nicht. Er will sich aber nicht richten lassen; weder vom Gesetz noch von der Gesellschaft. Er will sein Leben unangefochten zu Ende leben. Ich hab' das gethan! sagt er; laßt mich nur, das geht euch nichts an! — Dergleichen mag viel geschehn. Das trau' ich den protestantischen Germanen schon zu; und gewiß den Deutschen."

„Aber das mein' ich ja!" rief der Maler. „Solche Kerle mein' ich! Die dem Teufel ein Ohr abbeißen; die ihren eigenen Imperativ haben, wie vorhin der Geheimrat sagte. Die auf das Gesetzbuch und die herkömmliche Ansicht pfeifen wie ich auf die Statistik. Wer alle deutschen Schädel aufdecken könnte — der würde staunen, glaub' ich! O je!"

„Aber was wollen Sie denn eigentlich?" entgegnete der Rechtsanwalt. „Sie fingen mit dem ‚sittlichsten Volk' an und den ‚wenigsten Verbrechen' und fürchteten, es käm' für uns Deutsche eine ‚höllische Statistik' heraus. Jetzt sagen Sie wie der Professor: die Deutschen sind so famose Kerle, sie haben ihren eigenen Kopf und ihre eigene Sittlichkeit. Wie sind sie denn dann ‚vor Gott die schlimmsten'? Entschuldigen Sie, das ist doch nicht sehr logisch."

Engelbrecht, der Rotbart, bekam auch einen roten

Kopf, was ihm leicht geschah. „Gut," sagte er, „dann war's nicht sehr logisch. Zum Teufel mit der Logik! — Sie entschuldigen, meine Herren. Ich wollt' nur auf die Statistik pfeifen! Ich wollt' diesem Juristen nur sagen: was wir wissen, ist wenig; die Menschenwelt ist so voll von Geheimnissen wie das Feld von Unkraut. Darum werden wir auch mit diesen Fragen nicht fertig; nie! Denn nicht bloß die Gräber schweigen, auch die Lebendigen! — Lieber Geheimrat, Sie sagen nichts. Hab' ich recht oder nicht?"

Ruland lächelte über den Tisch hinüber. „Ich aß noch; darum sagt' ich nichts. — Gewiß, darin stimm' ich Ihnen und dem Paulus zu: es wird viel verschwiegen, glaub' ich, weil viele sich selber richten und sich nicht verdammen. Ob wir überhaupt besser schweigen als die andern Völker, das ist sehr die Frage; aber aus diesem Grund — als Protestanten gegen das Gesetz der andern — ja, das mag wohl sein! — Aber, meine Herren, wir befinden uns da in stockfinstrer Nacht. Vermutungen, weiter nichts! Das ist für die Romanschreiber; wir bei der Regierung, was fangen wir damit an? Das Aufdecken der Schädel ist noch nicht erfunden. Das neue Gedankenerraten hat noch wenig gebracht. Und so muß ich mich denn für heut begnügen, mein Glas Wein auszutrinken, Ihnen gute Nacht zu sagen und noch spazieren zu gehn."

Er stand auf, nachdem er sein Glas geleert hatte. Er nickte den andern in seiner herzlichen Weise zu.

„Also auch heut noch herumspazieren?" sagte Engelbrecht etwas enttäuscht. „In die Nacht hinein?"

„Gerade heut," erwiderte Ruland. „Nach so einem aufregenden Abend —"

„Aufregend?" fiel ihm der Maler ins Wort. „Sie meinen Ihren Vortrag?"

„Nun ja."

„Aber bester Geheimrat, Sie standen ja wie Marmor da. Sie sind ja der ruhigste Mensch."

Ruland lächelte wieder: „Das kann doch täuschen. Ich hab's in mir."

„Sie, der sogenannte Harmonische? Sie wären aufgeregt? um so 'nen Vortrag? wo Ihnen jeder Gedanke, jedes Wort zu Gebote steht, daß unsereins Sie mit Schauder beneidet?"

„Ach, ich thu' nur so. Ich hab' den halben Tag angst, wie's werden wird. Ich nehm' mich zusammen; damit mach' ich's."

„Man kennt keinen Menschen!" rief Engelbrecht aus. „Das heißt, wenn Sie die Wahrheit sagen!"

Ruland nickte, mit einem stillen, verschleierten Blick: „Die ganz reine Wahrheit. So, wie Sie auch eben die Wahrheit sagten: man kennt keinen Menschen. — Also gute Nacht, ihr Herren."

„Wohin geht's denn noch?" fragte Professor Paulus.

„Weiß ich nicht," antwortete Ruland. „Muß mich bewegen, das ist die Hauptsach'."

„Ja, das sagt mein Arzt mir auch; ich thu's aber nicht. — Und nun gar im Dunkeln! Im Winter!"

„Professor, das kennen Sie nicht. Die Nacht ist interessant. Auch die Winternacht. Jetzt zieht ein feuchter Tauwind herein; das ist ein besonders interessantes Durcheinander in den Wolken, im Wasser, im letzten Schnee. Da marschier' ich oft stundenlang —"

„Am Fluß?" fragte Engelbrecht.

„Am Fluß und überall. — Gute Nacht!"

Ruland nahm Hut und Mantel und ging.

* * *

„Ob er wirklich wohl noch lange marschiert?" sagte der Maler nach einer kurzen Stille, die Stimme dämpfend.

„Wahrscheinlich," antwortete Hammer. „Das ist ja der größte Spaziergänger, den ich kenne. Und ich kenn' ihn lange. Im Sommer hat man ihn zuweilen noch früh morgens gesehn, am Wasser oder sonstwo. Auch am Stadtpark, wo die Nachtigallen am schönsten singen. Da steht er dann wohl, bis der Morgen dämmert."

„Immer allein?" fragte Engelbrecht, indem er ein Auge zudrückte.

„Ja, man sieht ihn nur allein. — Warum fragen Sie?"

„Nu, ich dachte nur. — Er könnte ja auch jetzt, statt das Tauwetter zu studieren, zu irgend einem Schätzchen gehn. — Neulich behauptete einer, ich weiß nicht wer, Ruland hab' so was."

„Möglich," murmelte der Professor. „Ich weiß

nur, daß ich nichts weiß; und die andern auch nicht. — Aber warum sollt' er nicht so ein kleines Geheimnis haben? Es wär' ja kein Wunder."

„Ging' uns dann eigentlich auch nichts an," setzte Hammer hinzu, der selber so ein kleines Geheimnis hatte. Wohl um abzulenken, fuhr er fort: „Da wir übrigens von den verschwiegenen und unaufgeklärten Verbrechen sprachen — wissen Sie, daß in Rulands Familie auch so ein Fall existiert? der ihn lange beschäftigt und ihm viel Herzenskummer gemacht hat?"

Engelbrecht schüttelte den Kopf. „Ich hab' nie davon gehört."

„Ach, die Geschichte ist auch lange her! Seine Schwester, seine einzige, jetzt mit dem Geheimrat Paulsen verheiratet, hatte schon einmal einen andern Mann; den liebte sie leidenschaftlich, dann gab es große Mißhelligkeiten; — na, das gehört eigentlich nicht hierher. Eines schönen Tages, in der Sommerfrische, in Kissingen, glaub' ich, zur Kur — die Frau war nicht mit — wird dieser ihr Mann ermordet gefunden; in seinem Zimmer; ein Stich ins Herz, mit Dolch oder Messer. Wer hat's gethan? Keine Ahnung. Man hatte wohl im Haus einen Strolch gesehn, der verdächtig aussah; wenigstens sagten ein paar Leute nachträglich, er sei ihnen so vorgekommen. Er war dann aber spurlos fort. Alle Nachforschungen nutzlos. Als die arme Frau das hört, wird sie wie wahnsinnig; klagt sich an, daß sie in Unfrieden von ihm gegangen sei, daß ihr die Erinnerung vergiftet sei, ihr Leben zerstört, daß sie ihn nicht genug geliebt

habe — kurz, was man so klagt. Es zeigte sich nun erst recht, wie lieb sie ihn hatte. Sie sollte schon ins Irrenhaus! Da erholte sie sich. Ruland nahm sie zu sich. Bei ihm lernte sie dann den Paulsen kennen; nach und nach fanden sie sich zusammen. Mit dem lebt sie nun zufrieden und glücklich."

„Und wie der erste Mann gestorben ist, hat man nie erfahren?" fragte der Professor.

Die Phantasie des Malers erwachte. „Vielleicht war's ein Racheakt?"

„Nein, es war jedenfalls ein Raubmord," erwiderte Hammer.

„Warum glauben Sie das?"

„All sein Geld war weg. Seine ausgeleerte Brieftasche lag neben ihm am Boden; die hatte der Mörder offenbar weggeworfen, weil sie ihn verraten konnte. Das Portemonnaie war verschwunden. Man sagte damals, ich erinnere mich, daß er Tausende bei sich hatte."

„Wie lange ist die Geschichte her?" fragte Paulus.

„Wie lange? — Zehn Jahre vielleicht. Oder zwölf. — Ja," setzte Hammer hinzu, „einer von diesen Fällen, wo ein Stein ins Wasser geworfen wird und nicht wiederkommt. Der Herr Mörder wird wohl unbekannt bleiben. Uebrigens, was nützt Ihnen das, Engelbrecht? Für Ihre Theorie, mein' ich. Den Mörder, den weiß man nicht; aber der Mord kommt doch in die Statistik, auf die Sie pfeifen."

„Na ja, dieser!" entgegnete Engelbrecht. „Ich sprach von den vielen andern, die man nie erfährt.

Und außer Mordthaten giebt's doch noch unzählige andere Verbrechen. Wie viele kann ich zum Beispiel begangen haben, ohne daß Sie's wissen? Gucken Sie mich mal ordentlich an, Herr Jurist. Vertiefen Sie sich in meine Fratze. Können Sie da sehn, was ich alles auf der Seele habe?"

Paulus und Hammer lachten. Das rötliche, gutmütige Gesicht des Malers bemühte sich vergeblich, ein schauerlicher Abgrund voll entsetzlicher Geheimnisse zu werden. Sie kannten ihn auch zu gut: sie trauten ihm weder wilde Thaten zu, noch daß er sie hätte verschweigen können.

„Prost!" rief Hammer nur über den Tisch hinüber. Sie tranken auf die Gesundheit dieses „modernen Catilina". Dann plauderten sie weiter.

* * *

Ruland ging durch die Straßen, dem Fluß zu, der einen Teil der großen Stadt durchzieht; er begann wie gewöhnlich mit großen Schritten, die er, da die Luft schwül war, nach und nach mäßigte. Der Südwind hatte jetzt entschieden gesiegt; der letzte Schnee taute von den Dächern, in der oft stillen Nacht hörte man zuweilen die Tropfen fallen. Am schwärzlichen Himmel blitzte nur hier und da ein Stern; die schräg liegende Mondsichel, von Wolkenstreifen umwandert, sah zuweilen wie ein Kahn aus, der sich hochaufgerichtet durch die Wellen kämpfte. Das Sternbild des Orion, das einen so großen Himmelsraum bedeckt, ward von den Wolken beständig

in Stücke gerissen: bald waren nur oben die Schultern, unten die Füße zu sehn, bald verschwanden die Schultern, dafür schimmerten die drei Sterne des Gürtels auf und auch die des Schwertes, die kleineren, blasseren, leuchteten ein wenig. Ruland, der dieses Sternbild besonders liebte, stand eine Weile still, um dem Versteckensspiel zuzuschauen. Ihr ahnungslosen Leute! dachte er dann plötzlich; seine Gedanken waren wieder im „Wintergarten“. So lebt man nebeneinander hin; so disputiert und diskurriert man beim Moselwein über die „Geheimnisse“, als hätten nur die andern welche. Es ist viel Humor dabei! Heut wollt' er mir nur einmal vergehn, Gott weiß wie; eine Sekunde lang ward mir ganz verrückt zu Mut. Einen Augenblick hatt' ich Lust, den drei guten Leuten ins Gesicht zu rufen: Entschuldigen Sie, ich hab' einmal gemordet. Ich bin auch so einer! Ja, ja, ja, ich gehör' zu denen, die gut schweigen können; die man daher „harmonisch“ nennt, die die allgemeine Achtung genießen, die ihren ruhigen, graden Gang durch das Leben gehn. Jawohl, jawohl, Herr Professor Paulus, sie wollen sich nicht richten lassen, weder vom Gesetz noch von der Gesellschaft; solche Menschen giebt es. Protestierende Germanen; jawohl. Sie wollen ihr Leben unangefochten zu Ende leben. Und das werden sie! Und an ihrem Sarg oder ihrem Grab wird man sprechen: da liegt wieder einer, der uns wie ein Vorbild — —

Nein, nun schüttelte er sich: an Sarg und Grab mochte er nicht denken. Er ging mit größeren Schritten

weiter. Nein, sich ruhig des Lebens freuen, dem noch alles blühte; seine Manneskraft, seine gestählte Gesundheit, seine zweite Jugend fühlen; und die stille, gelassene Vernunft in ihm, die ihm das alles behütete. Nur der Vernunftlose verliert sich selbst! Der Weise, der Charakterstarke hat sich in der Hand und hält sich mit eisernen Fingern fest. Was er gethan hat, wen geht's was an? Er hat's aus seiner Natur gethan, aus dem Willen seines Ich; nun, und dieser Wille ist noch immer da. Der würd's jetzt nicht thun, weil er durch das Leben anders geworden ist; aber was der junge Ruland gethan hat, das vertritt der ältere, das deckt er mit seinem Mantel zu. Es giebt nur einen Albert Ruland vom ersten bis zum letzten Tag. Und wenn er einst still daliegen wird, weil er nicht mehr atmen kann, er wird nicht stummer sein, als er sonst gewesen!

Eine Kirchenuhr schlug in der Nähe; Ruland hielt wieder an: die Zeit war gekommen, zu Sabine zu gehn. Er kehrte um, wie gewöhnlich; denn nach seinem unverbrüchlichen Gesetz hatte er sich weiter von der Gegend entfernt, in der sein lebendiges, süßes Geheimnis wohnte. Das war in die äußerste Vorstadt im Norden gebracht, wo keiner seiner Bekannten wohnte, in die er auch selber nie bei Tage kam: seine Wanderungen gingen immer andere Wege. So blieb Sabine weltunbekannt; wen ging's auch was an? Er schritt in einer dritten Richtung bis zu einem nahen Platz, wo Droschken hielten; dort sprang er in die erste beste und fuhr jener Vorstadt zu. Unter-

wegs erfüllte sich seine Brust mit Sehnsucht nach Sabine; eine selige Ungeduld packte ihn. Er holte sein Fläschchen mit Kölnischem Wasser hervor, das er immer bei sich trug, wenn er zu ihr wollte; er besprengte seinen Rock, sein Haar, sein Gesicht; sie liebte das. Mit dem Taschenkamm „ordnete" er sein schlichtes Haar, das die feuchte Luft gar so schlaff gemacht hatte. Er summte ein paar verliebte Lieder vor sich hin. Endlich hielt das Schneckenhaus, in dem er fuhr, auf einem toten Platz da draußen an. Weiter fuhr er nie; es war immer einer der Plätze in Sabines Nähe, auf dem er aus der Droschke stieg. Er zahlte, ging wie in ernsten Gedanken langsam über den Platz, zu einem Eckhaus und bis an dessen Thür. Erst als er hier eine Weile im Thürschatten verschwunden war, trat er wieder hervor und ging um die Ecke, der ersehnten Straße zu.

Es war eine erst halb bebaute Straße; das Haus, in dem Sabine wohnte, stand noch allein. Ruland, der alle Schlüssel hatte, schloß geräuschlos die Hausthür auf, ging über den Flur zum Hof und öffnete dort das „Gartenhaus", wie das Hintergebäude genannt wurde. Nur im ersten Stock, hinter schweren Vorhängen, sah er tiefgedämpftes Licht, er wußte wo; sonst war alles dunkel. Mit einem dicken Wachskerzchen aus seiner Tasche leuchtete er sich die Treppe hinauf und bis an die braune Thür, die er so gut kannte. Auch hier öffnete ihm sein eigener Schlüssel. Er ließ Mantel und Hut auf dem kleinen Vorplatz, löschte seine Kerze, und ohne zu klopfen, da-

mit er sich ganz zu Hause fühlte, trat er ins Speisezimmer.

Sabine war nicht drin; nebenan, in ihrem Schlafzimmer, hörte er's leise knistern und rauschen. Ihr feines Ohr hatte ihn gewiß gehört; sie wird kommen! dachte er, und angenehm jugendlich unruhig schlug ihm das Herz. In diesem Raum ward ihm gleich so wohl; hier hatte, als er die Wohnung einrichten ließ, *seine* Phantasie gewaltet, nach malerischen, winkelwarmen Vorbildern, die er bei Engelbrecht und andern befreundeten Künstlern gesehn. Nirgends war ein kalter Fleck. Eine stilvoll altertümliche Hängelampe brannte; ihr mildes Licht fiel auch auf die farbig belebte Tischtuchdecke, auf der eine kleine, krystallene Bowle mit venetianischen Gläsern stand. Sabine trank so gern Bowlen jeder Art; ihr zuliebe that er's nun auch. Für ihn hatte sie gesorgt wie immer: seine Cigaretten (sie rauchte nicht) lagen auf einer schöngeformten, silbernen Schale; Feuerzeug und Aschenschale standen daneben. Orangen und Mandarinen, seine Lieblingsfrüchte, leuchteten am Fuß der Bowle aus einer Schüssel, die dem Hildesheimer Silberschatz nachgebildet war. Die altgeschnitzten Sessel standen bereit, warteten auf ihn und sie; komm nur! dachte er. Mein geheimes Glück! *Doppeltes* Glück, weil so ganz geheim! Er glaubte sie in seinen Armen zu fühlen, in all ihrer Ueppigkeit; nicht mehr erste Jugend — nicht mehr unberührt — nur zur Geliebten, nicht zum Weib geschaffen — aber warum auch zum Weib? Er brauchte keins. Liebe, Geheim-

nis, Freiheit! Das war vielleicht das höchste Glück. Und wenn auch nicht sorgenlos, dachte er — heute etwas Eifersucht auf die andern, die vor mir mit ihr glücklich waren, morgen plötzliche Furcht: sie bleibt mir nicht treu — wessen Glück ist denn sorgenlos? Diese Furcht ist Qual, doch sie thut auch gut: sie erhält mich jung, lebendig, feurig, sie prickelt mein Blut. Komm nur! komm nur! — Wo bleibt sie. Sabine!

Er hob die Arme nach ihr; als wär' er schon in Gefahr, daß sie ihm entflattere. „Sabine!" sagte er laut und ging gegen ihre Thür.

In diesem Augenblick kam sie aber, die noch jugendlich rasche, schwebende Gestalt, in einen dunkelroten, sammetenen Schlafrock gehüllt. Das Gesicht von Liebe und Freude strahlend, lief sie ihm entgegen, in seine Arme. Sie warf sich so hinein, daß es ihn schüttelte. „Alberto mio!" rief sie ihn zwischen zwei Küssen an. „Held des Abends! — Berühmter Mann! — Geliebter!" Die Worte drängten sich alle zwischen Küssen durch.

Er hörte den hellen Klang so gern, und doch mochte er die warmen Lippen nicht freigeben. So standen sie lange in sprechender, küssender, lächelnder Umarmung.

Endlich saßen sie am Tisch, Stuhl an Stuhl gerückt; sie hatte ihm und sich eingeschenkt und ihm zugetrunken; sie hielt nun seine rechte Hand, streichelte sie und sah ihn an. „Es war mir so wunderbar," sagte sie, „in dem Saal zu sitzen und dich da reden

zu hören, anderthalb Stunden lang; und der Saal so voll, so würdige Herren, so feine Damen, und alle da, um dich zu hören — meinen Albert. Meinen! Drei-, viermal riß es mich, aufzustehen, auf meinen Stuhl zu steigen: meine Herrschaften, ich gehör' dazu! Sabine Weiß, in der Mühlenstraße. Ich dank' Ihnen, daß Sie gekommen sind. Ich bin seine Sabine! Aber — da du so oft von Charakterstärke sprichst — ich hab' mich wunderbar beherrscht, was? hab' ganz still gesessen. Wir hatten uns seitwärts in die Mitte gesetzt, meine Freundin und ich; das hatt' ich so gemacht, damit ich das Publikum recht betrachten könnte. O, sie hörten auch recht andächtig zu. Sogar die Damen. Sie thaten wenigstens so. Wenn aber eine nicht so that, wenn sie frech herumguckte oder nach rechts und links flüsterte, du, da wurd' ich wütend!"

Ruland lächelte, sehr verliebt. „Aber du hörtest dann ja auch nicht zu," sagte er.

„Nein, da hast du recht. Ich auch nicht!" Sie lachte.

Er hatte ihr üppiges, etwas durch die Nase klingendes Lachen so gern; auch das ging ihm auf die Sinne, wie alles an ihr. Es stimmte zu den schwarzen, aufflackernden Augen, dem mutwilligen, weichlich stumpfen Näschen, den gefüllten Lippen. Ebenso üppig leuchteten ihn die Arme aus den weiten Aermeln des Schlafrocks an; diese vollen, lockenden Arme, aber nicht überweich gepolstert wie bei Rubensschen Frauen, sondern feingedrechselt, wie sich verjüngende Säulchen aus einem so zart gelblichen Marmor, wie es keinen

giebt, und vom wunderbarsten Grün und Blau geheimer Adern durchwirkt. Und am schlanken Ende der Säulchen diese vollaufgeblühten, langfingerigen, an den Nägeln rosa schimmernden Hände, die so streicheln und liebkosen konnten wie nichts auf der Welt . . .

Eine dieser Hände streichelte ihn; er hielt inwendig lachend still. „Es waren aber anderthalb Stunden," sagte er nach einer Weile. „Sabine Weiß, die ‚dazu gehört', hat doch wohl nicht immer herumgeguckt."

Sie lachte wieder; dann machte sie einen ernsthaften Mund. „Nein, nein! Kannst dir's denken!"

„Sie hat doch wohl auch zuweilen gehört, was ihr Albert sagte."

„O, natürlich! Oft! — Es war ja auch so schön. Dein Sprechen. Die Gedanken. Und wie das alles so herauskam aus deinem Kopf, als wär' da die Schleuse aufgezogen, und es müßte kommen. Was so ein Mann alles weiß! — Mir schauderte. Einmal sagt' ich so laut, daß meine Freundin es hörte: O Gott!"

Ruland lächelte. — Sie ist ja nicht meine Frau, dachte er, ein Mißgefühl über dies Gezwitscher verscheuchend.

„Es gefiel dir also?" fragte er mit unwillkürlichem Zögern.

„O gewiß! Natürlich! — Es schien ja auch den andern so gut zu gefallen. — Es muß wohl auch so sein."

„Wieso?“ fragte er. „Was muß sein?“

„Na — das — Solide, weißt du. Das Gemessene. Wie wenn der Herr Lehrer spricht. — Mußt mich nur nicht auslachen ...“

„Wie werd' ich! — Also was?“

„Ich kriegt' manchmal eine Wut auf dich; — du weißt schon, wie ich's meine. Es war alles so gesetzt, so gediegen, so — so windstill. Zum Teufel! dacht' ich zwei-, dreimal, wenn er nur mal loslegte! Feuer! Leben! Gewitterdonner! Weg mit der Abgeklärtheit, mit der Harmonie! Was Gewaltiges!“

Rulands Lächeln kam wieder, aber gezwungen, wie wenn die Heiterkeit in die Mundwinkel kriecht. „Da mußt du in Volksversammlungen gehn, mein Herz,“ gab er langsam zur Antwort. „Da wird losgelegt. Da wird gedonnert. — Mich hätten sie ausgelacht.“

„Ach, so meint' ich's nicht. — Ich red' wohl dumm. — Ich weiß aber, was ich will. — Trink aus! Bist ja doch mein — — Ich krieg's nur manchmal so. Dann möcht' ich — —“

Sie sprach's nicht zu Ende. „Auf deinen schönen Abend!“ stieß sie heraus und ließ ihr Glas gegen seines klingen. Darauf schenkte sie wieder ein; der schöne Arm verschwand im Aermel. „Rauchst du nicht?“ fragte sie.

Er nahm stumm eine Cigarette. Sie sah es. Dann ging ihr Blick in die Luft. Die flackernden Augen wurden still, fingen an zu träumen.

„An wen denkst du jetzt?" fragte er nach dem ersten Zug aus der Cigarette.

„An wen? — Warum glaubst du, daß ich an einen Menschen dachte?"

„Ich sah dir's an."

„Was du alles siehst. — Na ja, so war's auch. Ich dachte an — ihn. An den."

Ruland zuckte. — „An Enrico?"

„Nu ja."

„Da ist wieder die dumme Eifersucht! dachte er und suchte sich zu fassen. Am wenigsten mochte er von diesem Enrico hören, der die junge Sabine an sich gerissen, aus der Welt der bürgerlichen Moral herausgerissen, auf die Bahn gebracht hatte, auf der nun ihr Leben verlief. Er haßte ihn dafür. — Wie dumm! dachte er. Sieh's doch kaltblütig weltklug an: ihm verdankst du, daß du sie nun hast, daß sie dir gehört!

Ihm war aber, wie wenn sie diesen Ersten — der Erste! ein abscheuliches Wort! — bewußt oder unbewußt noch ein wenig liebte, übers Grab hinaus.

So ruhig wie möglich, als „Marmor", trank er sein Glas leer und fragte dann: „Warum dachtest du denn grad an ihn?"

Sie schenkte ihm wieder ein, mit vieler Anmut. „Ach," sagte sie, „lach' mich nicht aus; oder werd' nicht böse; mir ist heut so. Der hatte so viel Feuer, der Enrico; so viel Verrücktheit, Temperament; der war so gar nicht — korrekt."

„Und ich bin korrekt," murmelte Ruland.

„Nu ja! Das weißt du doch. Harmonisch und korrekt! — Das macht dich auch so zum Gentleman. Als ich dich zuerst sah, da dacht' ich: das ist sicher ein Aristokrat! Und dann staunt' ich sehr, als ich hörte: einfach Albert Ruland, ein Bürgerlicher. Ich hatt' auch gedacht: Diplomat! Ein schöner Diplomat, zum Verlieben! — Na, die Verliebtheit, das kam ja auch. — O ja, ein Diplomat könnt'st du sein! Was seid ihr für Gegensätze — du und er."

„Immer noch Enrico?"

„Wirst du eifersüchtig?"

„O nein!"

Sie schüttelte mit drolligem Unmut den Kopf. „Das auch nicht! — Abgeklärter Mann. Eifersucht stört die Harmonie! — Enrico war furchtbar eifersüchtig. Und ganz ohne Grund! Hätt' er nur ein klein wenig Grund gehabt, er hätt' mich erdrosselt; ganz sicher. — Oder ich ihn!"

„Oder du ihn?" — Ruland wollte nichts von Enrico hören; aber diese Frage trat ihm doch auf die Lippen, die drei Worte hatten ihn überrascht.

„O ja," antwortete sie, den Kopf so lebhaft nach vorn schüttelnd, daß all ihre kleinen schwarzen Stirnlocken zitterten. „Glaubst du nicht? Traust du mir das nicht zu? Da könnt' ich dir was erzählen ... Das ist aber nichts für dich. Du korrekter Mann, Diplomat!"

Ruland ergriff sie am Arm; er drückte den Goldreif, den sie da trug, so jäh und kräftig, daß sie vor Schmerz einen kleinen Schrei ausstieß. „Sag mir

diese Worte nicht mehr, ich kann's nicht mehr hören. Korrekt, Diplomat ... Du Kind du, du kennst mich nicht. Du ahnst nicht. Ich könnt' dir auch —"

Er brach ab. Mit seinem gewohnten, ruhigen Lächeln nahm er sein Glas und that, wie zur Beruhigung, einen langsam schlürfenden Zug.

„Was könnt'st du auch?" fragte Sabine, eine Hand auf dem gedrückten Arm.

„Nichts!" warf er lächelnd hin.

„Und dabei hat er mir weh gethan und entschuldigt sich nicht einmal! — Sieh die rote Stelle da. — Nein, wie kalt er hinschaut, mit diesem gleichgültigen Mörderblick. — Und mit was für 'nem plötzlichen Tigergriff hatt'st du mich angepackt! — Aber das war doch noch was. Gefällt mir eigentlich. Ich wollt', du könnt'st einmal so wild werden wie —"

Sie hielt inne: sie wußte, daß er nicht gern von Enrico hörte. „Sag mal," fing sie dann wieder an. „Glaubst du, daß du so recht furchtbar wild werden könntest? Oder bist du's je gewesen? — Ich hätt' dich dann noch mal so lieb."

Es gab ihm wieder einen Schlag; er zuckte einen Augenblick. — „Bring mich nur nicht dahin, daß ich's werde," sagte er dann lächelnd.

„Ach, weißt du, das ist leicht gesagt! — Du fingst aber vorhin an: ‚ich könnt' dir auch — —‘ Sag! Was könnt'st du auch?"

„Neugierig, sagt man, ist das Weib! Erzähl du mir lieber; du hatt'st angefangen. Du könnt'st mir was erzählen, sagtest du; es sei aber nichts für mich.

Alles ist für mich. Ich will auf der Welt alles wissen; und von dir schon gar. Also nur zu! Heraus damit!"

Er sah sie mit den großen, schönen, tiefgrauen Augen an; sie lächelten verliebt und brannten vor Eifersucht.

Sabine legte den Kopf zurück: „Neugierig, sagt man, ist der Mann! — Du willst alles wissen, sagst du. Na, und wenn ich dir nun erzähle, daß ich beinah einen Mord begangen hätte — kannst mich dann noch lieben?"

„Ich? Dann erst recht!" fuhr es aus ihm heraus.

In der Ueberraschung hatte er sich vorgebeugt; sein Mund hatte sich geöffnet, seine Augen starrten. Aber mit blitzschneller Kraft überwand er das; die Stellung behaltend, auch die Lippen offen lassend und die Augen groß, gab er dem allen den Ausdruck angespannter, harmloser Neugier, die dann über sich selber zu lächeln und zu spotten anfing. Er war aber blaß geworden; das fühlte er mit Verdruß und Schreck. Mit einer neuen Anstrengung trieb er sich das Blut ins Gesicht; nun ward er übertrieben rot.

„Was hast du?" fragte Sabine, die sich wunderte; so rasche Wechsel kannte sie nicht an ihm.

„Ich? Was sollt' ich haben?"

„Ja, das weiß ich auch nicht. — Aber warum sagtest du: dann erst recht!?"

„Weil ich — — Ach du Kind. Weil dein Temperament mich freut; das weißt du. Also du hätt'st beinah einen Mord begangen. Und das hör' ich heut

erst! — Das vollendet ja erst deine farbenreiche Biographie. Also heraus damit!"

Sie schüttelte bedenklich den Kopf: „Ach nein, nicht so heiter. Es war eine furchtbar ernste Sache; was denkst du. Ist nun bald zehn Jahre her; damals war ich ein junges Ding, so ein Feuerbrand, so wild — wie du unwild bist. Und dieser Enrico, mein böser Dämon, hatte mich noch wilder gemacht; und ich — — Nein, ich kann's nicht sagen!"

Sie zog sich in die Tiefe ihres Sessels zurück.

In ihm verlangte alles, zu hören. Er streckte die Arme gegen sie aus: „Komm auf meinen Schoß. Dann sagst du's."

„Nein, nein, nein, nicht auf deinen Schoß! Lieber will ich's hier sagen, mit zugemachten Augen; rühr' mich aber nicht dabei an. Ich war einmal mit Enrico allein; und war bös auf ihn. Nein, bös ist nicht das Wort; ich hatte so viel inneren Schmerz und Wut und Haß, weil er mir das angethan, mein junges Leben zerstört hatte; denn so sah ich's an. Und er reizte mich noch. Er wollte wohl zeigen: ich bin dein Herr, ich hab' dich in meiner Gewalt! Und da ich ihm dann böse Worte gab, so sagte er mir ein häßliches, gräßliches; das gab mir einen Todesschlag. Da dacht' ich mir — das weiß ich noch —: er soll nicht mehr leben! er muß aus der Welt! Und plötzlich sprang ich auf ihn zu — er saß in einer Sofaecke — und packte ihn am Hals und würgte ihn. O Gott, nein, nicht lächeln; es war Todesernst! Er schrie auf, so mit halberstickter Stimme; das war

mir aber gleich; ich war so verrückt, daß ich betete: Gott, steh mir bei, laß es mir gelingen! — O, ich hatt' auch Kraft. Damals mehr als jetzt; bin so träg geworden, so rundlich. Er war aber doch stärker; wenn auch fein und schlank. Plötzlich mit einem Ruck war er frei; hatte meine Arme gepackt — und wir rangen noch eine Weile — und ich schlug auf die Erde hin. Jesus Maria! schrie er dann auf; er war ein Katholischer. Dann — weiß ich eine Weile nichts. War wohl nicht bei Sinnen. Was ich wieder weiß: er hatte mich aufgehoben, aufs Sofa, und kniete vor mir und sagte allerlei: ‚Ich hab' schuld! — Verzeih mir! — Das abscheuliche Wort. Ich nehm's zurück! — O du böses Mädel; du wildes. — Aber verzeih mir! Verzeih mir!' — — Ach ja — und so kam's dann auch. Wir wurden uns noch wieder gut; noch einmal. Aber nicht auf lange. Es war doch zerbrochen!"

* * *

„Wie schaust du mich an?" fragte Sabine, als sie ihm nun in die Augen sah. Sie glühten so in dem wieder blassen Gesicht. „Sag! wie steht es nun? Kannst du mich noch lieben?"

„O, i ch —! i ch —!"

Er faßte sie und riß sie auf seinen Schoß; sie staunte über seine Kraft. Dann hielt er ihren Kopf mit beiden Händen, blickte ihr tief in die schwarzen Augen und hin und her über das Gesicht, als wollte er da die „Wilde" von damals sehn. Nachdem er etwas gemurmelt hatte, das sie nicht verstand — es

kam so zerquetscht über die Lippen —, bedeckte er ihre Wangen, ihr Haar mit Küssen, endlich ihren Mund. Jesus! Was ist das? dachte sie tief verwundert. So hatte er sie noch nie geküßt.

„Was ist dir geschehn?“ fragte sie, als er sie wieder frei atmen ließ; sie lag aber noch in seinen Armen. „Ich kenn' dich nicht.“

Wieder lächelnd gab er zur Antwort: „Was hab' ich dir gesagt? Du kennst mich nicht.“

„Beinah sieht's so aus! — Aber, bitte, nicht so lächeln; dann wirst du wieder der Harmonische, der — — Eben warst du anders! O! — Das gefiel mir; weißt du? Hatt'st was in den Augen, daß man sich davor fürchten konnte; und dabei eine so süße Glut. — Sag, Alberto mio! Kannst du's verstehn, verstehst du's wirklich, daß ich ihm an die Kehle fuhr, daß ich ihn töten wollte?“

„Nur verstehen? Ich?“ murmelte er. „O Kind, wenn du wüßtest — —“

Er drückte die Lippen zusammen. Es riß ihn, es stieß und stachelte ihn, in dieses heiße, wild lächelnde, üppig reizende Gesicht hineinzurufen: „Ja, hab mich nur noch mal so lieb! Ja, ja, ja, du kennst mich nicht! Der Korrekte, der Diplomat, der hat das gethan, was du nur wolltest. Hab mich nur noch mal so lieb!“ — Ich bin verrückt, dachte er dann, gegen diese Wallungen kämpfend. Ein Weib! Nur nicht nach solcher Liebe lechzen; mein Geheimnis behalten. Das ist besser. — Hätt' ich sie nur erst vom Schoß. Das macht mich so schwach. Da red' ich Unsinn . . .

Er küßte sie noch einmal, aber nicht so heiß, und richtete sie sanft, wie tändelnd, auf. Dann erhob er sich, wie um einmal durchs Zimmer zu gehn. Er ging auch. Sabine kehrte auf ihren Sessel zurück.

Ihre Augen wanderten aber mit ihm auf und ab; sie schüttelte langsam den Kopf. „Nein, so kommst du nicht los,“ sagte sie nach einer Weile. „So entschlüpfst du mir nicht. Ich hab' dir alles gesagt, und du willst nun schweigen?“

Ruland blieb stehn, mit seinem Diplomatenlächeln. „Was willst du denn, Schatz? Wer nichts zu sagen hat, schweigt.“

„Du hätt'st nichts zu sagen? — Nein, dieses edle Lächeln, das laß nur; das hat nun verspielt! Du hätt'st nichts zu sagen? Halt mich doch nicht für gar zu dumm. Zuerst das ‚Ich könnt' dir auch —!‘ Und als ich fragte, ob du mich nach so 'nem Geständnis noch lieben könntest: ‚Ich? Dann erst recht!‘ Und dann wurd'st du so blaß; und so rot; Gott weiß, warum. Und dann dein ‚O, ich! Ich!‘ Und diese Küsse — o Jesus — so hast du ja noch nie geküßt. Und ‚Du kennst mich nicht‘. Und ‚O Kind, wenn du wüßtest!‘ — Mann! Geliebter Mann! Was soll ich wissen? Wenn du jetzt die Thür wieder zumachst, die halb offen stand, dann — dann haff' ich dich. Dann thu' ich dir auch nie mehr was zuliebe. — Aber nein, so ist mein süßer Albert nicht. Es wird ihn rühren, daß ich ihm meine Geschichte erzählt hab', und er wird mir seine erzählen. Ja, das wird er. Albert!“

Sie war aufgestanden und kam zu ihm. Eines ihrer liebkosendsten Lächeln flog ihm ins Gesicht. Ihr noch schlanker, aus dem oben offenen Schlafrock hervorleuchtender Hals reckte sich ihm entgegen; es war ein sinnereizendes Bild. Sie hatte ein karminrotes Band nach altgriechischer Art mehrmals durch ihr schwarzes Haar gewunden; es stimmte eigentlich nicht zu ihrem mehr pikanten Gesicht, sah ein wenig wie Maskerade aus; aber sie liebte es und er nun mit ihr; der Kopf war so eine Farbenmusik. „Alberto mio!“ sagte sie wieder. Sie kannte die Klänge in ihrer Stimme, die ihn am meisten berauschten. Sie ließ sie erklingen. Ihre Augen halfen und baten, so warm wie sie konnten.

„Was soll ich erzählen?“ antwortete er, in allen Sinnen von ihrem Liebreiz erfüllt. „Ich hab' nichts zu erzählen. Ich — sagte nur so. Komm, laß uns lieber glücklich sein!“

Mit einem raschen Griff der leise zitternden Arme zog er sie an seine Brust.

Sie riß sich aber los. „Nein, nein!“ sagte sie empört und trat zurück. „Willst du mich wie ein Kind behandeln? Dazu bin ich mir doch zu gut. Pfui, und lügen auch noch! Du hast etwas zu erzählen, darauf schwör' ich alle Eide; du willst nur nicht. Wieder korrekt, korrekt! — Ja, nun sag' ich die Worte alle. Der Diplomat in dir gebietet Schweigen; der Harmonische, der Gentleman, der Gediegene. O nun hass' ich dich. Geh!“

Sie trat an den Tisch zurück, trank ihr Glas aus und warf sich auf ihren Stuhl.

Ruland ging ihr nach; jede ihrer Bewegungen berauschte seine Sinne. Selbst ihre bösen Worte, von dieser klangvollen Evastimme gesprochen, gingen ihm süß durchs Mark. „Nein, nein, nein, sei gut!" sagte er, auch so weich und hold, wie er konnte, und kniete neben ihr nieder, seinen Stuhl zurückschiebend. „Lassen wir die Dummheit. Nur Liebe! Liebe!"

Seine Augen erzählten ihr all sein Verlangen; er legte ihr die Hände auf die Kniee. „Sabine!" flüsterte er.

Sie stieß ihn aber fast heftig zurück. „Laß mich!" warf sie heraus. „Liebe . . . Ich will andre Liebe. Vertrauende, ehrliche. Nein, rühr mich nicht an! Eh du mir das erzählt hast, nicht."

„Eher nicht?"

„Nein! Nicht mit einem Finger! Nicht heut und nicht morgen. Nie!"

„Nie?"

„Nie! Ich schwör's! Nun weißt du's. So lass' ich mich nicht verachten. — Nie!"

Ruland sprang auf. Seine letzte, zornige Manneskraft riß ihn in die Höhe. Meinst du's so? dachte er. Dann gut! — Er stierte in die Luft, ein Nebel lag ihm vor den Augen. Ihm war, als werde er ihr nun sagen: So geh' ich denn! Abgemacht. Behalt das alles hier; ich schenk' dir's. Und noch was dazu. Leb wohl! Auf Niewiedersehn!

Er sagte aber nichts. Als ihn der Nebel verlassen

hatte und er Sabine wieder erkannte, saß sie ruhig, furchtlos; nichts als ihren Zorn im Aug, auf der Wange, der sie schöner machte. Ihre Füße in den weichen, zierlichen Schuhen schlugen gegeneinander, auch sie zürnten mit. Ihre üppig blühenden Lippen bewegten sich, ohne laut zu sprechen. Nein, ich komm' nicht fort, dachte er, mit einem Gefühl, als wär er von Magneten umringt. Nein, ich komm' nicht fort!

Wie es den Fischer zum Meerweib ins Wasser lockt, lockte es ihn, wieder aufs Knie zu sinken, und dann zu ihr hinaufzusprechen: Ja, ja, was du willst! Ich will leben! Ich will wieder jung sein! mit dir! Ich will Liebe! Liebe!

Er hielt sich aber aufrecht; das war nur eine Phantasie der Schwäche. „Sabine!" sagte er mit seiner besten, zärtlichsten Stimme, noch auf ihr Nachgeben hoffend. „Gute Sabine! Hab Vernunft!"

„O, die hab' ich längst," erwiderte sie. „Wenn wir sie beide hätten, wie? Das wär schön!" Sie fing wieder an, ihn mit Aug und Zunge zu liebkosen: „Bist ein so gescheiter Mann. Sei doch heut gescheit! Du möcht'st mir was sagen, ja, ja, das weiß ich; es stand schon auf deinem Gesicht. Es will nur noch nicht heraus. Schieb nach! — Wenn du's sagst, so thu' ich das, was ich sagte: so hab' ich dich noch mal so lieb. Ich war immer gut zu dir; nicht? Dann will ich aber noch ganz anders sein; bei Gott; ich schwör's. Dann will ich so märchenhaft zärtlich sein und dich so märchenhaft glücklich machen, daß du staunen sollst!"

Was so 'ne Menschenstimme alles kann! dachte Ruland, der mit allen Sinnen horchte. — Ich will in ihren Armen liegen! Ich will so jung sein wie damals, mit dreißig. Will wieder mein Herzblut fließen lassen! nicht die harmonische Maske tragen!

Er schwieg aber doch, kein Glied, keine Miene regend, noch auf festen Füßen, ein Mann.

„Alberto mio!“ sagte sie leise. „Wie schön wär dann diese Nacht. Wir hätten einander erzählt, was wir auf dem Herzen haben; und ich wüßt' was von dir, das dich mir noch lieber macht, das mir diesen dummen Zorn auf dich nimmt; — o ja, das hab' ich schon heraus! Und dann —“

„Hast du's schon heraus?“ fiel er ihr ins Wort. Seine Stimme sollte das fest und lächelnd sagen; es erklang aber ein nervöses Zittern drin. „Nun, dann ist's ja gut! Dann brauch' ich's nicht mehr zu sagen. Wie?“

„O du großes Kind! — Daß du dich noch so wehrst. Warum? Es wird ja so und so und auf jede Art dein Glück!“

Ja, sie soll mich ganz, ganz lieben! dachte er. Sie soll in mir auch Enrico lieben!

Es rauschte in seinen Ohren; seine Schläfen brannten. Das gefiel ihm aber; Feuer der Jugend! fuhr es ihm durch den Kopf. Nur — bei so viel Licht konnte er nicht sprechen. Er trat zur Hängelampe, sah sie an, als brenne sie etwas zu hoch; mit einer scheinbar gleichgültigen Bewegung drehte er an

ihr, drehte tief. Die Lampe erlosch. Es ward dunkle Nacht.

„Was machst du da?" sagte Sabine erschrocken. „Was willst du? — Nein, komm nicht zu mir. Berühr mich nicht!"

„Sei ruhig, sei ruhig," murmelte er. Sie hörte: er stand weit von ihr.

„Was willst du denn? — Ich fürcht' mich."

„Warum? Weil du mit einem Mörder zusammen bist?" — Seine Stimme scherzte, sie hatte aber einen heiseren Klang.

„Bist du denn ein Mörder?"

„Ja. — Ich hab' eine Schwester, weißt du. Sie war die einzige, immer; ich hatte keinen Menschen so lieb wie sie. Als Kinder Kameraden; sie ein Jahr jünger; das machte nichts. Als sie heiratete, war ich eifersüchtig; da war sie übrigens schon fünfundzwanzig alt. Eine späte und um so heißere Liebe; zu einem großen, blonden Germanen, einem sogenannten schönen Mann; er hatte nur e i n e n Schönheitsfehler, der aber erst in der Ehe sichtbar wurde: er t r a n k. Das verdarb seine Eingeweide und brachte Kupfer in sein Gesicht! — Es schlug aber auch seine E h e tot. Auguste, meine Schwester, kam endlich eines Tages zu mir, jahrelang hatte sie mir ihr Unglück verschwiegen: ‚Bruder, ich halt's nicht mehr aus! Er ist willenlos! Dieses Laster hat ihn in seiner Gewalt. Und im Rausch wird er wie ein Tier. Er tobt gegen mich. Nicht mit einem Wort darf ich widersprechen. Er schlägt mich! Er mißhandelt mich!' — Er miß-

handelte sie ... Den einzigen Menschen auf der Welt, den ich wirklich liebte. Mein erster Gedanke war, in meiner rasenden Wut: er muß aus der Welt!

„So ward's aber nicht, natürlich. Ich sagt' ihr, nachdem ich mich zur Not gefaßt hatte: nun, dann scheidet euch! — Sie fing an zu zittern. Sie liebte ihn noch. Ganz nach Frauenart: dieser Despot, dieser Säufer, dieses Tier saß ihr noch im Herzen! — Kurz, sie ‚versucht' es noch einmal und ist wieder lange still. Wenn ich schreib' und frag', so antwortet sie: ‚er scheint sich zu bessern; es geht!' — Das war aber fromme Lüge; man nennt ja solche Lügen fromm. Endlich kommt ein Brief: Verzweiflung. Es geht nicht mehr, es geht nicht mehr! Es ist schlimmer als je. Er mißhandelt sie unwürdiger, greulicher als je. Sie hat zuletzt die Scheidung verlangt; er verweigert sie. ‚Wenn du mir fortläufst, ich hol' dich wieder!' — Bruder, schloß der Brief, hilf mir, befreie mich, rette mich! — Sag, was soll ich thun!

„Du sollst nichts thun, dacht' ich; aber ich hab' nun was zu thun! — Der Mann war damals in Kissingen, allein; er brauchte wohl die Kur, weil er sich inwendig durch das Trinken zerrüttet hatte. Ich weiß es nicht, ich wußt' es nicht; was ging mich damals sein Inwendiges an; ich war dreißig alt, und so ein Draufgänger, so feuerwild, wie — wie du mich willst! — Ich fahr' also zu ihm. Er sitzt in seinem Zimmer. Es ist Sonntag-Nachmittag, das Haus leer und still. ‚Eduard,' sag' ich — so und so! ‚Du willst dich von meiner Schwester nicht scheiden,

hör' ich. Ich bin gekommen, um dir zu sagen, daß ich auf der Scheidung bestehe, ich in ihrem Namen. Es giebt keine andere Lösung. Aber diese giebt es. Also!'

„,Bist du der deutsche Kaiser?' sagt er. ,Dann wär's übrigens noch ebenso. Ich hab' keinen Herrn über mir. Auf Kommando thu' ich nichts. Basta!'

„,Du verweigerst meiner Schwester, sich von dir zu scheiden?' frag' ich.

„,Ja. Sie bleibt bei mir.'

„,Und du willst fortfahren, sie zu mißhandeln? Du? Diese wehrlose Frau? Mein Liebstes auf der Welt?'

„,Das ist sie mir auch!' sagt er.

„,Du lügst!' schrei' ich ihn an. ,Sein Liebstes mißhandelt man nicht. Du erbärmlicher Schurke lügst!'

„Er springt auf. Flammen in den Augen. Gott sei Dank, dacht' ich, er springt mir ins Gesicht! Dann erschlag' ich ihn!

„Er bezwingt sich aber und bleibt stehn. ,Was du da eben gesagt hast,' spricht er nach einer Weile, ,das hat ihr Bruder gesagt. Darum nehm' ich an, ich hätt's nicht gehört. Ich bin nicht ohne Unrecht, das geb' ich zu. Ich hab' mich an meiner Frau vergriffen; aber nur in der Trunkenheit. Wenn ich nüchtern war, nie!'

„,Nun, so trink nicht mehr!'

„Er zuckt die Achseln.

„,Schwöre mir,' sag' ich und heb' die Hand, ,daß du nie mehr trinkst!'

„‚Das kann ich nicht. Das kann ich nicht.‘

„‚Ich duld’ aber nicht, daß du meine Schwester schlägst; versteh mich: ich duld’ es nicht. Schwöre mir, daß du sie nie mehr anders als in Liebe berühren wirst! Gieb mir dein heiliges Wort!‘

„‚Ich kann das andre nicht schwören,‘ sagt er, ‚also dies auch nicht. Uebrigens, wer bist du, daß du mir sagst: ich duld’ es nicht? Sie ist mein Weib. Sie ist mein!‘

„‚Ich duld’ es nicht!‘ schrei’ ich auf.

„‚Wirst es doch wohl müssen. Ich bin nun einmal auch auf der Welt; mit meinem Trinken und allem; kurz, so wie ich bin.‘

„‚Nun, so kannst du auch hinaus aus der Welt! So ein Unkraut muß ja nicht sein!‘

„Und in dem Augenblick fühlt’ ich: ja, das ist endlich das rechte Wort. Und ich fühlt’ auch, im ganzen Menschen: in diesem Sinn war ich hergekommen. Auf einmal stand ich mir auch da wie ein Werkzeug Gottes: dieses Unkraut muß aus der Welt! Und indem er höhnisch lacht — sein letztes Lachen; ich hör’ es noch — zieh’ ich mein Messer aus der Tasche, ich hatt’s noch aus der Knabenzeit, wenn ich’s aufmachte, stand es fest im Griff; und such mir mit den Augen die Stelle: sein Herz.

„Hab’s auch gut getroffen. Er gab keinen Laut mehr, er fiel so hin.

„Gottes Werkzeug! sagte ich mir, als er nun so dalag; dadurch erhielt ich mich ruhig und fest. Ich hab’ meine Schwester befreit, gerettet; das war mir

zugeteilt! Der Welt bin ich keine Rechenschaft schuldig; hat sie meiner Schwester geholfen? Dem Gesetz stell' ich mich nicht; was hat es für uns gethan? Diese Sache war nur zwischen ihm und ihr und mir! — Ich verlor mich nicht, blieb kalt und still. Ich nahm seine Brieftasche und seine Geldbörse, nahm heraus, was drin war; die leere Brieftasche legte ich neben ihn: damit die kluge Welt denken sollte, die hat der Mörder ausgeraubt und dann weggeworfen. Und dann ging ich fort; fuhr mit dem nächsten Zug wieder heim. Fast kein Mensch hatte mich gesehn; gekannt hatte mich keiner. Die Geldbörse und das Messer hab' ich später ins Wasser geworfen, das Geld an eine wohlthätige Anstalt geschickt. Raubmord! sagte die kluge Welt. Und damit ward sie allmählich still.

„Meine arme Schwester! — Ein Weib! — Nun, da er tot war, raste wieder der Wahnsinn der Liebe. Hündische Liebe, sag' ich; die jede Kränkung, jede Schmach vergessen, die nicht hassen, nicht verachten kann. Sie verklagte nur sich; sie trauerte sich fast in den Irrsinn hinein! — Wenigstens konnte die Welt nun nicht denken: sie hat ihn umbringen lassen. Zuletzt half die Zeit. Auguste erholte sich und genas bei mir. Mit einem besseren Mann hat sie dann noch das Glück gefunden, das sie damals verfehlt hatte. Schatten sind da wohl auch; wo ist's denn vollkommen? Ich war doch ihr Retter! — Das ist die Geschichte, die du hören wolltest."

* * *

In dem dunklen Zimmer war tiefe Stille. Ruland horchte: was sagte Sabine nun? Sie war lange still. Endlich rauschte ihr Kleid heran. Wirft sie sich mir nun an den Hals? dachte er. Oder was wird sie thun? — Ihm war doch schon etwas beklommen zu Mut. Sabine kam nicht zu ihm. Ein Zündholz zischte und flammte auf; dann stieg wieder das Licht in der Hängelampe. Darunter stand sie, ein paar Schritte von ihm; nicht eigentlich blaß, aber mit wenig Farbe im Gesicht. Sie sah in die Luft.

„Sabine!“ sagte er, trat vor sie hin und nahm ihre beiden, niederhängenden Hände; sie waren vorhin warm, jetzt kalt. Sie schaute ihn an mit einer Art von Lächeln, das aber nichts bedeuten wollte; mit leisen Bewegungen nickte sie ihm zu. Seine Augen fragten. Sie nickte wieder. Er wunderte sich aber über etwas Neues, Fremdes in ihrem Gesicht. Er wunderte sich auch über sich selbst: die Glut der Liebe, der Sinne, die ihn so berauscht, verzaubert, aus sich herausgelockt hatte, war nicht mehr so warm. Hatte die Mordbeichte sie abgekühlt? — Da stand nun doch sein Lohn. Es war ja doch noch dieselbe Sabine . . . Er zog sie an seine Brust. Sie sank ohne Willen und ohne Widerstreben hin. „Sabine!“ sagte er, die warme Gestalt umfassend. Er küßte ihre Wange; die war heiß. Er drückte seine Lippen auf ihre Stirn, ihre Augen; sie hielt noch immer willenlos still. Endlich, spät, suchte er auch ihren Mund, der sich wieder voll gerötet hatte. Es kam ein leiser Gegendruck; es

ward Kuß für Kuß. Nun fühlte er auch ihre Arme auf seinem sehnsüchtigen, verlangenden Rücken.

„Was sagst du, Sabine?" fragte er, nachdem er seine halberloschenen Gefühle auf ihren Lippen geweckt hatte. „Du bist — wunderbar still. — Dir graut doch nicht?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Was denkst du denn? Was verschweigst du so?"

Sie sah ihm in die Augen, mit einem langen, sonderbaren Schicksalsblick; so empfand er ihn. Ihre weichen Hände legten sich auf seine Schultern; da fingerten sie endlich leise. Es kam wieder etwas Neues in ihr Gesicht, das er nicht verstand. Er sah gleichsam einen Gedanken sich formen, kaum bemerkbar und doch deutlich; nur noch rätselhaft. „Was denkst du?" fragte er noch einmal.

Nach einer Weile öffnete sie die Lippen. „Heirat mich!" sagte sie.

Ruland fuhr zusammen. Seine Schultern erbebten unter ihren Fingern. So überraschte ihn noch nie ein Wort.

Sie sprach weiter nicht, sie sah ihn an. Es war, als wenn ihre Augen sagten: Sieh doch, wie es steht! Wir sind nun doch Kameraden, für immer. Du gehörst nun mir. Ich hab' dich. Mir bist du so recht, du Mörder; aber losgeben thu' ich dich nicht mehr. Also heirat mich!

Auf einmal trat ihm kalter Schweiß auf die Stirn. Er hatte verstanden, jedes Wort. Er sah sein Schicksal: da stand es. Es hatte die Hände auf ihm; nicht

mit weichen, mit ehernen Fingern hielt es ihn umklammert. Es hatte kluge, kalte, seelenlose Augen; die Augen von Enricos Sabine — von Dieses und Jenes Sabine — die nun endlich den Rechten gefunden hatte, den Mörder, den Schwätzer, der fortan thun muß, was sie will. Den Wahnsinnigen, der nicht mehr schweigen konnte, der in einer Hetäre, einer Dirne die Vertraute suchte. Will sie nun sein Geld, er muß es geben; will sie ihn selber, ganz, er muß sich ihr geben. Er wird das Gelächter der Welt. Er, der Harmonische!

Eine wilde, verzweifelte Wut, wilder als damals in Kissingen, fuhr ihm durch die Glieder. Er warf Sabines Arme von sich, mit einem plötzlichen Ruck; im nächsten Augenblick hob er die Faust. „Dirne!" brach ihm aus der Kehle, eh er noch wußte, was er wollte. „Dich heiraten? — Ich töte dich!"

Wie schon von seiner Faust getroffen, sank sie in die Kniee. Ueber ihrem gebeugten Kopf breitete sie die Finger aus; alles ein Augenblick.

„Laß mich leben!" schrie sie.

Es war ein kraftloser, halberstickter Schrei; er fuhr Ruland doch ins Gebein. Da stand er also wie vor zwölf Jahren, als einer, der morden will. „Laß mich leben!" schrie sein Opfer. Es fehlte nur noch der Dolch in der Hand . . . Grauen schüttelte ihn. Er öffnete die Faust und schloß die Augen.

Sabine sah das, nun sprang sie auf. Mit wenigen Schritten, im Lauf, war sie draußen, im Schlafzimmer.

Er hörte den Riegel an ihrer Thür. Er hörte den Schlüssel im Schloß.

Nach einer Weile, mechanisch, ging er ihr nach. Mechanisch blieb er an der Thür stehn und horchte. Drinnen regte sich nichts. Es war totenstill. Sie stand vielleicht auch an der Thür und horchte wie er. Vielleicht dachte sie: Wird er am Ende doch klopfen und sagen: laß mich ein! Ich thu', was du willst! Ich häng' ja so an dir; bin dir nun verfallen. Du wirst meine Frau. Laß mich jetzt nur ein zu dir!

Das alles in ihre Seele hinein mit Grauen denkend, schüttelte er den Kopf. Er sah sich nur noch an der Thür einer Dirne. Er sah da einen Mann, der keine Ehre im Leibe hatte, weil er noch an dieser Thür stand. Auch in seinen Sinnen war Totenstille. Es fror ihn nun, es rieselte ihm kalt durchs Mark.

Schweigend, mit halbgeschlossenen Augen, ging er durch die andere Thür hinaus.

* * *

An den Fluß gekommen — er wußte nicht, nach wie langer Zeit — setzte er sich aufs Bollwerk hin. Es war frei von Schnee, aber kalt; was thut's? dachte er. Ich erkälte mich nicht mehr. Das ist auch ein merkwürdiges, ruhiges Gefühl! Die kleinen und die großen Sorgen, alle still geworden. Werd' du nur auch selber still! Noch einmal der Gefaßte, der Harmonische! Daß du doch als Ruland endest.

Er schüttelte sein Haar, wie so oft auf dem Weg

hierher: Weiterleben? Nein! In der Gewalt dieser Frau? Vor ihr zittern müssen? Und wenn sie auch jetzt nicht wiederholte: „Heirat mich!" doch immer fürchten müssen: es kommt!? Und die Selbstverachtung? Und die erbärmliche, niederträchtige, nie zu überwindende Reue? Nie begreifen: wie geschah mir das? wie hab' ich mich so verloren? ich? — Damit weiterleben?

Das Mondschiffchen schaukelte sich noch immer im Kampf mit den Wolkenwellen; Orions Schultern wehrten sich noch gegen die wandernden, flatternden Streifen; schwül und doch fröstelnd wehte die durchfeuchtete Luft. Ruland starrte lange zum Himmel auf; allmählich, verwunderlich, kamen ihm ungekannte oder seit der Knabenzeit vergessene Gefühle. Nie begreifen, dachte er, wie mir das geschah? Vielleicht — vielleicht versteh' ich's doch. Denn es ist doch wunderbar — wunderbar — wie viel ruhiger mir nun ist. Ich war nie so ruhig. Ich hatte doch immer — ich wollt's nur nicht wissen — hatte doch immer eine Last in mir. Ach, mich so zu spielen war schwer! Was geht mich die Welt an? dachte ich. Was ist mir das Gesetz? Diese Sache war nur zwischen ihm und ihr und mir! — Aber der Orion. Wenn einer den Orion gemacht hat — und die Mondsichel — und ihn, sie und mich — und wenn in unserm Leben, nicht von oben, aber tief innen, etwa doch so was wie ein höherer Wille waltet . . .

Gott! brach es aus ihm hervor; er wollte nicht, es kam doch. Gott — wenn ich dich so nennen soll —

warum soll ich dich so nennen. Es ist nur ein Menschenwort. Aus der Kinderzeit! Wenn aber irgend so etwas Unbegreifliches waltet ... Dann verstünd' ich diese Last in mir. Gottes Werkzeug? Wer ist Gottes Werkzeug? Wer weiß seinen Willen? Wer hat irgend ein Recht an ihn? Wer hat eine Macht gegen ihn? — Da sitz' ich bei so einem Weib. Ich hab' gewußt, daß sie nicht mehr ist als eine Dirne; hab's nur in der Verliebtheit vergessen. Und weil sie meine eitle Seele kitzelt — weil ich ihr gefallen will, ganz — weil sie mich so lieben soll, wie sie ihren welschdeutschen Verführer liebte — und weil mir die schwülen Winde durch die Sinne rauschen — darum brech' ich die Thür in mir auf und werf' ihr mein Geheimnis, mein Leben hin. Wenn das nun der Wille des andern, des Allmächtigen war ... O du Ohnmächtiger!

Er seufzte tief aus der Brust. Er starrte auf den dunklen Fluß hinab. Seine Ruhe war wieder verschwunden — weil er noch saß, noch grübelte, noch lebte. Da unten war die Ruhe. „Erlösung." Das Wort trat ihm auf die Lippen; er sprach es laut. Nicht zu laut: weit und breit war niemand. Er sprach es noch einmal; es hatte so einen guten, befreienden Klang. — Ja, nun mit Fassung, als Ruland enden!

Er wußte, was er wollte. Er nahm seine Brieftasche mit den stählernen Ecken, nahm auch seine Geldbörse; wenn sie mich ohne die finden, dachte er, so werden sie wie bei dem andern denken: Raubmord!

Man hat ihn totgeschlagen, in den Fluß geworfen! — Er ließ beides hinunterfallen; zweimal gurgelte die schwarze Flut. Das Messer, das er dann aus der Tasche zog — es war nicht das alte; es stand nicht so fest im Griff; aber scharf und gut war's auch. Er öffnete sich die Brust, ließ sie nackt von der feuchten Luft anwehen. Dann fühlte er, wo das Herz ihm schlug. Das Herz, dachte er; seine Schwester Auguste stand ihm plötzlich vor der Seele. Die einzige, die er doch noch lieb hatte; die einzige, an die er noch denken wollte. An der befühlten, erhorchten Stelle setzte er die Spitze seines guten Messers auf die Brust; — doch da er zu warm an Auguste dachte, traten ihm gefährliche Thränen in die Augen. Er jagte alle Gefühle weg. „Marmor!" murmelte er. Dann stieß er zu, so stark er konnte.

Nur ein Seufzer entfuhr ihm noch. Er ließ den Kopf vornübersinken. Da unten war die Ruhe. Schwer und ohne Willen fiel der Körper hinab; er war schnell versunken.

Zwei Tagebücher



Aus Lydia Harlands Tagebuch.

Salzburg, 2. August.

Ja, ich halte mein Wort; ich fange auf dieser neuen Seite auch ein neues Tagebuch an. Sie sollen sich täuschen, Herr von Rußbach; was Sie schreiben werden, soll auch nicht um ein Haar aufrichtiger, erbarmungslos aufrichtiger sein, als was ich in diesem „Mädchentagebuch" schreibe. Ihre heißkalten Augen sahen mich so an, als sähen sie durch mich hindurch; aber Sie kennen mich doch noch nicht!

Ich muß doch niederschreiben, wie es gekommen ist. Wir standen heute morgen auf dem Residenzplatz, Tante Male, Elise und ich, um das Glockenspiel zu hören; Elise hatte sich's gewünscht. Auf einmal steht Herr von Rußbach da. Ich hatte ihn zwar nur das eine Mal in Berlin gesehn, aber ich erkannte ihn gleich; er sieht sich so ähnlich: die etwas hochmütige, schlanke Gestalt, dabei breite Schultern; die kurzen dunkelblonden, wirklich reizenden Löckchen um den schön geformten Kopf — ja, und die berühmten Augen. Die Tante erkennt ihn auch, wir begrüßen uns; es kommt heraus, daß wir in demselben Hotel de l'Europe wohnen; das heißt, er im Haupthaus, wir in der

Dependance. Wir hören das Glockenspiel. Wir bleiben stehn und reden über dies und das. Er erbietet sich, uns allerlei um Salzburg herum zu zeigen, da er „die Gegend auswendig weiß", wie er sagt; — dabei sah er mich an, als möcht' er sagen: „so wie ich nun auch dich schon auswendig weiß"; bei Gott, es sah so aus! In diesen berühmten Augen wohnt ein Napoleonsgefühl, ein Selbstvertrauen . . .

Ja, wie kam es dann? Auf einmal sprachen wir von Tagebüchern; Herr von Rußbach kriegt sein feines Lächeln. „Nicht wahr, mein gnädiges Fräulein," sagt er zu mir, „Sie führen auch ein Tagebuch?" — „Allerdings," sag' ich. „Das thu' ich schon seit der Backfischzeit, also schon recht lange. Aber warum nehmen Sie gleich an, daß ich auch —?" — „O," sagt er, „ich dachte nur. Es gibt Tagebuchmenschen und andre . . . Wenn Sie mir eine Frage erlauben: schreiben Sie täglich oder nur von Zeit zu Zeit?" — „O Gott, nein, nicht täglich. Nur wenn irgend was Besondres mich treibt!"

Herr von Rußbach nickt, als hätte er sich das gedacht; — übrigens, der Wahrheit die Ehre (ich will ja nur die absolute Wahrheit schreiben): er hat manchmal wirklich ein unheimlich gescheites Gesicht! — Mich ärgerte dieses Nicken, ich weiß nicht, warum. „Sie sind natürlich darüber erhaben?" sage ich. „Sie schreiben kein Tagebuch?"

Er (mit einem empörend feinen Lächeln): „Ich bin über nichts erhaben; ganz im Gegenteil. Aber wenn ich einmal so was schriebe — bis jetzt hab'

ich's nicht gethan — dann würd' ich es nur in der Absicht thun, mein Innerstes zu photographieren, mir wirklich ins Herz zu sehn. Ich würd' mich ausschütten wie 'nen Sack voll Erbsen. Mit der brutalsten, grausamsten Aufrichtigkeit" (ja, so sagte er) „würd' ich mir sagen, was ich denke, was ich will, was ich bin. Kurz, ich würd' es so machen — wie es nie gemacht wird; wenigstens von einer Dame gewiß nicht!"

„Warum glauben Sie das?" sagte ich mit der ganzen Ruhe einer „Dame"; in mir blitzte es aber. So reizt mich auch kein Mensch wie der!

„Weil es im weiblichen Charakter liegt" (er lächelte natürlich, sehr sanft); „nehmen Sie's nicht übel. Die Frau liebt die Wahrheit, versteht sich, so im allgemeinen; aber ihr graut doch vor allem, was ein Sezieren ist. Auch im Moralischen mag sie nicht das Nackte; es ist eine Art von Schamgefühl. Ihr wird nur in einer gewissen Dämmerung wohl." ...

So sagte er noch allerlei, das mir jetzt nicht einfällt; warum auch. Es war wohl alles geistreich; mir gefiel es nicht. Es lief alles darauf hinaus: ihr Frauen vertragt die volle Wahrheit nicht. Eure Tagebücher, wenn auch noch so ehrlich gemeint, sie „färbeln" doch immer etwas — ja, das war sein Wort. Sie „ziehn kleine Schnörkel". Sie ziehn der lieben Seele ein freundliches Mäntelchen an. So wie ein Naturforscher den Seelenspiegel auf sich richtet, so könnt ihr nicht gucken! Und wenn ihr selbst so gucken könntet, könnt ihr's nicht so schreiben!

Ich weiß nicht, was ich darauf sagte. Tante wollte

dem Gespräch mit einer echt weiblichen Wendung ein Ende machen; aber ich widersetzte mich. „Soll ich Ihnen eine Wette anbieten?" sagte ich ihm endlich.

„Was für eine Wette?"

„Nein, nur so eine Art von Wette. Wollen wir beide, Sie und ich, heute abend anfangen, so ein Tagebuch nach Ihrem Rezept zu schreiben, schonungslos und erbarmungslos? Ich setz' meines fort, aber in diesem neuen Stil. Sie fangen eines an. Dann wollen wir doch nach einem Monat oder Jahr oder einem Jahrhundert sehn, wer's gekonnt und wer's nicht gekonnt hat!"

„Wollen wir dann austauschen?" fragte er.

„Nein, das doch nicht. So nah' wie der liebe Gott stehn Sie mir doch nicht. Aber ich verspreche Ihnen — ebenso wie Sie mir —, daß ich in jedem Wort so schreiben will, wie Sie es eben meinten; und was etwa nicht so wäre, das wird ausgestrichen; und dafür wird hingeschrieben, was die ‚brutale' Wahrheit ist. Und hätt' ich doch nicht die Kraft, es so durchzuführen, dann — ich geb' Ihnen mein Ehrenwort — dann will ich's Ihnen offen gestehn!"

„Topp!" sagte er und drückte mir die Hand. Es kam dann plötzlich eine Heiterkeit über uns alle; wir gingen gleich über den Platz zum nächsten Papeteriegeschäft, er kaufte sich ein Tagebuch, es ist fast wie meines. Dann führte er uns an der Salzach stromauf, in einen schönen Wald hinein, mit wundervollen Durch- und Fernblicken. Er will auch mindestens einen Monat hier bleiben, wie wir. Er scherzte bei-

nahe kindlich mit Lieschen, er wurde sehr natürlich. In mir bohrte aber immer wieder der eine Gedanke ...

3. August.

Ja, es ist beschlossen! Ich thu's! Ja, es —

„Es muß sein!" wollt' ich schreiben; aber das wär' schon wieder so ein Schnörkelziehn, das wär' Verschönerung. Nein, es muß nicht sein; es ist auch vielleicht mehr häßlich als schön; aber — es *soll* sein! Hier im Tagebuch rasend aufrichtig — gegen ihn falsch! kokett! unergründlich falsch! Wenn ich nur an ihn denke, packt mich ein Zorn, ein Rachegefühl für mein ganzes Geschlecht. Er ist nun dreißig alt, wie er gestern sagte; seit zehn, vierzehn Jahren, was thut er? So lang' er bei der Diplomatie war und seit er *nichts* mehr ist, was hat er all die Zeit gethan, als „über die Frauen gesiegt?" Herzen geknickt? seinen Geist und seine Schönheit — nun ja, er hat Schönheit; und er hat auch Geist — also seinen Geist und seine Schönheit mißbraucht, um seine häßlichen Wünsche zu befriedigen und seine Unwiderstehlichkeit zu genießen? — Unwiderstehlichkeit ... Schon vor einem Jahr hat mich das so empört, als ich ihn in Berlin zum erstenmal sah, von ihm reden hörte. Sie waren ja alle toll auf ihn. „Es giebt eben Menschen, die als Don Juans geschaffen werden," sagte der weise Geheimrat Wolff, philosophisch sanft die Achseln zuckend. Und die alte Baronin Wittich, mit ihren spöttischen, dicken Brauen: „Er spannt sie ja alle, alle vor seinen Siegeswagen, als wär' er die

Viktoria!" Da stand ich unwillkürlich auf — es ärgerte mich nachher — und sagte: „Mich wird er nicht davor spannen, ich geb' Ihnen mein Wort!" — Man soll ihm das ja später erzählt haben; und er hat gelacht. Und nun ist er hier und —

Nein, mein Herr Hans von Rußbach! Vor Ihren Siegeswagen werden Sie mich nicht spannen; aber vielleicht — hoffentlich — geschieht Ihnen ganz etwas anderes. Ich hatte mir vorgenommen, sehr ernstlich, nicht mehr kokett zu sein; ich bin wohl leider auf diesem Gebiet etwas zu „berühmt" geworden; — aber dies eine Mal, dieses letzte Mal will ich's doch noch sein. Sehn Sie, hier schwör' ich Ihnen: Sie sollen von mir nicht den kleinen Finger haben (viel mehr hat auch noch kein Mensch gehabt); aber ich, wenn ich's irgend kann, will Sie ganz, ganz haben; nicht in den Armen, o Gott, nein, nein — aber zu meinen Füßen — als besiegten Sieger! Und dann sollen Sie sich wundern, wie ich davonrausche — die Rächerin meines Geschlechts.

Klingt das nicht zu eitel? — Was „klingt"; hier soll ja nichts mehr geschrieben stehn als die nackte Wahrheit. Ja, ja, ja, ich bin eitel; wie's so viele sind. Ich bin rachsüchtig; wenn auch jetzt nur ganz stolz für die andern, für mein Geschlecht. Ich bin kokett, erzkokett; ich war's wenigstens, jahrelang; und nun will ich's noch einmal so von Herzen sein, daß selbst dieser Achilles oder Ajax hinter seinem siebenhäutigen Schild niederbrechen soll. Dann will ich mich zur Ruhe setzen ...

Meine Backen brennen. Aufhören! Sonst find' ich nachher stundenlang keinen Schlaf. Ob er nun wohl schläft? Der große Sieger? — Er war heut, auf der Fahrt und auf dem Königssee, so fein, so warm (?), so „süß"; es war aber, als zielte alles auf mich, auch wenn er mich nicht ansah; ich kam mir wie eine belagerte Festung vor. Hab' in mir gelächelt. War dann auch recht „süß"; hab' angefangen, meine Gegenmine zu graben. Hast du das gemerkt, du Kluger? Oder merkst du vor Selbstgefühl nichts?

Aus Hans von Rußbachs Tagebuch.

Salzburg, 3. August.

Eine Minute vor Mitternacht. Das ist sonst nicht die Zeit, in der man etwas Neues anfängt. Aber ich hab's gestern versäumt, will nun doch heut noch beginnen; — so! Die Uhr schlägt! Der Anfang aber ist noch am dritten gemacht!

Hans von Rußbach schreibt ein Tagebuch. Wann hätte er das gedacht! — Es dauert nicht lange, hoff' ich; es soll zu Ende sein, wenn ich hinschreiben kann: „Lydia war mein!" Dies wird ein Lydia-Tagebuch; geben Sie acht, Sie schöne Kokette: hier soll gar nichts stehn, als die Geschichte eines versteckten Kampfes und hoffentlich eines großen Siegs. Wenn Sie glauben, daß wir uns gestern zufällig auf dem Salzburger Residenzplatz trafen — —

Ah, so ein Tagebuch, das merk' ich schon, ist 'ne

gute Sache! Da kann man zu derselben Dame, die man sonst durch alle Künste gesellschaftlicher Heuchelei bekriegt, mit aller Wollust der Aufrichtigkeit sprechen; man kann ihr sagen, wie einem ums Herz ist, was man von ihr will. Nicht wahr, Sie schöne Mischung von Juno und Venus, Sie waren immer recht kokett? wurden sehr gefürchtet? Auch Ihr gutes Herz, Ihr sonniger Humor, Ihre schönen Kenntnisse, alles mußte helfen, der Koketterie die Schleppe tragen, und hinter der Schleppe hervor kleine Pfeile schießen? Und Sie haben sich damals berühmt, nicht wahr: „Mich spannt er nicht vor seinen Siegeswagen, ich geb' Ihnen mein Wort?“ — Wie kann man so ein Wort geben, reizende Lydia. Wenn das der kleine Amor hörte! Und wenn der empfindliche kleine Herr mir nun eingäbe: „mach sie wortbrüchig, Hans, spann sie in die Deichsel!“

Aber nein, so ist es nicht. Ich liebe dich, verstehst du; das heißt, ich begehre dich. Ich will dich besiegen, weil ich dich begehre! Hab' so manchen Sieg erfochten, das scheint mir nun alles nichts; kann ich diesen nicht haben, so bin ich auf Sankt Helena. Ein Weib wie du; mit all deiner Koketterie doch ein Götterweib! Das fühlt' ich auch gleich damals in Berlin, in der ersten Stunde. Die erobern, dacht' ich, dann bin ich erst ein Gott! — Aber nur erobern ... Hier auf diesem Blatt sag' ich dir's furchtlos offen in das schöne, stolze Gesicht, hier wird nicht geheuchelt; ich will dich nicht für die Ewigkeit, es giebt auch kurze Ewigkeiten, und die sind die

schönsten. Du bist kein Weib fürs Heiraten, und ich bin kein Mann dafür. Wie sagt Shakespeares Richard der Dritte?

„Ich will sie haben, — doch nicht lang' behalten." Ja, ich will dich haben; deine spröde Seele, deinen Flattergeist, deine schlafenden Sinne, alles, alles. Will dich fest, fest in den Armen halten; und dann loser, loser; und dann wollen wir uns verlassen, vergessen.

Nein, vergessen nicht! Ein süßer Duft der Erinnerung, hinter mir, um mich her, durch das ganze Leben. Ein Rest von Wonne, der nie vergeht!

4. August.

Es sieht doch wunderlich aus, so schwarz auf weiß; beinah schauerlich. Ich lese eben nach, was ich gestern — heute nacht — schrieb; mir wurde fast zu Mut wie neulich im Traum, als ich nackt über die Straße ging. Warum denn? Was da geschrieben steht, das denk' ich ja, hab's in meinem Leben schon oft gedacht. Wird es dadurch etwa anders, daß ich's niederschreibe? So hab' ich vor dieser Lydia die und die und die erobert; hab' all meine Künste gespielt, um sie zu erobern, bin auf allen Wegen gewandelt — — Nun ja! zier' dich nur nicht. „Auf allen Wegen gewandelt" — wie schön allgemein das klingt. Sag's nur plump heraus: hab' geschmeichelt, geheuchelt, mich verstellt, den Geistigen, den Seelischen gespielt — um endlich dahin zu kommen, wohin ich von Anfang an wollte. Und

so spiel' ich nun wieder meine Rollen vor der Lydia — und werd' sie bis zu Ende spielen —

Heucheln, wenn man das hinschreibt, was für ein schnödes Wort. Man thut's so gedankenlos — ja, auch du da, du Pharisäer und Philister, du thust es! alle Tage! — aber so geschrieben lesen mag man's nicht. Heucheln! Und vor wem? Vor der Frau, die man ein Götterweib nennt; und die man dadurch täuschen, verlocken, in seine Arme hineinlocken will. Es ist wunderli — — Nein, nein, schreib's nur hin, was du dachtest, was du schreiben wolltest: es ist schauerlich! Was sind wir für Wesen, wenn ich's recht bedenke? Würde jemand wagen, mir ins Gesicht meine bürgerliche Rechtschaffenheit anzuzweifeln, ich schlüg' ihn ja nieder. Käme mir der Gedanke: du hast den und den betrogen, zu deinem Vorteil getäuscht, ich hätt' keine ruhige Stunde mehr. Aber ein „Götterweib", das betrüg' ich so? Vor dem spiel' ich mich, wie ich will, und nie, wie ich bin? Ich versuch' ihr einzureden, daß ich ein andrer bin, daß ich andres will — damit sie mir endlich in die Arme sinkt, weil sie mich für den andern hält? Und dabei kann ich ruhig schlafen, mich ruhig im Spiegel sehn, mich mit Achtung lieben?

Bah! Wir sind so gemacht und gedacht. Woher dieses Räsonnieren jetzt? Das kommt nur von dem Unsinn, von dem Tagebuch! — Wir sind so geschaffen, Mensch und Tier; mit dem Tier fängt's an! Wenn der Vogel, das Männchen, vor dem begehrten Weibchen pfeift oder flötet, balzt oder tanzt; wenn der

Kater seine nächtlichen Liebesgesänge jammert — sie wollen alle erobern, und thun, was sie können. Sie übertreiben, sie heucheln auch; nicht jeder süße Flötenton, nicht jedes langgezogene, schmachtende Miau kommt aus einer Biedermannsbrust. Die Natur will, daß sie erobern sollen, darum säuseln sie frisch drauf los! — Und so auch das klügste Tier, der Mensch. Weil wir gegen feineren Widerstand kämpfen, müssen wir mit feineren Waffen fechten. Machen's die anderen Männer denn anders? In diesem ewigen Krieg zwischen Mann und Weib, spielen sie nicht alle, alle ihre Rolle? Machen sie sich nicht alle ein wenig schöner, dem weiblichen Gefühl angepaßter, als sie sind? Schmeicheln sie nicht alle? Heucheln sie nicht alle? — Sie schreiben's nur nicht in Tagebücher, wie ich. Sie gestehn sich's nicht so brutal, wie ich.

Morgen will ich den Damen vorlesen, Goethesche, französische, italienische Gedichte; sie haben mich gebeten. Die Tante hat gehört, ich „könn' es so gut"; und meine Stimme ist so melodisch, sagt sie. Neulich sprach ich, am Königssee, ein Gedicht von Goethe auswendig; da machten die drei Damen wunderbar verschiedene Gesichter: die Tante ein verzücktes, Fräulein Lieschen (eine langweilige Unschuld) ein rührend andächtiges; Lydia aber — — das ist schwer zu sagen. Es schien, als gingen ihr die Verse und auch meine Stimme sehr zu Herzen, aber sie wolle sich's nicht merken lassen; oder sie wehre sich auch gegen ihr Gefühl. Mißtrauen, Vorsicht, Scheu — was weiß ich.

Du wirst aber doch noch, doch noch — — Ich hab' Zeit und ich hab' Geduld!

Aus Lydias Tagebuch.

5. August.

Schlecht ist er doch nicht; so viel weiß ich schon. Tante Amalie hat zufällig erfahren, daß hier in Salzburg, am Kapuzinerberg, eine gute, alte Frau lebt, sehr arm, mit einem blinden Jungen, weiter hat sie keine Kinder. Die kennt Herr von Rußbach schon lange, ungefähr so lange, wie er Salzburg kennt, und unterstützt sie ganz in der Stille, ernährt sie fast; und reich ist er doch eigentlich nicht. Aber er besucht sie auch oft, bleibt stundenlang, liest dem Blinden vor. Der soll ihn vergöttern.

Heut, als wir ihn wieder im Hotelgarten sahen, fiel mir ein, ihn auf die Probe zu stellen: von welcher Art seine „Gutheit“ ist? Ich fing an, von der alten Frau und ihrem Sohn zu sprechen; wir hätten davon gehört. Er zog aber gleich seine großen Brauen zusammen (sie sind merkwürdig lang geschweift, sehr schön) und sprach von ganz was anderm, als spräng' er von Europa nach Amerika. Ich versucht' es noch einmal; da macht' er einen zweiten Sprung, der beinahe grob war.

Ist er wirklich gut? heimlich christlich gut? — Es scheint so. Ein furchtbar gemischter Mensch! — Und es scheint auch so, als ob er — —

O Lydia! täusch' dich nicht!

Nein, ich will mich nicht täuschen; o Gott. Aber es *scheint* so, sag' ich, als ob er wirklich ein *Herz* hätte — und zwar für *mich*. Diese Art, mit mir zu sprechen — diese verschleierte, verhaltene, rücksichtsvolle, ehrerbietige — dann auf einmal ein wärmerer Ton, der wie aus der Versenkung kommt, wie ein Bläschen aus dem tiefen Wasser aufsteigt — plötzlich aber, wie wenn er erschräke, zieht er sich wieder in sich zurück. Das Bläschen hat sich aufgelöst. Tiefe Wasserstille.

Und zuweilen ein Blick — *auch* so ...

Kann man das alles spielen? machen? Mein Gott, wär' das möglich?

Und was auch so merkwürdig ist: seit wir ihn auf dem Residenzplatz trafen, ist er fast unzertrennlich von uns — und keiner wundert sich, es versteht sich so ganz von selbst. Wenn wir morgens aus unsrer Dependance in den großen Hotelgarten gehn, der so hübsch gewundene Wege, so schattige Plätze, schöne Fernblicke hat — ach, überhaupt, dies Salzburg! — nach ein paar Minuten hat er uns gefunden. Abends spät begleitet er uns bis zu unsrer Thür. Alle Ausflüge führt er an; ist „die Seele des Ganzen", wie die Tante sagt. „Du bist in ihn verliebt, ganz einfach!" sagte ich ihr heute. Da lachte sie. Wenn ich aber etwas gegen ihn sage, dann begehrt sie auf; sie hält ihn für einen etwas gottlosen, etwas verdorbenen, aber „kernguten" Prachtmenschen. Und Lieschen — die sanfte Kleine, mit der er so wenig spricht — sie ist wie ein etwas welkes Pflänzchen,

das sich aufrichtet, wenn er kommt. Und die dritte, die Lydia —

Ja, was ist mit der?

Ich hab' geschworen, in diesem Tagebuch „erbarmungslos" wahr zu sein. Ich? Ich glaube, ich könnt' ihn ganz ordentlich, tüchtig lieb gewinnen, wenn ich ihn nicht haßte. Wahrhaftig, manchmal ist mir so! — Wenn man so viel Vornehmes hat wie er; und dabei so schön ist; und gut ist er ja auch; und diese geistigen Gaben —

Ein Nichtsthuer; ja, allerdings. Das ist er. Dieser „geistreiche Müßiggang", der hat ihn auch vielleicht so frivol gemacht! — Aber mir scheint, es drückt ihn selbst. Als wir heute abend auf dem Gaisberg standen — nach der merkwürdigen Bahnfahrt war es da oben so stimmungsvoll, abendlich feierlich; im Norden (es war ja wohl Norden) die grenzenlose unebene Ebene, sonst überall das schöne Gebirg, in seiner höchsten Farbenpracht, beinah melancholisch — da sah er wohl, daß ich sehr ernst wurde, und ward ebenso. Es kam ihm ein Vergleich, der mich überraschte: bei diesem Blick in das Thal, aus dem wir heraufgekommen, werde ihm so zu Mut, als blicke er in sein Lebensthal zurück, auf den Lebensweg. „Ja, wenn man den noch einmal machen könnte!" sprach er vor sich hin.

Ich sagte nichts. „Würden Sie ihn dann anders machen?" fragte Tante Male, die so unverfroren fragt.

„O ja!" antwortete er nur; das kam ihm tief

aus der Brust, wie es schien. Dann sah er mich eine Weile an und sagte nichts. Die berühmten Augen ... Ich blieb ganz still. Auf einmal fing er an — aber ohne jedes Pathos —: er komme sich so schiefgewachsen vor. Er habe die schönsten Jahre so viel in Nichtigkeiten vergeudet, in Frivolitäten. Er wisse nur zu gut, was Reue heiße. Ja, wenn er noch einmal abmarschieren könnte! — Aber aus der Ursache alles Uebels, aus dem Nichtsthun, aus dem wolle er nun heraus. Zur Diplomatie zurück — — nein, die habe er gern verlassen, da bereue er nichts; „aber es wird sich etwas andres finden. Glauben Sie mir, es wird sich finden!"

Das sagte er ganz zu mir, als hätt' ich ihm Vorwürfe gemacht, oder ihm sonst zugeredet. Und ich hatte doch kein Wort gesagt. Darauf hatte er ein so weiches, ernstes Lächeln ...

„Er lügt!" sagte aber was in mir. Und ich nickte nur; lächelte auch, aber so falsch drauf los.

Und nun sitz' ich hier und denk' an das alles und frag' mich und grüble: lügt er oder nicht?

Aus Hans von Rußbachs Tagebuch.

6. August.

Ich kann nicht schlafen. Es ist doch arg. Ich bin wieder aufgestanden, hab' am Fenster lange zu ihrer Dependance hinuntergesehn, die so greulich dunkel, verschlossen daliegt, — und sitz' hier nun vor dem dummen Buch und kritzle. Ist sie wirklich nur ko-

kett? immer noch nichts als kokett? — Nein, nein! Es ist ein Mensch in ihr. Es wird etwas weich in ihr. Es erwacht das Herz in ihr. Nur das Herz? Auch die Sinne, deucht mir. Ich erwecke sie; ich locke, ich locke. All meine Engel und Teufel locken; ich glaub', ich hatte nie so viel Talent. Ich war auch nie so entflammt, noch nie ...

Ja, ja, ja, ich liebe dich! So, glaub' ich, hat Mars die Venus geliebt; oder Zeus die Danae. Ich muß dir's sagen, auf dem Papier kann ich alles sagen: du bist so keusch, Lydia, so himmlisch keusch, aber du hast doch Sinne! Du bist zu entflammen! Deine Augen — dein Mund — — Um diesen Mund, da liegt so viel: Uebermut, Schalkhaftigkeit, Hinterlist, Heiterkeit, Seelengüte, Härte; aber auch versteckte Zärtlichkeit — Wünsche, Träume! Es wohnt eine Venus in dir, zu der muß ich hin. Hab' ich die, dann hab' ich dich!

O dieser Mund, dieses süße Rätsel. Und diese Schultern, dieser — —

Aus Lydias Tagebuch.

7. August.

Lydia, Lydia! Sei auf deiner Hut! Nimm dich in acht! Fängst ja wohl schon an, ihm ins Netz zu laufen; du? Unerhört! Dachtest schon — da steht's ja geschrieben — dieser Tausendkünstler sei so eine Art von Büßer geworden, der aus rührender Liebe zu dir — — O Himmel, diese weibliche Eitelkeit!

Die macht auch die Klügste dumm. Bist du nun kuriert? Hast du nun gemerkt, was er will?

Zuweilen verrät doch der Geist seinen Herrn ebenso gut wie die Borniertheit; das hab' ich heut erlebt. Auf Nußbachs Vorschlag waren wir mit ihm nach Leopoldskron gefahren; er ruderte uns auf dem kleinen See herum, nach dem Regen war's noch wolkengrau, aber schön; die Zitadelle, der Untersberg spiegelten sich in dem stillen Wasser. In der feuchtweichen Luft klang seine Stimme wieder so merkwürdig; sie hat etwas ruchlos Berückendes; ich saß und hörte zu und ließ eine Hand durchs Wasser gleiten und dachte wieder einmal, ganz dumm: nein, er lügt doch nicht! — Wovon sprach er doch? Wie kam er auf die Seeschnecken? Sein Geist springt so gern hin und her; — vielleicht hatten wir auch am Ufer eine Schnecke gesehn; oder träum' ich das? Kurz, seine weiche, warme Stimme war nun bei den Seeschnecken; und es kam ein ganz leiser Zug von Eitelkeit in sein Gesicht, so daß ich schon dachte: jetzt kramt er wieder Kenntnisse aus! — Richtig, er hatte irgendwo gelesen, wie klug die Seeschnecken sind. Es giebt so viele Pflanzen im Meer, die gegen ihre Feinde, die Schnecken, von der schlauen Mutter Natur wunderbar geschützt sind: ihre Blätter schmecken bitter, oder in ihren Stielen haben sie Stachelzellen, andere haben schleimige Zellwände; — o ja, ich hab' mir's gut gemerkt. Aber gar die Kalkalgen, die haben in ihre Zellenwände so viel kohlensauren Kalk eingelagert, daß sie förmlich zu Steinen geworden sind ... Plötzlich sah

Rußbach mich an; es kitzelte ihn offenbar, mir auf eine geistreich feine Weise zu zeigen, was er von mir denkt — und auch was er will. Tief und überlegen lächelnd sagte er: „Wie wir ja auch unter den Menschen so wundervoll gepanzerte Geschöpfe haben, die in ihrem Innern wie versteinert sind; wer will ihnen beikommen? — Aber die kluge Seeschnecke, die kann's! Sie hat eine Art von Geist, nämlich Schwefelsäure; die scheidet sie von sich aus und löst damit die Versteinerung in den Kalkalgen auf. Dann kann sie sie nehmen! verschlingen! genießen!"

Und er sah mich wieder an — ja, ich kann's nicht anders sagen: als wär' er der Seestern und ich die Alge. „Du Versteinerte, du Statue! Dich fang' ich doch!" O, es war ein Lächeln . . .

Hab' ich mich vielleicht doch getäuscht? dacht' ich nach einer Weile, als wir weiterfuhren; ich wurde wieder dumm. Da waren wir aber zu den kleinen Inseln gekommen, die in dem See oder Weiher sind; es sind zwei; Rußbach, der hier alles weiß, wußte auch, wie sie heißen: Blumeninsel und Anneninsel. Bäume drauf, Ruhebänke, Rosen; — ich geh' so gern auf Inseln hinauf; ich stieg also aus. Die Tante und das Kind blieben sitzen, Rußbach kam mir nach. Als ich auf einer Bank saß, setzte er sich auch; das Boot sahen wir gar nicht mehr, es lag hinter den Bäumen fest. Mir fuhr durch den Kopf: so waren wir noch nie allein! „Zum erstenmal wir zwei allein," murmelte er gleich darauf.

„Ja," sagt' ich und lächelte. Ich lächelte wohl recht süß; ich wollt' es.

Machte ihm das Mut? „Eine rührende kleine Insel," fing er wieder an; „aber für so zwei Menschen grade groß genug. Wenn die sich nun in Bewegung setzte und aus diesem Weiher wegschwömme —"

„Wegschwömme? Wohin?"

„Auf irgend einen Märchensee. In die Einsamkeit. Mit mir und —"

Er sprach nicht weiter.

„Und mit wem?" fragte ich. „Mit mir?"

„Nein, mit Ihnen nicht; Sie sind ja versteinert. Nein, mit einer, die lieben kann; und zufällig grade mich. Mit der auf dieser Blumeninsel allein! Ohne Tanten und Cousinen, ohne die Blicke und die Reden der Menschen; nur der Untersberg, der so vornehm verschwiegen und neidlos herunterschaut, schwömm' am Ufer mit. Und unter seinen Augen wären wir dann glücklich — paradiesisch glücklich."

Er schwieg und wartete nun wohl, was ich sagen würde. Ich hatte aber nur ein leises Lachen; das konnte er so deuten und auch so.

Er deutete es offenbar zu seinem Besten. „Sehnen Sie sich gar nicht nach Glück?" sagte er und sah mich an.

„Ich? — O doch. Wie sehr!"

„Nach so einem Inselglück?"

Ich schwieg eine Weile. Dann nickte ich.

„Fräulein Lydia!" warf er dann nur so hin; seine Stimme fing aber leise an zu zittern.

Ich nahm mich recht zusammen und fragte wie im Scherz, doch wie mit durchscheinendem Ernst: „Wie lange denken Sie sich so ein Inselglück?"

Er lächelte mich an; so kann nur dieser Rußbach lächeln. „Vom Neumond bis zum Neumond!"

„Und dann?"

„Dann? Dann — hat man im Paradies gelebt!"

Ich wußte ja, das wird kommen — ich hatt' es förmlich kommen hören — und nun gab mir's doch einen Schlag. Also das ist deine Meinung, dacht' ich! Heiraten wollen? O nein, das ist nichts für den großen Löwen. Mir zu Füßen sinken: „ich kann nicht ohne dich leben — mein Weib —" das hatt' ich nur in meiner Dummheit gedacht! Lieben — aber auf Zeit. Mich so haben wie er die andern hatte. Womöglich ich zu seinen Füßen!

Ich stand unwillkürlich auf. „Die Kalkalge dankt und zieht sich zurück," schwebte mir auf der Zunge. Ich beherrschte mich aber noch, that den Mund nicht auf. Ich sah aufs Wasser hinaus, ein ebenso verschwiegener Abgrund wie das; er konnte nun von mir denken, was er wollte.

Tante Male rief vom Boot her. „Sehn Sie," sagt' ich und lächelte; „mit dem Inseltraum ist's schon vorbei. Wir müssen in die Gondel zurück!" Damit schwebt' ich fort. Er mir nach.

Ich hab' ihn am Abend nicht mehr gesehn. Mir — mir graut, ihn wiederzusehn. Ich haſſ' ihn. Ich hab' einen wilden Haß auf ihn. O, ich war ihm schon zu gut geworden! Darum thut mir nun der

Haß so wohl. Der ist der einzig Vernünftige; der kennt seinen Mann. Paradies-Seeschnecke! Verspritz' nur deinen Geist, dein Gift auf mich! Wirst den Stein nicht auflösen, wirst mich nicht mehr täuschen.

Aber ich werd' dich täuschen, nimm dich in acht; so hat dich noch kein Mensch getäuscht. Ich will dich so einwiegen und so hin und her reißen und so unselig und selig machen, daß dir doch noch die Kniee brechen und du zu meinen Füßen vergehst. Und dann —!

Aus Hans von Rußbachs Tagebuch.

8. August.

Aalglatt! Aalglatt! Jetzt kann ich sie fassen, denk' ich — gleich ist sie entschlüpft.

Vielleicht bin ich zu ungeduldig. Wie lange werb' ich denn schon um die „Erzkokette"? Wozu schrieb ich denn neulich — eben les' ich's wieder —: „ich hab' Zeit und ich hab' Geduld"?

Als ich gestern mit ihr allein auf der Bank saß, auf der Blumeninsel, hab' ich da zu viel geglaubt? Sie schien doch bewegt. Meine Phantasie von der fortschwimmenden Insel, von dem heimlichen Paradiesesglück schien ihr zu Herzen zu gehn. Wär's denn auch ein Wunder? Sie will keine Fessel, ich weiß es, sie will keine Ehe; an ewige Liebe glaubt sie nicht, so wenig wie ich. Aber sie ist fünfundzwanzig Jahre alt; auch ein ewiges Tändeln kann ihr nicht gefallen. Der Mensch will genießen! Auch sie!

Und da bietet sich ihr durch mich so ein „Inselglück“. Was will ich denn von ihr, als was sie selber wollen muß, wenn sie ihrer Natur folgt? Hat sie Scheu davor? Fürchtet sie sich? Sie kennt keine Furcht. Was die andern thäten, daran denkt sie nicht; sie geht ihren Weg; ein richtiges fin de siècle-Herz. Warum sollt' ich denn nun nicht glauben, hoffen, sie wird diese Paradiesesstimme gern hören, wird mich recht verstehn?

Gestern schien's auch so. Als uns die Tante rief, sah Lydia aufs Wasser hinaus, als säh' sie auf das kommende Glück. Auf der Rückfahrt dann, im Wagen — sie schwieg meistens, aber sie schien zu träumen, ganz heimlich; nicht verstimmt, eher süß. Und heute, den ganzen Tag — es war, als sei sie weicher, milder, reifer geworden, ähnlich wie eine edle Frucht, die immer loser am Zweig hängt — die endlich herabfallen wird. Ich sah das und ward selber weich. Mir verging die Lust, meine kleinen Künste zu üben, meine Rolle zu spielen. Ja, daß ich's ehrlich sage (wie ich soll und muß): als wir nach dem Abendessen, das wir auf der Terrasse des Hotels eingenommen hatten, in einer halb offenen Laube uns gegenübersaßen, wir vier, Lydias merkwürdig klassisches Gesicht (nur das Kinn zu spitz) vom Mond bis zur Verklärung schön beleuchtet, edel, träumerisch, ganz ohne den gespannten oder lauernden Zug, der es zuweilen etwas entstellt — da ekelte mir fast vor mir selbst, vor diesem unaufrichtigen, heuchelnden Treiben. Es giebt ganz verrückte Gefühle, so eins

hatt' ich in dem Augenblick: wär' ich mit ihr allein gewesen, ich glaub', ich hätt' die ganze Maske von mir geworfen und ihr ein unsinnig offenes Wort gesagt!

So aber blieb es, zum Glück, nur bei dem Gefühl. Die Tante, durch den Mond schwärmerisch oder ästhetisch gestimmt, verlangte wieder Gedichte zu hören; ich griff in die Tasche und zog ein Heftchen hervor, in das ich mir neulich deutsche und andere hineingeschrieben hatte. Ich bin darin wie ein Kind, an meiner Stimme berausch' ich mich selbst; sie klang heute besonders gut. Eigentlich las ich ja doch nur für Lydia; danach hatt' ich die Lieder gewählt: musikalisch weiche, halb gesungene, in denen verlangt, begehrt, süßes Geheimnis gewünscht oder gewährt wird, ohne Weltrücksicht — die richtige Romantik der Verführung. Es waren aber Gedichte von so berühmten Namen, oder so „exotisch", spanisch, welsch, daß die gute, hochgebildete Tante keinen Anstoß nahm. „Schön! sehr schön!" war fast immer ihr erstes Wort. „Sehr heiß!" sagte sie nur einmal, mit tolerantem Lächeln. Lydia sagte nichts.

Hatten aber die Gedichte doch stark auf sie gewirkt? Als die Damen dann schlafen gingen und ich sie bis zur Dependance begleitete, blieb Lydia ein paar Schritte mit mir zurück, und so im langsameren Gehen fing sie plötzlich von unserm gestrigen Gespräch auf der Insel an. Sie selbst! Lydia! Ich traute meinen Ohren nicht. Es war zuerst nur ein Scherzwort — natürlich — dann kam aber ein ganz ernster

Ton. „Ja, die glücklichen Dichter," sagte sie, oder so ungefähr, „die können sich so schön aus der Wirklichkeit hinausdichten, können in so kleinen, reizenden Paradiesen leben, — auf der schwimmenden Insel, nach Ihrem Rezept!"

„Und wir gewöhnlichen Sterblichen nicht?" fragte ich, indem ich wie zufällig stehen blieb. „Was kann uns denn hindern?"

„Was uns hindern kann? Die ganze Welt! Die Welt, wie sie ist!"

Ich lächelte. „Das sagt Fräulein Lydia?"

„Ja, das sagt Fräulein Lydia. Wo haben Sie zum Beispiel die Insel, die auf Verlangen fortschwimmt und auch auf Verlangen wiederkommt, und ohne daß die Welt bemerkt: die war fort?"

„Aber wie Sie fragen. Solche Inseln giebt's überall! Jedes Geheimnis, das gut gehütet wird, ist so eine Insel."

Sie ging weiter. „Aber wer hütet es?" warf sie so in den Mondschein hinein, der wie ein Kuppler zwischen uns auf dem Gartensteig ging.

„Wer es hütet? Die beiden; wir sprachen ja von zweien. Ich, Fräulein Lydia — denn ich war ja der eine — ich kann wunderbar hüten. Der Mond da ist nicht so verschwiegen wie ich. Und Erfindung, um das Geheimnis zu machen und zu schützen, Erfindung, glauben Sie mir, hab' ich wie ein Dichter."

Sie blieb mit einer ungeduldigen oder auch mißvergnügten Bewegung der schönen Schultern stehn. „Sie sprechen nur von Verschwiegenheit, von Er-

findung. Es fragt sich ja doch vor allem, ob — jemand lieben kann."

„Ob ich lieben kann? — O Fräulein Lydia. Sie, mit Ihren Augen und Ohren, Sie wüßten das noch nicht? Ich darf ja nur nicht sagen — was ich sagen möchte. Wenn ich reden dürfte —"

Plötzlich lachte sie auf; wir waren freilich auch der Villa, der Dependance, bedenklich nahe gekommen. „Wie Sie drollig sind," sagte sie dann heiter, etwas übermütig. „Sie nehmen so einen Spaß ganz ernst. Ich spaßte ja nur. Ich wollte Sie mit Ihrer Insel necken. Schlafen Sie wohl! Gute Nacht!"

Und sie lief zur Hausthür, wo die Tante und das Cousinchen standen, und ins Haus hinein.

„Schlafen Sie wohl! Gute Nacht!" Es klang so silbern hell, aber wie Hohn.

Wollte sie mich wirklich verhöhnen? sie mich?

Oder war's doch anders? Hatte sie's ernst gemeint und erschrak nun doch vor sich selbst?

Oder brach sie nur ab, weil wir dem Haus zu nahe kamen? Soll ich morgen da weiterreden, wo wir heute aufhörten?

Aber wird sie dann nicht wieder lachen und sagen: „Verstehen Sie denn keinen Spaß?"

So rätsel' ich wieder an ihr herum; es ist tiefe Nacht. Aalglatt! Aalglatt! — Ich bin wütend, grimmig. Ich will schlafen gehn. Wozu schreib' ich mich denn verrückt? — Aber ich werd' nicht schlafen können.

Wär' ich nie gekommen! dacht' ich vorhin einmal.

12. August.

Doch, mein guter Hans, sei du nur gekommen; es ist nicht so schlimm. Vier Tage später, vierzehn Tage weiter! — Ein Schneckengang, ja; aber doch der Seeschneckengang. Die Schwefelsäure, die auflösende. Die Steinerne erweicht sich doch!

Ich fühl's nur in Kleinigkeiten, aber doch in vielen.

Gestern fühlt' ich's am stärksten: wir waren ins Bayrische, nach Schellenberg, gefahren, wo's immer Forellen giebt, und zur Almbachklamm. In der Klamm, die so marmorfarbenreich und reizend ist, wenn auch mit den wilden Klammen gar nicht zu vergleichen, stiegen wir so weit wie möglich hinan; Tante „Male" blieb aber mit ihrem Vergißmeinnicht, dem Lieschen, vor der letzten Steigung zurück; ihre Kniee werden dann auf einmal sentimental. Nur ich mit Lydia weiter! Wir standen auf dem Brückchen über dem hinunterstürzenden Bach, hörten auf seine eintönige Musik und sahen einander an. Kein Mensch sonst zu sehn. Ich weiß nicht, was wir sprachen, es ist mir entfallen; ich war wohl zu erregt. Aber ich sah ihre Hand, die auf dem Geländer lag; sie hatte den Handschuh abgezogen, um Moose zu pflücken und in dem klaren Wasser zu spielen. „Was für eine schöne Zeichnung der Adern auf Ihrer Hand!" sagt' ich. „Und das schöne, grünliche Blau! so geistig!" Sie lächelte, nicht gerade eitel, aber doch vergnügt. Ihr Blick ward herzlich.

„Darf ich das etwas näher studieren?" fragte ich,

dadurch ermutigt, beugte mich auf ihre Hand und nahm sie in die meine. Ich betrachtete sie wie in wissenschaftlicher Aufmerksamkeit. Sie ließ sie mir.

Es war ein wunderbares Gefühl: wir zwischen diesen Marmorfelsen allein, und ich hielt ihre Hand, gab sie nicht wieder her; und sie ließ sie mir ...

„Ueberhaupt — was für eine Hand!" sagte ich. „Eine griechische Hand!"

Sie lächelte.

„Und wie schön ist diese Zweisamkeit," fing ich wieder an. „Ein natürlicher Marmortempel; Sie die Göttin darin — die Venus — ich hochdero Priester. Der Himmel sieht blau und heiter zu. Sehen Sie, wie weltverschollen! Hier könnte man sich auf der schwimmenden Insel glauben —"

„Aber gleich wird von unten die Tante rufen!" fiel sie mir ins Wort.

„Der Almbach rauscht zu schön, wir hören sie nicht."

„Dann wird Lieschen kommen. So ganz weltverschollen und weggeschwommen sind wir doch noch nicht!"

Aber noch immer hatte ich ihre Hand. O, jetzt Lydia an die Brust zu drücken ... Ich enthielt mich kaum. Das Blut stieg mir wie ein Nebel zu Kopf. Wer dem Teufel die Hand giebt, dacht' ich ...

„Haben Sie sie nun genug studiert?" sagte sie auf einmal leise und zog die Hand langsam fort. Es war wie ein Bedauern darin; als wollte sie sagen: „Ich thu's nicht gern; aber ich muß!" Einen Augen-

blick darauf kam Lieschen wirklich. „Mutter möchte wieder hinunter,“ sagte das gute Mädel (eigentlich recht hübsch, so ein zartes Ding); „sie schickt mich.“

Wir traten den Rückweg an.

O, einmal nur eine Stunde mit dieser Lydia ganz allein! Eine Stunde nur! aber so recht allein! — Diesen Traum träum' ich jetzt im Wachen alle Tage: in unserm Hotelgarten, ganz am Ende, ist eine Laube, völlig zugewachsen. Da mit ihr zu sitzen, abends, im Dunkeln! Dahin kommt fast kein Mensch. Sie aber, weiß ich, geht gern dahin. Lydia! Wenn du mir auch dann deine Hand läßt ...

Du wächst mir entgegen, ich fühl's. Du wirst mein! wirst mein!

Aus Lydias Tagebuch.

16. August.

Wie lange hab' ich nicht geschrieben. Ich mochte nicht. Ich wollte nicht. Es ist so verworren in mir. Ich bin oft so aufgeregt; mein Schlaf wird erbärmlich. Ich hatte es tändelnd angefangen, sorglos wie gewöhnlich; noch ein Sieg! dacht' ich, und zwar der Hauptsieg! Die Rache für das ganze Geschlecht! — Und nun wird mir so fieberhaft. Wie ist das gekommen? Ist es seine Absicht, sein Betreiben, oder strahlt es nur ganz natürlich von ihm aus, daß er mir immer mehr auf die Sinne geht? — Ja, ja, auf die Sinne, es ist so; hier wird nicht geleugnet (eben wollt' ich's noch unterdrücken; pfui!). Ueberhaupt, mir ist so „hin und her“. Was will ich?

Was möcht' ich eigentlich? Nur einen kalten, koketten Sieg? Lydia? Lydia??

Neulich (Gott, es ist schon so lange her) in der Almbachklamm. Ich war furchtbar, rasend kokett; ich ließ ihm die Hand, die auf dem Geländer lag, ließ ihn damit spielen; werd' du nur recht toll! dacht' ich. Aber eigentlich wurd' ich dann toll; so ging mir's noch nie. Ich hatte förmlich das Gefühl, als elektrisiere er mich; als ging' aus seiner Hand durch meine ein Strom, zu meinem Herzen oder wohin; durch den ganzen Menschen. O, es war eigentlich ein entzückendes, sanftes, süßes — aber mir so erschreckend unheimliches Gefühl. Und wie er gleichzeitig sprach — seine gräßlich warme Stimme, die sich so traumhaft mit dem Bachrauschen mischte — der Stimmklang, die dreisten, verführerischen, poetischen Worte, fast wie ein Gedicht, und der elektrische Strom dazu ... Jetzt möcht' ich mich ganz vergessen! dacht' ich; oder fühlt' ich's nur. Ich hatt' so eine tiefe, plötzliche Empfindung: wie wunderbar schön muß es sein, gar nicht mehr an sein Ich zu denken, gar keinen Ichwillen mehr zu haben, sich ganz zu vergessen!

Furchtbar schwer ward mir's, dagegen anzukämpfen und mich zu behalten. Hat er diesen Kampf gemerkt? Ich hoffe nicht. Ich setzte meine Worte noch recht gut; wenigstens schien mir's so. Meine Stimme zitterte auch nicht. Noch ehe Lieschen kam, hatt' ich mich gefunden.

Seitdem bin ich auf meiner Hut wie noch nie. Aber, Gott im Himmel! war das mein Gedanke? Ich

wollte erobern, einen Siegesmarsch machen — à Berlin! à Berlin! — und wehr' mich nun meiner Haut?

Und er? Was will er? — Manchmal denk' ich, er hat doch wirklich schon ernste Gedanken, er giebt die schwimmende Insel auf und strebt nach meiner Hand! — Bei Gott! Wie erklär' ich mir sonst das gestrige Gespräch? Wir standen alle vier auf dem Mönchsberg, da wo er am schmalsten ist, über dem Tunnel; — ach, mein geliebter Mönchsberg! Der ist doch am ganzen Salzburg das Schönste! Uns gegenüber war der aristokratische Riese, der Untersberg, unter uns der kleine neue Stadtteil und der Ofenlochberg, der wie ein Ableger vom Mönchsberg dasteht. „Den möcht' ich haben!" sagte Rußbach.

Tante Male wunderte sich: „Den kleinen Berg da mit dem häßlichen Namen, auf dem lauter Wald ist und weiter nichts?"

„O, es sind auch Wiesen drauf, mitten im Wald; und ein Steinbruch. Aber ich seh' den Berg nur als Rohstoff an; und im stillen wundre ich mich schon lange, daß das keiner von den Millionären thut! Es giebt doch so viele. Sie haben aber keine Phantasie, wie es scheint. Denken Sie, gnädige Frau! Was wär' aus dem Berg zu machen! Eine Götterlage; und eine kleine Welt für sich. Ein kleines Capri, nur am festen Land! Auf diesem langen, jähen Fels baut man am schönsten Punkt eine Villa; vom Wald läßt man stehn, so viel man will; aus dem übrigen macht man Rasen, Wiesen, Park — schöne Einsamkeiten ..."

Er sprach noch eine Weile so fort. Er war so lebhaft und beredt wie nie.

„Das kostet dann aber *Millionen*," erwiderte die Tante.

„Nein; was denken Sie? Den Berg kriegt man für ein Butterbrot; und das Bauen dann kostet nicht gar so viel. *Sie* könnten's machen, gnädige Frau."

„Ich? O nein. So reich bin ich nicht."

Er wandte sich an mich: „Oder Sie!"

„Ich schließe mich dem Vorredner an," gab ich ihm zur Antwort. „So viel übriges Geld hab' ich leider auch nicht."

Er lächelte, sonderbar aufgeregt, wies auf sich und mich. „Machen wir's zusammen!"

Es gab mir einen Schlag durch den ganzen Leib. So ein Wort hatte er noch nie gesprochen. Auch so ein Lächeln hatt' ich noch nie an ihm gesehn. Die Tante guckte ihn an, beinahe naiv verwundert, so gut sie sich sonst beherrschen kann.

Einige Augenblicke mußt' ich schweigen, ich brachte nichts heraus. Als ich dann mit der nötigen „Unbefangenheit" lächeln konnte — es lächelte übrigens noch jemand in mir mit, ich fühlte es — so sagte ich möglichst graziös: „Wenn wir beide zusammenlegten, ja, dann möcht's wohl gehn. Ich hab' aber so gar keine Bauwut; ich bin mehr Zigeuner. Möcht' Ihnen lieber zu 'ner *Aktiengesellschaft* raten."

Gott, wie dumm! dacht' ich dann; es war aber schon heraus. Es kam ja übrigens nur drauf an,

daß ich etwas sagte, und etwas Dummes war vielleicht das Beste.

„Wie Sie meinen," antwortete er nach einer Weile. Dann war er ziemlich lange still. Wir auch. Tante Male betrachtete den Ofenlochberg durch ihr Augenglas.

„Das wär' ein Familienberg," murmelte er dann. Sich zu Lieschen wendend, setzte er hinzu: „Für einen Patriarchen mit seiner Familie, mein' ich. Da hätt' er seine Insel für sich — keine fortschwimmende — eine solide, feste. Ja, da oben mit einer seligen Bande von Buben und Mädeln zu hausen — diese göttliche Natur um einen herum — das wär's noch wert, Familienvater zu sein!"

„Mit der richtigen Frau dazu," sagte er nach einer Weile und sah über die Schulter, wie zufällig, auf mich.

Soll ich mich schämen oder nicht? Ich bin rot geworden, ich, die eigentlich sonst nie errötet. „Ce front qui ne rougit jamais", sagte einmal X., der Attaché, mit einem frechen Spaß auf mich. Und ich stand nun da und ward sechzehnjährig rot!

17. August.

Ich muß das noch zu Ende schreiben; gestern mocht' ich nicht mehr. Was will dieser Rußbach? Was hat er gewollt? Hat er mir wirklich sagen wollen: „Auf das Inselparadies hab' ich verzichtet, ich hab' dich ernsthaft, ehrbar lieb; ich will dich, wenn du willst, zur Frau?"

Und wenn er nun käme und mir das sagte? Wenn er morgen kommt? Was thu' ich dann? Rausch' ich dann als kalte Siegerin davon?

Mein Schlaf wird schon trostlos. Diese letzte Nacht lag ich wieder Stunde um Stunde so da; oder ging durchs Zimmer. Erst am Morgen schlief ich; aber da wacht' ich bald wieder auf, aus einem wilden, verrückten Traum. Mich fragte jemand, ich weiß nicht wer: „Warum verlobst du dich nicht?" „Ich bin ja verlobt," sagte ich. „Mit dem Herrn vom Ofenlochberg. Wir wollen da eine Familie gründen." Und richtig, plötzlich war Rußbach da; und der Jemand war fort. Und Rußbach umarmte mich wie ein Bräutigam; aber glühend, glühend. Ja, ja, ich will's einmal genießen! dacht' ich und hielt unverschämt selig still. Ich weiß noch, wie ich mich in seine Arme drückte; wie ich wiederküßte. Also das ist die Liebe! dacht' ich. Es dauerte nach meinem Gefühl eine schön lange Zeit; dann hielt er mich aber nicht mehr umschlungen, er kniete vor mir. Da fühlte ich: so, nun ist's aus! und stieß ihn zurück und rauschte aus der Thür.

Und da war ich auch schon erwacht.

O Gott — —

Ja, hinschreiben muß ich's: den Gedanken, das zu erleben, hatt' ich heut den ganzen Tag. Es ist eine Sehnsucht über mich gekommen — die hat er gemerkt — doch einmal die Zärtlichkeit der Liebe zu erleben, einmal in diesem Rausch zu sein. Was hab' ich mit all diesem Gethue denn bis heut erlebt?

Ach, ich bin so heraus aus mir. Ich taumele hin und her, wie wenn ich zu viel getrunken hätte. Es ist oft wie ein Fieber in mir.

Ich will nicht! Ich will nicht! Ich will mich behaupten! Meine kühle, kalte, gelassene Ruhe will ich wiederhaben. Er soll nieder! nieder!

Aus Rußbachs Tagebuch.

19. August.

Du wehrst dich noch immer? Du ergiebst dich nicht? Der Stein schmilzt so langsam?

Ich hab' noch eine gute Waffe, mit der will ich's jetzt versuchen. Fräulein Elise sieht mich mit ihren sanften Vergißmeinnichtaugen oft so rührend an; es ist eine naive Bewunderung drin — und wohl auch noch anderes. Ich will ihr meine Huldigung zuwenden; dann, denk' ich, wird die Eifersucht wohl das letzte thun und mir die andere, die Stolze, in die Arme werfen.

Sie ward rot, als ich von dem Idyll auf dem Ofenlochberg, von der „richtigen Frau" sprach; ja, ich hab's gesehn! — Sie wartet nun wohl, daß ich komme, ihr die sittsame „Aktiengesellschaft" zu zweien anzutragen. Nein, schöne Lydia, das doch nicht! Aber deine Phantasie soll sich mit Bildern der Liebe füllen, und dein Herz mit Sehnsucht. Kommt dann im rechten Augenblick die „Insel der Cythere" vorbeigeschwommen, so steigst du ein — und fort!

„Verzeihen Sie, liebes, gutes Lieschen, wenn ich

nun auch Sie ein wenig täuschen, Ihre freundliche Seele beunruhigen werde, ohne ihr das Glück zu verschaffen, das sie gewiß verdient. Das ist der Krieg — der große Krieg zwischen Mann und Weib! Da trifft's wohl auch den Unschuldigen, den es gar nichts angeht. Die eine der beiden kriegführenden Mächte zieht durchs neutrale Ländchen; es macht sich so, es muß sein.

Gutes Kind, ich bin auch nicht glücklich! Mir ist oft elend, widerlich, „schofel" zu Mut; mir ekelt vor diesem Gaukelspiel. Ich möchte wohl — — Dann lach' ich aber über diese Sentimentalität. Das ist Nervenschwäche. Der Krieg ist der Krieg! Und nur der Sieger hat Recht!

Ich will Recht behalten.

Aus Lydias Tagebuch.

24. August.

Heut hatt' ich ein merkwürdiges Gespräch mit der Tante. O, o, o!

Wir saßen in unserm gemeinschaftlichen Zimmer, das wir den Salon nennen; Lieschen war in die Stadt gegangen, allerlei zu kaufen. Tante Amalie war mit mir allein. „Nun?" fängt sie auf einmal an, nach einigen gleichgültigen Reden. „Da wir schon allein sind — ich hab' eine Frage an dich, eine ernsthafte, wichtige."

„Eine wichtige?"

„Ja, du mußt schon erlauben, da es mich jetzt

leider mitbetrifft. Wie steht es denn nun zwischen dir und ihm?"

„Und wem?" fragte ich. Auf einmal aber sah ich alles kommen.

„Also Herrn von Rußbach. Ich bitte dich, Lydia, sag' mir — — So kann's ja doch nicht weitergehn. Wie lange willst du ihn noch so hinhalten?"

„Tante!" sagte ich und stand auf.

„Nein, nein, nein, bleib sitzen. Ich hätt' noch hundert Jahre geschwiegen, und hätt' ich inwendig auch noch so sehr den Kopf geschüttelt; aber nun bin ich als Mutter getroffen, da muß es heraus. Herr von Rußbach liebt dich, er wirbt um dich, das ist keine Frage —"

„Das ist keine Frage?"

„Nein. So viel sehen meine Augen doch auch! Du aber — na, du bist, wie du bist, und du hältst ihn hin. Das fängt an, ihn toll zu machen; da ist er auf das alte Mittel verfallen — das ich gräßlich finde — aber in diesen Liebesgeschichten ist ja so viel Gräßliches. Er macht nun Lieschen den Hof. Und das arme Kind — sie hatte ja von Anfang an 'ne Schwäche für ihn; ich hab's gleich gemerkt. Nun hängt sie an seinen Augen — blüht auf — lächelt manchmal so still vor sich hin — es ist unerträglich. Das soll ich mit ansehn? Wenn ich doch weiß, er liebt sie nicht, es ist nur Berechnung, Verzweiflung, er will dich eifersüchtig machen? Und sie, mein Kind, soll's bezahlen?"

Mir fiel jedes Wort auf die Brust. Ich wußte

auch, während sie sprach, daß ich nichts zu erwidern hätte. Ich saß so da, als sie aufhörte, zuckte nur mit den Achseln; weiter wußt' ich nichts.

„Lydia!“ fing sie dann wieder an. „Ich hab' jetzt ein Recht zu der Frage — ach was Recht: die Pflicht. Wann willst du mit ihm ein Ende machen, so oder so?“

„Das soll ich jetzt sagen?“

„Ja!“

„Ein Ende machen? Wie macht man das? Hat er denn schon gesagt, der Herr, was er will?“

„Das sagt er dir heute noch, wenn du ihm nur Mut machst. Davon bin ich so überzeugt, wie daß ich hier sitze. Und du — du bist so klug — wenn du nur willst, so kannst du's!“

„Und wenn ich nicht will?“ sagte ich. „Weil ich vielleicht nicht weiß, was ich will?“

„Dann mußt du mir erlauben, daß ich wenigstens ein Ende mache; denn diesen Unsinn, dieses Elend mit dem Kind seh' ich nicht länger mit an! Dann geh' ich mit Elise morgen fort — sie mag sagen, was sie will. Ich hab' sie auf der Seele!“

„Du fort? Ja, dann könnt' ich ja auch nicht bleiben. Dann müßt' ich ja zu meinem Bruder zurück!“

„Scheint mir auch so, meine Liebe; ja, was kann ich dafür? Ich hab' meine Pflicht. Ueberleg' dir's, bitte. Du hast noch diesen ganzen Tag. Morgen bitt' ich um dein entscheidendes Wort. Jetzt — will ich auf mein Zimmer gehn; mein Kopf ist zu schlecht.

Diese abscheuliche Geschichte macht mir auch noch Kopfweh. Morgen sprechen wir mehr davon!"

Damit ging sie aus der Thür.

Das war diesen Morgen; nun ist's Mittag, ich sitz' in meiner Stube, hab' mich eingeschlossen, schreib' Seite um Seite voll — und hab' wirkliches Fieber, glaub' ich. Diese schwere Glut. Dieses Durcheinander in meinen Gefühlen und Gedanken, während ich doch scheinbar so vernünftig schreibe. Zuweilen denk' ich, ich werd' verrückt! — Nein, ich werd' nicht verrückt. Ich bleib' bei Verstand. Nur ruhig, ruhig. Aber was nun thun? Was nun thun?

Denkst du denn, Tante, *ich* fühl's *nicht*? Er *mit einer andern*? — Ich sah, wie es anfing, da lacht' ich noch; das ist nur die letzte Zuckung, dacht' ich, der letzte Kampf seines Widerstrebens; er thut, als wär' er bei Lieschen; er wird wiederkommen! — Aber wenn er nicht wiederkommt? Es ist heut der fünfte Tag. Er kommt ja nicht wieder. Diese Niederlage! O diese Schmach! Er vielleicht zu *ihren* Füßen, statt zu meinen!

Nein, lieber ihn an mich reißen, so oder so, um jeden Preis! — —

O Gott, hätt' ich nicht all die Jahre so thöricht, so im Gethue gelebt! Diese Wut, kokett zu sein, mit den Männern und mit dem Leben zu *spielen*, womöglich die beste Tennisspielerin mit dem Gefühlsracket zu sein — woher kam denn das? Aus diesem ewigen „gebildeten" Müßiggang. Hätt' ich doch lieber in der Küche oder am Nähtisch oder im Kuhstall ge-

lebt! Hätt' ich im Ernst so werden müssen wie damals vor acht Jahren, in Magdeburg, als ich bei meiner siebzehnjährigen Busenfreundin wohnte; wir hatten's uns ausgebeten, sie war mit ihren jüngeren Geschwistern allein. Wir beide gingen zum Markt, zum Schlächter, selber einzukaufen; wir kochten und brieten und backten. Nur zum Vergnügen; es war eine Seligkeit. Wär' doch irgend ein Ernst aus dem Spaß geworden. Im Schweiß meines Angesichts arbeiten, sorgen! Not und Mühe haben! Dann wär' ich nicht so geworden, wär's nicht so gekommen!

(Später. Mit etwas mehr Vernunft.)

Ich las eben wieder nach, was ich heut mittag geschrieben habe, und ich mußte lachen. Das ist wirklich siebzehnjährig. Dieses „hätt' ich nicht" und „hätt' ich doch" und „dann wär's so und so!" Warum so und so? Ich bin wie ich bin, und so kann's auch bleiben!

Ihm „Mut machen", Tante? O ja, das will ich, du sollst dich wundern. Zu Befehl, heute noch. Aber so, wie mir's gefällt!

Zu meinen Füßen!

Aus Rußbachs Tagebuch.

24. August. Vor Mitternacht.

Hahaha! Das ist gut gegangen. Das war eine gewonnene und verlorene Schlacht. Da sitz' ich, wie vor den Kopf geschlagen. Ich wüte. Ich weiß nicht, wo hinaus. Das wird eine schöne Nacht!

Wir hatten zusammen zu Abend gegessen, im Speisesaal, in Eile; der Tante gefiel's da nicht, sie strebte nach Haus. „Wollen Sie noch Ihren gewohnten Spaziergang machen," sagte sie zu mir, „so kommen Sie doch nachher noch auf ein Stündchen; ich geb' Ihnen eine Tasse Thee oder ein Glas Wein; schlafen kann man ja doch bei der Schwüle noch lange nicht!" — Es wetterleuchtete überall; auch im Blut gewitterte es. Die Tante also mit den Mädeln heim. Ich irrte im Garten herum. Es war wolkig, sternlos, dunkel. Ich kam ans Ende, wo die geschlossene Laube ist; da hör' ich etwas rauschen, und eine Gestalt bewegt sich auf dem Seitenweg. Mir stieg sogleich eine Ahnung auf... Ich komme näher, es ist Lydia.

„Sie hier?" sage ich.

„Ich halt's in den Zimmern nicht aus," sagt sie. „Hier ist doch wenigstens ein Hauch von Luft."

„Ich darf Ihnen Gesellschaft leisten?"

„Wenn Sie mögen, warum nicht. Aber — ich denk' mir, Lieschen wartet."

„Wieso wartet Lieschen?"

Ich hörte eine Art von Lachen; sehen konnt' ich nicht viel. Ihr Gesicht war jetzt ganz im Dunkeln, Bäume und Gebüsch rundum. In dem Lachen war aber etwas wie ein leises Zittern.

„Ach, wozu uns darüber unterhalten," sagte sie dann. „Sie thun, was Sie wollen; ich thu's ja auch. Ich wunderte mich nur, daß Sie hier so allein umherirrten. Und daß Sie mir Ihre Gesellschaft anboten. Sie haben's ja nicht nötig."

„Fräulein Lydia —!"

Ich hörte in jedem Wort, das sie sprach, ein verhaltenes, mühsam unterdrücktes Gefühl; oder ich glaubt' es zu fühlen. Hat dich die Eifersucht endlich mürb gemacht? ging mir durch den Kopf. O Gott, dacht' ich dann, wenn du auch so mürb bist wie i ch —! Ein Sehnsuchtsgewitter fühlt' ich durch den ganzen Menschen. Ich fühlte fast mit Erschrecken, aber auch mit rasender Lust, wie mein Verlangen nach dieser Lydia, meine Liebe — nun ja, nenn's doch Liebe, es ist doch Liebe — unermeßlich gewachsen war seit dem ersten Tag; wie blaß noch meine Empfindung war, als ich hierher reiste, um sie wiederzusehn — und wie sie mich jetzt erfüllt. „Fräulein Lydia!" fing ich wieder an und trat dicht vor sie hin. Ich sagte ihr — ich weiß nicht, was. Ich kann's nicht mehr finden. „Was ist mir Lieschen," sagte ich; nur das weiß ich noch. Ich sprach nicht von Liebe, aber eigentlich war sie doch wohl in jedem Wort. Lydia hörte zu, sie sagte nichts. Aber sie hörte ruhig zu. Wir kamen in die tiefdunkle Laube hinein — ich glaube, ich ging voran, und mir war, als zöge ich sie magnetisch nach. Meine Laube! Darin stand sie nun! Mir fing das Herz an zu zittern; ich segnete mein Geschick.

„Lydia!" sagte ich; oder noch „Fräulein Lydia"? Ich weiß es nicht mehr. Ich nahm ihre Hand. Sie ließ sie mir. Ich sprach dies und das; nicht viel. Sie seufzte. Ich hörte sie seufzen, bei Gott, es war keine Täuschung. Da zögerte ich nicht mehr. Ich

riß sie an mich, ich bedeckte sie mit Küssen. Ich erstickte mit meinen Lippen, was sie sagen wollte. Dann war ich auf eine Bank gesunken und zog sie auf meinen Schoß.

Da! Da sprang sie auf. Wie eine Feder entsprang sie mir. Und da ich ihr nach wollte, stieß sie mich zurück, daß ich taumelte. „Sie Elender!" sagte sie; ja, das hör' ich noch; sonst sausten mir nur wilde Geräusche im Ohr; auch ein Donner in den Wolken rollte. „Sie Schurke!" warf sie mir ins Gesicht. „Frecher, frecher Schurke!"

Dann verschwand sie. War fort.

Ich taumelte ihr nach einer Weile nach. Ich war wie von Sinnen. Wenn sie mich von sich stieß, gut; aber „frecher Schurke"? mit dieser höchsten, wildesten Empörung, als hätt' ich Tempelschändung gewagt? Du? Wer bist du? dacht' ich. Die Blitze zuckten nun hier und da. Der Donner ging über die Berge hin. Regen fing an zu prasseln.

Ich stand vor der Dependance; bin ja eingeladen! sagte ich trotzig, um mich aus dieser unerträglichen Betäubung und Vernichtung wieder aufzurichten, und trat in das Haus. Mit eherner Stirn! war mein Gefühl. Meine Füße gingen aber unsicher, nicht so wie ich wollte. Ich trat in den Salon der Damen ein. Sie waren alle drei darin; Lydia am Fenster.

„Der Regen schwemmt mich herein," sagte ich.

Tante Amalie lächelte höflich freundlich, bat mich, Platz zu nehmen; Fräulein Elise machte den Thee. Lydia wandte sich langsam herum, zu mir, mit einem

nicht fassen könnenden Erstaunen, wie mir schien. Ich nahm mich fast übermenschlich zusammen und sagte irgendwas zu ihr; hab' vergessen, was.

Sie zuckte; ihre Augen durchbohrten mich. „Entschuldige mich einen Augenblick," sagte sie gleich darauf zur Tante, mit etwas heiserer Stimme; dann zu mir: „Bitte, auf ein Wort!" — Sie ging hinaus, ich mechanisch nach. Wir standen auf dem Vorplatz. Lydia, ihre Stimme dämpfend, beide Hände geballt, leichenblaß: „Sie wagen mich noch anzureden. Nach dieser grenzenlosen Beschimpfung wagen Sie das noch. Nachdem Sie mein Vertrauen so mißbraucht haben ... Gutmachen, verstehen Sie? Sie werden das gutmachen, oder ich spreche nie mehr ein Wort mit Ihnen, ich kenne Sie nicht mehr!"

„Wie denn gutmachen?" fragte ich; mir fiel in dem Augenblick nichts anderes ein.

Sie antwortete nicht, sie rauschte ins Zimmer zurück.

Ich wagte mich nicht wieder hinein; all mein „gesellschaftlicher Mut", meine Fassung war hin. Ich ging durch den Regen zum Hotel, auf mein Zimmer; mochten Tante und Cousine nun denken, was sie wollten. Ich hab' hier stundenlang gesessen — und mir mein Schicksal herangedacht. Es kommt auf mich zu; so, wie heut abend die Wetterwolke. Es wird niederprasseln, wie die.

Gutmachen! Was heißt das?

Ihr die Hand anbieten! Heiraten! Was denn sonst?

Heiraten! Ich! Ich sie?

Das wär' dann das Ende! —

Und was nützt dir dieses bittere Lachen? Nach diesen vergrübelten, verwüteten Stunden weißt du nun ja doch, daß es kommen wird. Sonst nie mehr ein Wort mit ihr sprechen? Sie kennt dich nicht mehr? All die rasende Sehnsucht ungestillt? Du mit solcher Schmach besiegt — der berühmte Frauensieger? Aus der Thür geworfen? Und sie nie besitzen? Nie?

Hast in dieser Stunde schon dreimal gesagt: „Nun, so muß ich heiraten." Daß du dazu auflachst, das hilft dir nichts. Du willst sie haben! um jeden Preis! Thu' nicht, als wär's nicht so. Du bist ein toter Mensch, wenn du so davonschleichen mußt. Du erträgst es nicht. Du wirst hingehn: „Verzeih' und nimm mich!" —

Ich bin todmüde nach diesen beiden Gewittern; ich gähne in einem fort. Ich will schlafen gehn.

(Gegen Morgen.)

Es nützte nichts. Hab' nicht geschlafen.

Aber „Nein!" sag' ich. „Nein!" Diese Heiratsposse spiel' ich nicht. Posse? Es würd' eine Tragödie.

Nein, so elend, so schwach bin ich doch noch nicht. Noch diesen Tag reis' ich fort!

Aus Lydias Tagebuch.

24. August. In der Nacht.

Ich find' keine Ruhe. Was wird werden? Was soll ich thun? Damit wälz' ich mich hin und her.

Diese Küsse brennen auf mir. Statt zu meinen Füßen — statt seine Liebe zu bekennen, um meine Liebe zu flehn — o, statt dessen so! Ein Küchenmädel! Der Satyr mit der Nymphe!

Es ist, wie wenn ich mein Ich verloren hätte, es ist unerträglich.

Und wenn er nun käme, um gutzumachen? und mir seine Hand — —?

Als wären jetzt zwei Menschen in mir! Einer, der keine Fessel will, auch nicht lieben will; und einer, der sich heimlich sagt: er soll büßen — lebenslang — in meinen Armen! Der ist in den „frechen Schurken" verliebt, sag's nur; der sehnt sich nach einem soliden Glück. — Dann fragt der eine den andern: Und taugst du denn zur Ehe? Und er, er, ist das ein Mann zum Heiraten?

Und ich weiß nicht, wer ich eigentlich bin, der oder der? — Was soll ich? Was will ich?

25. August.

Es ist geschehn. Ich bin Braut. Seine Braut! — Nein, ich kann's nicht fassen.

Es nützt nichts, daß ich darüber schreiben will. Ich kann's noch nicht fassen.

Aus Rußbachs Tagebuch.

25. August.

Doch nicht abgereist. Unterlegen. Verlobt!

Es soll hier stehn, zum ewigen Gedächtnis. Am 25. August dieses gottgesegneten Jahres, morgens um

elf, hat sich Hans von Rußbach, der große, berühmte Ehefeind, nach dem Vorbild und zum Triumph aller Spießbürger, unter allen Zeichen der Zerknirschung verlobt!

Aus Lydias Tagebuch.

26. August.

Er trat herein.

Nachmittags.

Ich bin ganz konfus. Was war heute morgen? Ich wollte schreiben, fing an; dann — — wer weiß, nach wie langer Zeit — — dann find' ich mich im Winkel kauernd, auf dem Fußboden, wie aus einem Meer von wirren Traumbildern oder Gefühlen erwachend; das Buch, mit den drei Worten, liegt auf dem Tisch.

Was war denn da geschehn? Ich kann's nicht begreifen.

Ich wollte niederschreiben, wie das alles gekommen ist! — Also: er trat ein —

Unsinn. Wie kann ich damit anfangen; er trat ja noch nicht ein. Er hatte vorher einen Brief geschickt. Der kam, als ich nach dem späten Frühstück noch im Salon mit Tante Male und Elise saß; nach der schlechten Nacht todesmatt, mit schlafhungrig brennenden Augen — so wie jetzt. Ich nahm den Brief; es stand darin (ich schreib' ihn ab):

„Ich soll gutmachen, sagen Sie. Lassen Sie mich zunächst dadurch büßen, daß ich offen bekenne: ich hab' trotzen wollen, ich hab' abreisen wollen, weil

der Egoist in mir, der Ehefeind, der so lange Zeit das große Wort hatte, sich gegen die einzige Art des Gutmachens, die es nach meinem Gefühl giebt, mit allen Kräften auflehnte. Er ist aber doch nur ein Teil von mir. Der andere Teil, der größere und, glauben Sie mir, auch der bessere, lechzt danach, sein Unrecht zu sühnen, und er schreit nach Ihnen. Er fühlt, daß er nicht ohne Sie leben kann. Wenn Sie ihn etwas lieb haben können, und wenn Sie glauben können, daß er nun immer der Stärkere sein wird, und daß er um so stärker sein wird, je mehr Sie ihm helfen — so verzeihen Sie mir, Sie, die ich in einem Augenblick der Raserei aus verirrter Liebe beleidigt habe, und geben Sie mir eine Lebenshoffnung.

Ich bin wie ein verlorener Mensch ohne Sie. Ich kann so nicht leben.

Verzeihen Sie: das hab' ich schon gesagt.

Es ist aber tausendmal wahr!

Können Sie mir keine Hoffnung geben, so sollen Sie sich mit keiner Antwort quälen; schicken Sie mir dann einfach dies Billet zurück. Ein paar Stunden danach bin ich abgereist.

Ich zittere vor Ungeduld. Ich fürchte — und ich hoffe."

Ich hatte den Brief gelesen und saß wie im Traum. Mir gefiel darin die Aufrichtigkeit; weiter — weiter konnt' ich nicht denken. Ich fühlte nur, daß ich langsam in einen Abgrund hinuntersank; und daß ich das wollte — und doch davor zitterte —

es war ganz so unsinnig und so schrecklich wie in einem Traum. Tante Male sieht mich an; auf einmal reich' ich ihr den Brief hinüber; so, nun ist's geschehn! dacht' ich dann. Als sie ihn gelesen hat, kommt sie auf mich zu. „Gott sei Dank!" bricht's aus ihr hervor — und ich fühlte förmlich, wie die drei Worte mich elektrisierten. Plötzlich war's entschieden, mein Ja. „In Gottes Namen!" so hieß es in mir. Sie sprach weiter, ich hört' es kaum. Ich hörte nur wie eine Art von Glockengeläut: „Gott sei Dank!" und „In Gottes Namen!"

Was sagte ich dann? Das ist mir entfallen. In mir ist so manches wie tot; das schlaflose Gehirn ist zu leer. Ich seh' nur noch Elise stehn vor ihrem Stuhl; sie war totenblaß, das gute Kind. Aber sie stürzte dann auf mich zu, umarmte mich, drückte mich: „Ja, nimm ihn! Nimm ihn! — Das ist gut! Das ist gut!"

Auf einmal sah ich dann ihn in der offenen Thür. Hatte die Tante ihm ein Wort gesagt? Oder kam er so, aus Ungeduld? — Nein, sie hatte ihm wohl am Fenster gewinkt. Jawohl, ja freilich, sie hatte ihm vom Fenster aus —

Ich schreib' so konfus. — Ach, was liegt daran. Ich schreib' ja doch nur für mich.

Was er und was ich gesprochen haben — und wenn ich's auch alles noch wüßte, ich will's nicht mehr wissen! — Gott, wie war dies möglich? — Ich stand neben der Tante, ich drängte mich fast an sie; plötzlich nichts als Furcht. Seine Augen glühten.

Meine glühn wohl auch! dacht' ich. Und während er oder die Tante sprach, dacht' ich, immer noch wie im Traum: nein, wie ist dies möglich? — Das eine weiß ich, daß ich ihm sagte (da hatt' ich grade einen festen Mut, eine Art von Lächeln): „Strafe muß sein. In den nächsten Tagen — in der nächsten Zeit — berühren Sie mich nicht!"

Er verneigte sich. „Aber Sie?" sagte er dann.

„Also du!" brachte ich darauf heraus. Es ward mir Nacht vor den Augen nach diesem „Du". Als hätt' ich den Kopf auf den Block gelegt und das Henkersbeil fiel' herab. Da wußt' ich zu meinem Entsetzen: nein, ich wollt' es nicht!

Und dann ward es wieder heller vor mir, und ich sah ihn wieder und begriff es nicht ...

Ich kann nicht mehr.

Aus Rußbachs Tagebuch.

26. August.

Sie hat sich eingeschlossen, mit Kopfschmerzen; mit Fieber, wie sie glaubt; die Tante meint, es ist nur Nervenüberreizung. Sie will mich heut und morgen nicht sehn.

Vielleicht besser so! Auch für mich! So gewinn' ich Zeit, mich zu fassen, mich hineinzufinden. Mir ist, als wär' ich noch gar nicht drin.

Was zu besprechen ist, das geht durch die Tante. O ja, eine energische, kluge Frau. Wie geschaffen für solche Geschäfte ...

Geschäfte! — —

Wie ist das gekommen? frag' ich mich immer wieder. Wie ist das gekommen?

27. August.

„Gottes Wille," sagen die frommen Leute; basta, abgemacht! „Gottes Hand hat dich geführt." „Der Herr hat es so gewollt!" — Der Herr. Hab' ich einen Herrn? Giebt es einen Gott? Ich weiß nicht. Ich kenn' ihn nicht. Wenn ich mein Leben auf meine Weise führte, die Blumen auf der großen Wiese pflückte, so hab' ich nie an ihn gedacht und ihn nie vermißt. Aber wenn er wäre —

Es ist mir so ein sonderbares, halb schauriges Gefühl, diese vier Wochen zurückzudenken, und etwas wachsen und werden zu sehn, das ich gar nicht wollte ... Wenn das die „Hand" dieses Gottes wäre? Wenn es seine Veranstaltung wäre — — wozu? Um Hans von Rußbach zu „bessern"? seine üppigen Gelüste zu beschneiden, seinen gottlosen Egoismus zu brechen? — Es klingt gar zu pfaffenhaft. Sie und ich Mann und Frau, fürs Leben — warum? wozu? Taugen wir denn noch dazu, eine richtige Ehe zu führen? Sind wir so opferfähig? und so liebefähig?

Mir ist, als l a ch t e jemand da hinten in der Ecke.

Aber der Mensch ist so ein armes, schmiegsames Geschöpf; er drückt sich in jeden Zustand hinein, der ihm auferlegt wird, und nimmt gleichsam sein Maß danach, damit er nur leben kann. Vorhin lag ich

auf dem Sofa und dachte: Ich will mir immer sagen, wie schön sie ist — und auch wie klug, wie heiter, wie — — und ich will an *Wunder* glauben — und so wird's ja wohl gehn!

Aus Lydias Tagebuch.

28. August.

Das wird ein Sonntag — o Gott! Sie haben telegraphiert, sie werden kommen. Onkel Karl wird kommen („mein *Mann*! wie dürfte *mein Mann* denn fehlen!" sagte Tante Male mit ihrem Familienpathos); und mein Bruder; und Tante Josephine. Feierliche Verlobung, „im engsten Kreis". Rußbach wollte nicht, sagt die Tante; aber sie hat's durchgesetzt. Auch sein älterer Bruder kommt. „Es muß sein, es muß durchaus sein," das war immer wieder ihr Wort, bis wir uns beide gefügt hatten; „man hat über euch schon genug den Kopf geschüttelt; so eine Zigeunerverlobung darf's nicht geben!" — Ich lass' es nun gehn wie es will. Mir graut vor allem; aber es sollte wohl so kommen. Ich hab' keinen Willen.

Aber eine Angst! eine Angst!

Warum hab' ich denn solche Angst? Ich bin ja in seine Schönheit verliebt; ich hab' Bewunderung für seinen Geist; ich halt' ihn für einen guten Menschen. Und ich muß glauben, daß er mich wirklich liebt. „Aus verirrter Liebe," schreibt er, hat er mich so ans Herz gerissen. „Ich bin wie ein verlorener

Mensch ohne Sie." „Ich kann nicht ohne Sie leben." Ist das nicht mehr als genug?

Und doch diese Unruhe, diese Bangigkeit. Ich war allein auf meinem Zimmer, heut mittag; plötzlich steh' ich vor Tante Male. Wie war das gekommen? „Kind, was hast du?" fragt sie. „Du siehst so — verwildert aus?"

„Ich hab' keine Ruhe, Tante. Ich hab' Todesangst."

„Vor was denn?"

„Ich weiß es nicht."

„Gute Lydia, das sind nur Nerven. Du bist sehr herunter. Das sind die Präkordialnerven, die kenn' ich auch; hier so ums Herz herum. Da wird einem bang', ohne jeden Grund. Vor allem mußt du wieder schlafen lernen."

„Ja, das muß ich wohl."

„Aber dieses einsame Hocken auf deinem Zimmer thut dir gar nicht gut. Du grübelst und bohrst dich nur immer tiefer in diesen krankhaften Zustand hinein! — Und es ist auch zu unnatürlich, daß du ihn gar nicht siehst. Das fühlst du selbst; ich seh' dir's an. Wirst darüber nur uneiniger mit dir selbst, verstimmter, ungesunder. Raff dich auf! Raff dich auf! Er ist jetzt auf seinem Zimmer; ich weiß es, er hat herübergeschickt. Es ist rührend: er fragt nur immer, wie dir's geht, aber nie, wann du ihn denn eigentlich wiedersehn wirst. Ich glaub', er nimmt es wie eine Strafe hin. Und was hat er denn gethan: dich in der Leidenschaft sehr übereilt geküßt — aber mehr

doch nicht. Für einen zukünftigen Herrn Gemahl ist das doch nicht gar so schlimm. Komm, komm, überwinde dich! Wir sehn uns sein Zimmer an — und dabei auch den Zimmerherrn. Wirst ihn glücklich machen. Dich auch! Ja, ich geb' dir mein Wort, dich auch!"

So sprach sie eine ganze Zeit. Mir war endlich, als fühlt' ich's körperlich, daß ich, die ich keinen eigenen Willen hatte, ihren Willen kriegte. Wir gingen hinüber, sie und ich, und zu ihm hinauf.

Er war blaß und ward zuerst noch blasser, dann rot; offenbar vor Freude. Ich gab ihm die Hand. Er nahm sie und küßte sie; aber so zart, mit so ganz besonderer Ehrerbietung, daß es mich fast rührte. Er hatte sonst unruhige Züge, etwas Flackerndes. Wir sprachen nur so in den Tag hinein; wir sahn seine Aussicht, sein Zimmer, betrachteten ein paar Photographien, die auf dem Tisch lagen. Mir fiel so jäh, wie bei mir jetzt alles ist, der zweite August und der Residenzplatz ein, mit dem Glockenspiel. Jetzt war der neunundzwanzigste, und ich stand in seinem Zimmer als seine Braut!!

In seinem Schreibtisch war eine Schublade, die war offen; es lagen Papiere und ein Buch darin. Als ich hinsah — ganz gedankenlos — trat er näher, stieß die Schublade zu und zog den Schlüssel ab. „Was haben Sie da so Heimliches?" fragte Tante Male.

Er lächelte. „Schubladen sollen nicht offen stehn, sagte mir mein Vater."

Ich hatte aber das Buch erkannt, das wir ihm damals am Residenzplatz oder um die Ecke hatten kaufen helfen. „War das nicht Ihr — — dein Tagebuch?“ fragte ich.

Er nickte.

„Darf ich das nicht lesen?“

Er lächelte — aber auch so flackernd, sonderbar — und schüttelte den Kopf.

„Die — Braut?“

„Doch nicht,“ murmelte er und wollte wieder zum Fenster gehn.

In mir war aber auf einmal etwas erwacht — ich kann's nicht benennen. Ein unbeschreiblich banges, unruhiges Verlangen, dieses Buch zu lesen ... „Steht schon viel darin?“ fragte ich.

„O ja — ziemlich viel.“ — Wieder dieses Lächeln. Auf seinem Gesicht spielte oder zuckte etwas, das mir nicht gefiel. Ich lass' dich noch nicht los! dacht' ich.

„Es handelt doch wohl hauptsächlich von mir?“ fragte ich.

„Wahrscheinlich. — O ja. — Aber sehn wir uns lieber die bayrischen Berge an.“

„Du willst mir's nicht zeigen?“

„Nein, das kann ich nicht!“

„Das kannst du nicht?“

„Aber Lydia!“ warf nun die Tante dazwischen. Sie machte ihre bekannten Augen, wenn sie etwas taktlos findet. Ich kehrte mich aber nicht daran.

„Also jetzt nicht,“ sagte ich. „Aber nach der Hochzeit wirst du mir's doch zeigen?“

„Nie!" antwortete er und schüttelte den Kopf.

Ich war stumm; mir lief was über die Haut. Ich glaube, mein Herz stand still. Mir kam ein Gefühl wie früher, wenn ich ihn so „haßte".

Es war wohl eine peinliche Stille; Tante Male, um etwas zu sagen, fing halb lächelnd an: „Uebrigens, wenn Sie in der Schublade Geheimnisse oder Wertpapiere haben, sehr gut sind sie da nicht verwahrt! Sehn Sie: eine förmliche Spalte hier oben. Man sieht fast hinein."

„Ja, ja," warf er hin, „diese Hotelmöbel! Da bauen sie schöne Palastkasernen — ‚elegante' Ausstattung — aber die Möbel schließen nicht oder halten nicht. — Sonst sind hier übrigens ganz solide Dinger; ich will nicht spektakeln."

Wie leicht wär' das aufzubrechen! dacht' ich. Ich sagte aber nichts mehr.

Nach fünf Minuten, glaub' ich, war ich wieder draußen. Dann floh ich in mein Zimmer zurück.

29. August.

Morgen kommen sie. Morgen feiern sie mein „junges Glück". Soll ich lachen? Soll ich weinen? Oder soll ich mich fassen und hoffen? — Ich weiß es nicht.

Aber ich weiß jetzt, was ich will! Heute nacht hab' ich's fest beschlossen! Wenn wir morgen im „Salon" beisammensitzen, all diese Glückwünscher um uns herum — wenn sie rauchen und trinken und schwatzen — dann geh' ich hinaus, wie auf mein

Zimmer — aber zum Hotel hinüber. Es wird sich ja niemand mehr wundern, wenn ich in Rußbachs Zimmer gehe; ich bin da ja nun wie „zu Haus".

Mein kleines Stemmeisen ist stark genug. Und ich bin geschickt genug.

Ich hab' keine Ruhe. Lesen muß ich's. Mein Gewissen schlägt mir nicht. Ich will wissen, woran ich bin.

Vielleicht thut mir's gut! Vielleicht steht darin, wie seine Liebe zu mir, die gewiß zuerst unrein war, rein und edel wurde. Es muß ja drin stehn! Wie er nach und nach dahin kam, daß er „nicht mehr ohne mich leben kann". Es muß ja drin stehn! Wie könnt' es nicht?

O, dann wär's ja gut!

Oder wenn's nicht drin steht . . .

„Nie!" sagte er und schüttelte so den Kopf.

Ich muß, muß es wissen. Ich will bis dahin nicht mehr denken; es nimmt mir ja das Leben weg. Morgen abend weiß ich's!

Aus Rußbachs Tagebuch.

31. August.

Gestern konnt' ich nicht schreiben, heut will ich's versuchen. Ich sitz' sonst auch nur so verloren da. Ich will dieses unglückselige, gottverfluchte Tagebuch zu Ende führen; das „Lydia-Tagebuch"; so hab' ich's ja genannt, auf der ersten Seite.

O ich eitler Narr! — —

Wir feierten die Verlobung in der Dependance. Ein weißes Kleid hatte sie angezogen; es stand ihr aber nicht gut: ihre Blässe war zu stark, das Gesicht zu starr. Sie waren wohl alle sehr bestürzt, sie so zu sehn ... Nur die Augen brannten.

Sie thaten natürlich alle, als sähn sie nichts. Jedes zehnte Wort war „Glück"!

Wo ist Lydia? hieß es dann. Sie war hinausgegangen, schon lange, und sie kam nicht wieder. Wir gingen endlich in ihr Zimmer, die Tante und ich. Dort war sie nicht. Ich durchstrich den Garten. Wie mir dann auf einmal der richtige Gedanke kam, wie durch eine Eingebung — ja, wem wird so etwas bewußt? Ich stieg die Treppen hinauf.

Als ich in mein Zimmer trete, sitzt sie auf dem Sofa, starrt vor sich hin. Auf der Erde liegt mein Tagebuch, aufgeschlagen, offenbar so hingeworfen. Sogleich wußt' ich alles.

Sie wendet langsam die Augen auf mich, dann deutet sie mit dem Finger auf das Buch; unverkennbar lag die Geistesstörung auf dem entstellten Gesicht. „Das hab' ich gelesen," sagt sie. „Das haben Sie sehr schön geschrieben. Ich danke Ihnen. Es hat mir alles eingeleuchtet. Ich danke Ihnen. Ein interessantes Buch."

So sagte sie wohl noch einiges; ich stand bei der Thür. Auf einmal fing sie an zu lachen; es war so entsetzlich, wie ich nur in Büchern davon gelesen habe, gehört hatt' ich's nie. Es fuhr mir wirklich durch

Mark und Bein. „Denken Sie, daß Sie allein so geschrieben haben? Mein Tagebuch ist auch so. Sie haben die Wette nicht gewonnen. Die ‚Erzkokette‘. Ja, die Erzkokette. Die schrieb ebenso wahr wie Sie!“

Sie lachte wieder.

Ich redete sie endlich an, mit ihrem Namen; da stand sie auf, mich abwehrend, mit lang ausgestrecktem Arm, daß es fast theatralisch aussah, aber schauerlich. „Ich verbiet' es Ihnen! Sprechen Sie nicht mehr zu mir! Nehmen Sie Ihr Buch, gehn Sie fort. Kommen Sie nicht wieder. Erheben Sie nicht mehr Ihr Angesicht zu mir. Ich verbiet' es Ihnen!“

„Ich verbiet' es Ihnen!“ wiederholte sie noch so oft, bis sie fast heiser ward.

Sie glaubte offenbar zu Hause zu sein und nicht bei mir. Um sie zu beruhigen, da sie sich mehr und mehr erregte, nahm ich das Buch vom Boden und ging hinaus. Ich ging hinüber, um die Tante zu rufen. Ich hab' Lydia nicht mehr gesehn.

* * *

Man will sie in eine Anstalt bringen. Da sie sich wieder frei fühlt — „ich will frei sein!“ war ihr erstes Wort zur Tante, „ich will ihn nie wieder sehn! ich will wieder ich sein!“ — und da ich ihr auf ihr Verlangen schriftlich und „an Eides Statt“ ihr Wort

zurückgegeben habe, so hoffen die Tante und der Bruder, sie wird ganz genesen.

Und ich? Ich fühle mich kranker als sie. Ganz bei Sinnen, aber aus mir hinausgedreht, aus meinem Zentrum „verrückt". Werd' ich auch genesen?

Zentrum? Welcher Hochmut noch. Was hatt' ich für ein Zentrum? Was haben wir für einen Kern oder Mittelpunkt, wir, die wir so leben wie ich? Wir glauben an nichts als das, was wir sehn. Wir beschäftigen uns mit nichts als mit unsern Trieben, mit unsern Neigungen, wie wir mit möglichst viel Vergnügen durch das Leben kommen. Wir lächeln über die Gläubigen. Wenn wir das Wort „Pflicht" brauchen, so hat's keinen Sinn. Wir leben wie die Fliegen, nur daß unser Tag länger ist.

Ich hab' diese Nächte viel gedacht. Statt diese Unglückliche im Arm zu halten, wie ich in meinem Uebermut hoffte, hab' ich mich zu schanden gedacht. Was hab' ich mit meinen Gaben getrieben? Was ist aus dem Jungen geworden, der Ehrgeiz und auch Ideale hatte?

Genießen! Genießen!

Ja, da hab' ich's nun!

* * *

Lydia, vergieb mir!

Nein, ich will dieses Buch nicht verbrennen. Es soll leben bleiben. Vielleicht kommt die Zeit, da ich

es mit weniger Reue lesen — und besseres hineinschreiben kann.

Wird die Zeit noch kommen? Es ist alles so schwarz — nein, nicht einmal schwarz — so grau und kalt um mich her. Wenn ich ordentlich hoffen könnte! Mir ist, als könnt' ich nicht mehr hoffen.



Das Urteil des Paris

Handegg sang und trällerte selten, wie die Mehrzahl der Erwachsenen; aber zuweilen ist das Wetter so schmeichelnd schön, so jung machend, daß auch dem Wohlgesittetsten lerchenhaft zu Mut wird. Nach warmem Regen blitzte und funkelte alles in der Junisonne; und als Handegg aus seinem Speisezimmer in den Garten trat, zogen ihm die weichsten Düfte entgegen, Rosen, Akazien, Lilien, auch die Linden blühten. Jedes Blatt war frisch lebendig; selbst die Erde schien zu duften. Amseln und Finken sangen in den dichtbelaubten Bäumen, die noch leise tropften; ein schönbesonntes, hellbraunes Eichhörnchen schnatterte und schnalzte. Die Thüringer Berge, die von Süden her über das fast ebene Land in den Garten schauten, hatten ein so sehnsuchtweckendes Blau, wie noch nie. Handegg sah und fühlte das alles, er schüttelte den Kopf vor Staunen und Vergnügen. Er fing an, eine Melodie zu singen, ohne Worte; die hatte er auch gar nicht im Sinn. Es war ihm nur ums Singen. Er mußte. Eine süße Wärme zog ihm durch die Glieder. Er schlenderte ein paarmal durch seinen Garten in langen Windungen hin und her;

dann setzte er sich auf eine Bank, so recht in die Sonne.

Christoph, sein Diener, in brauner Livree mit Goldborten, kam nach einer Weile vom Hause her, eine Visitenkarte in der Hand, mit dem wichtigen Gesicht, das er bei Besuchsmeldungen machte. Peter Handegg sah die Karte und verzog den Mund: er wäre jetzt in seinem süßen Nichtsthun gerne ungestört geblieben. „Was ist denn schon wieder?" fragte er.

Der Diener zuckte die Achseln. Handegg nahm die Karte. Doch eh' er sie noch gelesen hatte, stieß er eine Art von Schrei aus: hinter Christoph erschien Siegmund Dalbergs lange, schlanke Gestalt; Dalbergs, des alten Schulfreundes, den er so lange Jahre nicht gesehen hatte! Er erkannte ihn dennoch auf den ersten Blick; trotz des ungewohnten dunkelbraunen Vollbarts. Er hätte ihn schon an dem L ä c h e l n erkannt; so drollig geheimnisvoll, bei tiefernstem Blick, lächelte kein anderer Mensch. „Dalberg!" rief er aus, und die sonst träge Gestalt schnellte in die Höhe.

„Es ist ja doch ein Unsinn," rief Dalberg, „daß ich mich bei dir anmelden lasse; noch dazu im Garten. Da bin ich also. Hast mich noch erkannt; bravo! Also das ist Handegg! Sehr aufgeblüht; in die Runde gegangen; sagen wir: Centifolie. Ich denke, wir umarmen uns! — Hat mich schon. Prosit, Peter Handegg!"

Sie hielten sich eine Weile fest in den Armen. Handegg lachte vor Vergnügen; wie bei einem Wiedersehen so oft geschieht, zumal bei einem unerwarteten.

Christoph verschwand wieder ins Haus. Es war eines der letzten Häuser der Stadt, nach allen Seiten frei gelegen, eine rechte Villa; der kleine Fluß berührte fast den Garten.

„Nun sag mir vor allem, wie komm' ich zu der Freude?" fragte Handegg, nachdem er seinen Gast auf die Bank niedergedrückt hatte und in seiner rundlichen Mittelgröße neben dem Langen saß. „Was führt dich in unsre stille Stadt?"

„Ein Plan!" antwortete Siegmund Dalberg, indem er dem andern auf den Schenkel schlug, wie in alten Zeiten.

„Ein Plan?"

„Ja. Einer von den Plänen, wie fünfunddreißigjährige Männer sie zuweilen haben. Nun sag mir aber, Alter: dein Sammtrock. Bei dieser Wärme! Und das gelbe, seidene Halstuch. Erstickst du nicht? Wie?"

Dalberg war in einen lichtgrauen, fast weißen Sommeranzug gekleidet, mit cremefarbener Krawatte; er sah, auch mit seinem etwas mageren, langen Gesicht, wie der Frühling aus.

„Was soll ich machen?" erwiderte Handegg ein wenig verlegen. „Das ist Afrika!"

„Wieso Afrika?"

„Na, du weißt ja doch; hab' dir aus Kamerun und dann aus Ostafrika manches Mal geschrieben. Das tropische Klima! Und dann das Fieber, noch in Europa, monatelang. Da verweichlicht man. Ich hab' eine ganz verwünschte Neigung zu Katarrhen —"

„Noch jetzt? Mit fünfunddreißig Jahren? — Bist doch lang' von Afrika fort."

„O ja," sagte Handegg; „Gott sei Dank. Im Vaterland ist's besser. Aber mir scheint, diese Leidenschaft für Erkältungen werd' ich nicht mehr los! Sie treten sich ja förmlich auf die Hacken, meine Herren Katarrhe. Daher dieser Sammtrock —"

„Bei diesem Wetter!"

„Es hat ja doch geregnet. Und daher dieses Halstuch. Nur durch solche Vorsichtsmaßregeln kann ich — — Willst du was genießen?"

Dalberg schüttelte den Kopf; er hatte ihn auch schon aus Verwunderung geschüttelt. „Nein, mein Alter, ich danke. — Erkältungen . . . Ich bin nie erkältet. Also in dieser angenehmen Mittelstadt, beim Thüringer Wald, lebst du junger Mann nun von deinen Renten?"

„Ich hab' sie ja, Dalberg," entgegnete Handegg, mit vergnügtem und auch etwas verlegenem Lächeln; „warum soll ich dann nicht davon leben! Nachdem ich mich als junger Kaufmann in der halben Welt abgerackert hab', sitz' ich hier nun ganz behaglich und schmücke die Gegend; das ist auch nicht übel. Meine Herren Mitbürger haben furchtbaren Respekt vor mir —"

„Wegen deiner Renten —"

„Sie bemühen sich sehr um mich —"

„Besonders wohl die Mädchen —"

„O ja!" rief Handegg und lachte auf. „Aber weißt du, sie kriegen mich nicht. Heiraten — nein,

das giebt's nicht, Dalberg. Für das sogenannte Ehejoch bin ich nicht geschaffen. Wenn man 'ne Herrschernatur ist, Dalberg!"

Handegg reckte sich und warf sein etwas lockiges, gelbblondes Haar aus der Stirn zurück.

„Herrschernatur?" fragte Dalberg unwillkürlich; mit einem Blick über Handeggs rundliches, rötliches Gesicht und seine behaglich volle Gestalt.

„Ja; hat sich mehr und mehr entwickelt. Die afrikanischen Jahre, weißt du. Da wird man zum Despoten, weißt du. Es geht nicht anders! In der beständigen Reibung mit den Negern, diesen großen Kindern, hab' ich erst meine Herrschernatur so recht entdeckt; kannte sie selber nicht. Sie mußten mir gehorchen, Donnerwetter! — Und daran bin ich nun gewöhnt, kann mich nicht mehr ändern. Mein Diener fliegt auf jeden Wink. Frau Schulze, meine Haushälterin — — hast du sie zufällig schon gesehn?"

Dalberg verneinte.

„Schön ist sie nicht! Hat sie auch nicht nötig. Dafür ist sie meine Sklavin! Sie thut, was ich will. Na, ich will nichts Böses, bei Gott nicht; aber gehorcht muß werden, ohne Mucksen. Und in diesem Sinn — — Was guckst du? Was siehst du da an meinem Hals?"

Dalberg lächelte. „Nichts Besonderes, Alter; nur — das gelbe Halstuch."

Handegg griff mit der kleinen, rundfingerigen Hand an das Tuch. „Du meinst — weil ich etwas verweichlicht bin? Ach, das thut mir nichts. Darum

herrsch' ich doch! — Ich kämpf' übrigens auch dagegen: hab' mich bei dem alten Doktor Lang, einem sehr geschätzten Arzt hier, in eine Art von Kur gegeben; Abhärtung, mit Pflanzenkost. Auch Fleisch; aber wenig. Lang und seine Söhne sind reine Vegetarier; so weit geh' ich nicht mit; der Löwe in mir brüllt nach Fleisch. Aber sonst, mit dieser Einschränkung, eine gute Kur! Frau Schulze, als willige Sklavin, macht's mit. Was guckst du noch immer? Was lächelst du?"

Es war wieder dieses komisch geheimnisvolle Lächeln, bei ernsthaft forschendem Blick. Diesmal gefiel es Handegg nicht; er rutschte ein wenig auf der Bank.

„Doch nur so," antwortete Dalberg ruhig. Sein Auge glitt am Sammetrock hin, von Handeggs weichen Schultern bis zu den runden Knieen hinunter. Der Widerspruch war so drollig: zwischen dem angespannten Herrscherblick und den sanften Formen des Gesichts, dem kindlichen Grübchen im Kinn, daß er lächeln mußte. Er schlug dem „Despoten" mit der Hand aufs Knie.

„Ach, du glaubst mir wohl nicht?" sagte Handegg. „Meinst wohl, ich schneid' auf? — Da möcht' ich dir doch gleich die Schulze rufen; — ist nicht nötig: da kommt sie. Frau Schulze!" Er hob seine gemütliche, etwas fette Stimme; sie bekam nun einen mächtigen Klang, an dem er sich berauschte. „Bitte, näher treten! Hierher!"

Frau Schulze kam aus dem Speisezimmer; eine große, derbknochige Gestalt, mit einem auffallend häß-

lichen, nüchtern farblosen, nicht dummen Gesicht; im schlichtesten schwarzen Kleid, in breitem, schwarzgefärbtem Strohhut, unter dem sich eine Art von Haube zeigte. Ein Verdacht gegen Handeggs Tugend — unmöglich! dachte Dalberg. Die lange schwarze Erscheinung trat hurtig näher, ein sanftes Lächeln um die formlosen Lippen. „Was steht zu Befehl, Herr Handegg?" fragte sie, nach einer würdevollen Verneigung gegen Dalberg. Sie hatte ein Körbchen am Arm, darin lag eine Gartenschere.

„Das ist also ein Jugendfreund, Frau Schulze," sagte Handegg herablassend, mit einer kleinen Handbewegung; „ein Schulkamerad; als ich noch Lateinisch und Griechisch lernte. Herr Professor Dalberg. Ich hab' Ihnen von ihm erzählt."

Frau Schulze verneigte sich ein wenig gegen ihren Hausherrn. „Sie hatten die Gewogenheit, mir von ihm zu erzählen. — Sehr erfreut. — Bleiben wohl zum Abendessen!"

„Auch über Nacht, Frau Schulze! — Du bleibst doch über Nacht? — Natürlich! — Das braune Zimmer, mit der schönen Aussicht. Und ein fürstliches Nachtmahl, Frau Schulze."

Die Dame verneigte sich gegen Handegg, ein wenig; sie that das, so oft er sie ansprach.

„Von dem neuen französisch-deutschen Champagner — wie heißt der Kerl — haben Sie doch ins Haus geschafft?"

„Ihr Befehl ist vollzogen," antwortete Frau Schulze mit einem schattenhaften Lächeln.

„Sie ist nämlich sehr gebildet,“ bemerkte Handegg zu Dalberg; „war höhere Tochter und was weiß ich. Zusammenbruch der Verhältnisse. Kocht nicht schlecht; das wirst du sehn. — Ein fürstliches Nachtmahl! Verstehn Sie?“

Frau Schulze lächelte wieder; wieder nur als Andeutung. „Sie sollen mit Ihrer Dienerin zufrieden sein,“ erwiderte sie sanft ergeben.

„Hörst du, Dalberg? Dienerin! — Ich bin aber auch im ganzen ein milder Herr, was?“

„Sie sind die Güte selbst, Herr Handegg.“

„Ach, Sie alte Schmeichelkatze. — Bin ich niemals streng? Wie?“

„Nur wo sich's gehört.“

„Sie giebt gute Antworten, Dalberg; was? — Verheiratet war sie auch einmal; aber ‚einmal und nicht wieder‘ sagt sie. Ueber die Ehe denkt sie wie ich. Nicht wahr, Frau Schulze? Wie sagten Sie doch neulich, als wir von dieser traurigen Sache sprachen?“

Frau Schulze zuckte leise die Achseln: „Ich weiß nicht, was Sie meinen. Ich sagte wohl unter anderm: Heiraten ist bald; aber wie!“

Handegg lachte kurz auf. „Ja, das war's. ‚Fünf Worte nenn' ich euch inhaltsschwer‘ ... Und dazu sie selbst, Dalberg, was? als Illustration! Sieht die Frau nicht ganz wie diese fünf Worte aus?“

Dalberg mußte lachen, gegen seinen Willen.

„Haben Sie nicht gehört, Frau Schulze?“ sagte Handegg, dem dieser Erfolg schmeichelte. „Ich hab'

einen Witz gemacht, oder so was Aehnliches, Sie müssen also lächeln."

„Ich lächle ja in einem fort," erwiderte die schwarze Dame.

„Aber zu matt; zu gespenstisch." Handegg hob die Stimme, sie bekam wieder den Herrscherklang: „Lächeln Sie mal ordentlich! Lächeln Sie wie ein Mensch!"

Frau Schulze that, was sie konnte; sie verzog das ganze knochige Gesicht.

„So! Nun können Sie gehn!"

Sie verneigte sich gegen beide Herren und ging. Offenbar um nicht zu stören oder den „Despoten" zu reizen, ging sie mit dem Körbchen und der Gartenschere ins Speisezimmer zurück.

* * *

„Ein famoses Urteil über die Ehe, was?" sagte Handegg, während die Frau ins Haus verschwand. „Nur fünf Worte, doch die sind klassisch: ‚Heiraten ist bald; aber wie!' In Goldbuchstaben in Marmor zu graben!"

„Verknöcherter Junggesell," entgegnete Dalberg mit einem ernsthaften Lächeln; er war aufgestanden und trat in den Schatten, die Sonne brannte ihm doch fast zu sehr. „Ich denk' anders, Alter."

„Was? Du willst heiraten?"

„Ich komm' sogar deshalb her!"

„Du kommst deshalb her?"

Handegg sprang vor Ueberraschung auf und griff

nach der Banklehne, die vom Sonnenschein glühte. „Dalberg! — Das ist komisch!"

„Warum? Wieso?"

„Daß du deswegen von Greifswald in unsre Gegend — und zu mir —!"

„Grad' von dir will ich wissen, wie die Sache steht; denn du bist der Mann dazu. Geh aber erst aus der Sonne, Mensch; dein Sammtrock muß ja nächstens glimmen, wie Zunder; und das seidne Halstuch verkohlt ja schon. — Er greift hin; wahrhaftig! — Nein, noch verkohlt es nicht; aber — — Ihr habt hier doch ein Dorf und ein Gut in der Nähe, das Mühlheim heißt?"

„O ja," antwortete Handegg, der sich jetzt im tiefen Schatten eines Roßkastanienbaums auf eine weiße Banklehne setzte; „'ne gute Fahrstunde von hier."

„Und du bist da gut bekannt?"

„O, sehr. Meine besten Leute in dieser Gegend! Ich fahr' oft hinaus; manchmal kommen sie auch zu mir, besonders im Winter, wenn sie in Konzerte oder ins Theater wollen. Ein prächtiger Mann, der Kernstock, der Gutsbesitzer; — läßt sich noch immer Leutnant nennen, was ich komisch finde; sonst aber ein ganz gediegener Kerl. Und die Frau! Frau Karoline! Ein Prachtweib!"

„Ja, von der wollt' ich reden. Nämlich, vor unsrer Zeit — — erinnerst du dich noch, wie alt wir waren, als wir uns in Tertia kennen lernten?"

„Beinah' dreizehn, glaub' ich."

Dalberg nickte; er saß nun auch, unter der Kastanie. „Und ein halbes Jahr vorher, da hatt' ich auf dem Lande, bei Arnstadt, diese Frau Karoline Kernstock kennen gelernt — und mich mit zwölfjähriger Inbrunst verliebt. Jawohl, mein Sohn, in die junge Frau verliebt! Ich war noch nicht dreizehn alt, und sie zweiundzwanzig. Sie hatte schon ein Kind. Das Kind kam mir lächerlich vor. Es war mir durch und durch unwahrscheinlich. Karoline Mutter! Sie war für mich einfach das himmlischste weibliche Wesen, ‚jung und morgenschön', ohne Jahre, ohne Anhang. Sie schwebte wie ein schöner Traum durch die Welt. Meine erste Liebe! Eigentlich auch meine letzte, scheint mir; wenigstens s o wurde mir nie wieder ... Ich erkannte übrigens die ganze Ehe nicht an. Ich sah sie auch oft ohne den Mann, bei uns. Ich hab' sie in Gedichten besungen. Hab' diese Gedichte zum Teil in Musik gesetzt. Kurz — ich war ein seliger Narr!"

„Dalberg!" rief Handegg aus. Er hatte nur zuweilen stumm den Kopf geschüttelt. „Karoline Kernstock! Davon hör' ich das erste Wort!"

„Euch Schuljungens von meiner heiligen Liebe erzählen? Ihr wart mir ja viel zu gemein dazu! — Als ich dich kennen lernte, war ich übrigens schon aus meinem Märtyrerparadies heraus; ich war weg von Arnstadt, und auch sie war bald aus der Gegend fort, nach Mühlheim; ein paarmal sah ich sie noch — und dann gar nie mehr. Mir ist aber, als wär' ich mit meinen zwölf, dreizehn Jahren schon nicht dumm gewesen: als hätt' ich so eine Frau wie die

nie wieder gesehn! Es war alles drin; so kommt mir's vor. Sie war eine Venus. Sie hatte die klügsten Augen. Sie ging wie eine Fürstin. Und wenn sie sang — nicht mit so 'ner großen Primadonnastimme — das gar nicht — aber so warm, so süß — dann wurde mir — — Handegg! Damals ging mir jungem Bengel auf, was Musik ist. Damals hab' ich das Komponieren gekriegt!"

„Also damals. Hm!" — Handegg schüttelte immer wieder den Kopf, vor Staunen. — „Und jetzt — komponierst du noch?"

„O ja — wenn mir's kommt. Aber als Greifswalder Professor der Philosophie — — es kommt nicht mehr oft. Es will oft nicht. Vielleicht auch darum nicht, weil es keine Frau Karoline mehr für mich giebt."

„Dalberg! Professor! Und jetzt willst du hier heiraten? Wen? Doch nicht diese Frau?"

Dalberg lachte laut. „Wär' so ein Gedanke! — Seit zweiundzwanzig Jahren nicht gesehn. Und Frau Karoline zehn Jahre älter als ich, also fünfundvierzig. Und außerdem hat sie noch ihren Mann. Nein, mein Alter, das nicht! — Aber — sie hat Töchter, weißt du. Drei, hab' ich gehört; ist das wahr?"

Handegg nickte. „Nur Töchter —"

„Da hab' ich eines Tages bei Greifswald am Meer gesessen und auf den Rügenschen Bodden gesehn und mir gesagt: also du willst heiraten; sie hat drei Töchter; darunter wird doch wohl eine sein, die ungefähr so ist wie sie? Mach, daß du hin kommst

nach Mühlheim! Wenn das Glück dir gut ist, so find'st du da eine verjüngte Karoline — die noch ledig ist — in die du dich verliebst, das ist selbstverständlich — und die dann warm und weich wird, das hoff' ich! — Kurz, als ich von der See in die Stadt zurückkam, war ich schon entschlossen; du weißt wohl noch, es geht alles rasch bei mir. Allerdings schon Juni, mitten im Semester; aber wie gut sich's manchmal trifft: Pfingsten fällt diesmal so spät, wie es kann. Pfingstferien! Allerdings nur kurz — aber vielleicht doch lang genug! — Also mit einem Wort, da bin ich. Nun heraus mit der Sprache, Handegg! Wie heißen diese Töchter? Wie sind sie? Sind sie noch zu haben? Sind sie zu Hause? Wann kann ich sie sehn?"

„Halt einen Augenblick!" sagte Handegg, der wieder Dalbergs unruhige Hand auf seinem Knie fühlte. „Muß erst Atem holen. Donnerwetter, das ist denn doch — — Du bist ja wie ein Märchenprinz! — Da kommt er her und will eine von den Kernstockmädels —"

„Willst du etwa eine?" fiel ihm Dalberg ins Wort. „Komm' ich in deinen Wald?"

„Ach nein, nein, das nicht. Denkst du, ich bin nur so ein Maul-Junggeselle? Meinetwegen könnt'st du sie alle drei —"

„Also wie sind sie? Wie heißen sie?"

„Wie sie heißen? Auguste — Gisela —"

„Keine Karoline?"

„Nein. Erna heißt die dritte. Die ist erst acht-

zehn Jahre alt. Gisela ist zweiundzwanzig; das hat sie mir neulich selbst gesagt. Und Auguste, die gelehrte, die ist fünfundzwanzig."

„Die gelehrte?" rief Dalberg. „Wehe!"

„Willst du keine gelehrte? ein Professor der Philosophie? — Na, es ist nicht gar so schlimm. Ein recht hübsches Mädel. Feine, hübsche Gestalt. Macht auch allerliebste Verse; die Dichterin der Familie. Sie hat aber einen ‚brennenden Wissensdurst', wie sie selber sagt; und will unterrichten, Bildung verbreiten; und so hat sie jetzt zwei Jahre und länger auf den weiblichen Oberlehrer studiert — oder wie soll man sagen — und grade in diesen Tagen in Berlin das Examen gemacht. Glänzend bestanden, wie Vater Kernstock mir von dort telegraphiert hat. Heut, grade heut kommen sie alle im Triumph nach Hause —"

„Heut?!" rief Dalberg aus. „Die ganze Familie?"

„Ja, sie waren alle fünf in Berlin. Und ich hoffe, sie fallen erst mir ins Haus, eh sie von hier nach Mühlheim hinausfahren."

„Handegg! Das wär' ja — — Ein Märchenprinz! Da hätt'st du recht! — Aber ich bin ziemlich erschrocken, Handegg. Eine Familie, die vom Oberlehrerexamen der ältesten Tochter kommt. Also der Wurm von damals, den ich in der Wiege sah — und nicht anerkannte — eine Gelehrte, eine Pallas Athene!"

„Nu ja," warf Handegg hin. „Oder Minerva. Das wär' ja doch die richtige Frau für einen Philosophieprofessor."

„Ach, mein guter Handegg —! — — Wie konnte Karolinens erste Tocher — — Sie war ja selber gescheit, gebildet, sehr gebildet, glaub' ich; ‚die weiß viel', hört' ich einmal meinen Vater sagen, und ging dann doppelt so stolz herum. Aber was sie alles daneben war! Eine — eine Königin! Eine Herrscherin —"

„Eine Herrscherin? Da wär' dir wohl Gisela die Rechte; das ist die zweite, die zweiundzwanzigjährige. Alle Wetter, ja, die hat das! Eine Gestalt — junonisch ist vielleicht zu viel gesagt — aber nein, nicht zu viel. Keine Riesin, Gott sei Dank, aber majestätisch. Und die weiß, was sie will; und was sie will, das setzt sie auch durch. Eine Kraftnatur! Wir haben viel Verwandtes. Darum vertragen wir uns auch nicht sehr gut; immer etwas kleiner Krieg! Aber sonst ein famoses Mädel; na, das sind sie alle. Hat weniger Geist als die andre, ist mehr für Reiten und Rudern und solchen Sport, als für Wissenschaften. Aber als Königin wär' sie jeden Tag zu brauchen. Pastor Wahlmann nennt sie auch die Juno von Mühlheim!"

Es ging wie ein leichter Schlag durch Dalberg hin. „Juno," wiederholte er murmelnd. „Da hätten wir also schon — — Wo bleibt aber die verjüngte Karoline? Wir haben nur noch eine —"

„Erna."

„Nimm dich zusammen, Handegg! Was ist mit der Erna? Ist das Karoline?"

„Ja und nein," sagte Handegg kleinlaut. „Sie

ist ihr wohl am ähnlichsten; das heißt, im Gesicht; Ernas Gestalt ist kleiner, zierlicher. Nein, eigentlich auch nicht im Gesicht; denn da fehlt doch so mancherlei. Weißt du, diese Erna ist ein ganz entschieden reizendes Geschöpf; ein sehr feines Näschen; leuchtende, fidele, etwas kokette Augen; — ja, sie ist wohl ein bißchen kokett. Aber nicht zu viel! Eben ein richtiges Frauenzimmer, das den Männern sogleich gefällt, das ihnen tüchtig zu schaffen macht. Frohsinn, Grazie. Wenn man die tanzen sieht — sie tanzt famos — oder Tennis spielen ..."

Dalberg saß noch, aber wie einer, der aufstehn und davongehn will. „Und der — Geist?" fragte er zögernd, mit einem fast komisch ängstlichen Gesicht.

„Geist? — Man denkt bei Erna nicht viel an Geist. Man hat nur das Gefühl, daß sie reizend ist. Wenn man das Talent hat, sich zu verlieben, so verliebt man sich in sie. Geist? — Frauenzimmergeist! Andern hat sie wohl nicht."

Dalberg stand nun wirklich auf. „Aber das ist ja toll," sagte er. „Also unter den dreien ist nicht eine Karoline. Da ist Karoline, aber in drei geteilt. In Minerva, Juno, Venus! Denn wie du diese Erna schilderst —"

„Eine kleine Venus!" Handegg starrte den Professor an. „Ja, so könnt' man wohl sagen; das ist sie."

„Handegg! Was hast du mir da gemacht! Das ist ja, wie wenn ich zu einem Parisurteil käme! Nicht um meine Frau Karoline wiederzufinden, sondern um einer von diesen dreien — den Apfel — die Liebe,

mein' ich — — Juno, Minerva und Venus ... Ach du großer Gott!"

Er sank wieder auf die Bank.

Handegg war bestürzt. Seine gutmütigen, blaßgrauen Augen guckten den andern fast mitleidig von der Seite an; ihm schien gar, als wäre Dalberg blaß geworden. „Was ich dir da gemacht hab'?" erwiderte er mit schüchternem Lächeln. „Da frag einen andern, frag Kernstock! Ich hab' keine Schuld. — Es sind drei prächtige Mädchen —"

„Aber nicht die Mutter!"

„Aber nicht die Mutter. Nein. Es ist was andres, was Neues. Wenn du aber sagst: ein Parisurteil — ja, alter Freund, sei doch froh, daß du wie der Paris drei Göttinnen zur Auswahl hast; denn frei sind sie noch alle drei. Du kannst dich, wie der Paris, entscheiden —"

„Ich danke!" rief Dalberg aus. „Das war gewiß auch für Paris ein schweres Stück, sich zwischen diesen drei Damen zu entscheiden, von denen keine die Rechte war!"

„Na, na, na!"

„Keine die volle, ganze Schönheit, das ganze, richtige Weib! Jede nur ein Stück davon! — Sie suchten ihn ja auch alle drei zu bestechen, weil sich keine als die Rechte fühlte; wirst doch diese alte Geschichte noch kennen, Handegg. Die eine wollt' ihn zum mächtigsten König der Erde machen, wenn er ihr den Preis gäb'; die andre zum weisesten aller Menschen; die kleine Erna — Venus, wollt' ich

sagen — versprach ihm die allerschönste Frau. Na, auf das fiel Paris hinein. — Handegg! Ich bin unglücklich!"

Er warf sich in die Ecke.

„Weil keine von ihnen die ganze —"

„Keine!"

„Sei doch nicht so rasch! Du Professor der Philosophie. Du hast sie ja noch nicht gesehn; weißt nur, was ich so hingesagt hab' — ein gewöhnlicher Mensch, ein gewesener Handelsmann, der von seinen Renten lebt. Ich kann mich ja täuschen. Vielleicht ist doch eine — — Gisela, die zweite, die hat was Bedeutendes. Was noch Unergründetes. Ach, du bist mir komisch. Sieh sie dir nur erst an!"

„Heut kommen sie heim?" fragte Dalberg mit schwacher Stimme.

„Ja; mit dem Nachmittagszug, von Berlin. Und, wie gesagt, ich hoffe, sie reisen mir nicht so vorbei, sie gucken auf eine Viertelstunde ein. Ich hab' ja einen Bewillkommnungschampagner kaltstellen lassen. Wir sind sehr befreundet. Fahren sie aber durch, so fahr' ich mit dir hinaus. Sei nur wieder gut! Ich hab' keine Schuld!"

* * *

Etwa zehn Minuten später — sie saßen noch unter dem Kastanienbaum, dem abgeblühten — erschien Christoph, der Diener, vom Hause her; er hatte wieder seinen „amtlichen Gang", wie Handegg es nannte,

und sein Meldegesicht. „Herr Handegg,“ sagte er, „der Mühlheimer Wagen hält vor der Thür.“

„Und die Herrschaften sind drin?“

„Jawohl.“

„Das konnten Sie ja einfach sagen. — Also, Dalberg! Da sind sie! Bitte, komm mit ins Haus!“

„Gleich mit?“ fragte Dalberg.

„Na, natürlich. — Alle fünf! Was willst du mehr?“ Handegg nahm Dalbergs Arm und zog ihn — diesmal wirklich die Herrschernatur — dem Speisezimmer zu. Die Thür stand dort offen; man konnte die lichten, heiteren Farben von Frühsommertoiletten sehn, die sich drinnen hin und her bewegten; helle Stimmen zwitscherten. Dalberg, dem doch noch so jungen Professor, war lächerlich aufgeregt zu Mut. Er wollte harmlos heiter lächeln — warum eigentlich? — und konnte nicht. Ihm war, wie wenn ihn nicht Peter Handegg, sondern Hermes der Götterbote führte.

Als sie näher kamen, traten durch die weitgeöffnete Thür drei junge Damen zugleich hervor, ineinandergehängt und dicht zusammengedrängt, rosa, blaßblau und weiß gekleidet. Die in der Mitte, von einer größeren und einer kleineren geführt, war offenbar die „Minerva“; es lag in ihrem Blick, ihren Schultern. Die größere mußte „Juno“ sein! Da war keine Frage. Also die kleinere im weißen Kleid war „Venus“ ... Dalberg starrte hin, wie im Traum. Sie erinnerten ihn alle drei an die große Flamme seiner Knabenzeit; ja, das thaten sie. Doch wie wenn

das schöne Bild von damals auseinandergegangen, zerflossen wäre. Frau Karoline überall und nirgends ... Die drei wohlgestalteten Wesen, so jungsommerfrisch anzusehn, kamen ihnen heiter entgegen, grüßten Handegg durch Kopfnicken; blieben dann stehn, als erwarteten sie des andern Gruß. Dalberg zog seinen hellen Hut.

Sie verneigten sich ein wenig, fast gleichzeitig; die große mit jugendlicher Majestät, die kleine sehr anmutig. Auf einmal rief diese, da sie einen Seitenblick auf die „Minerva" warf: „Gustel hat ihren Lorbeerkranz abgenommen!"

„Was?" rief die Große. „Wo hast du ihn gelassen?"

„Im Wagen natürlich," antwortete die blaßblaue Mittlere. „Es war ja doch ein Unsinn —"

„Unsinn? Gar kein Unsinn!" fiel ihr die weiße Venus ins Wort.

„Der wird sogleich wieder aufgesetzt!" kommandierte die Große, als verstehe sich das von selbst. Sie machten kehrt und zogen die Blaßblaue ins Haus zurück. Dalberg sah ihnen lächelnd nach. Dies gefiel ihm schon.

Er war aber nur noch mehr im Traum. Hatte ihn die sonderbare Dreieinigkeit verwirrt, so verwirrte ihn diese Dreiuneinigkeit vollends. Wo blieb Karoline?

Er trat mit Handegg ins Speisezimmer; ein mittelgroßer Herr, nicht mehr jung, aber im braunen Bart und Haar noch kaum angegraut, mit einem angenehm regelmäßigen Gesicht, kam ihnen fast in der Thür

entgegen. „Ich wollt' Ihnen doch meine Oberlehrerin vorstellen, Handegg," sagte der Herr mit heiterer, tenorhafter Stimme und gab dem Hausherrn die Hand. „Darum fahren wir bei Ihrer Villa vorbei!"

„Das ist hübsch von Ihnen — wie immer," erwiderte Handegg. „Mein Schulfreund, Professor Dalberg ..."

In diesem Augenblick schwebte auch Frau Karoline heran; sie hatte vor einem Bild an der Wand gestanden. Man konnte es wohl ein sanftes, weiches Schweben nennen; denn die eher große als kleine Gestalt, deren Ebenmaß die Jahre wohl etwas ausgerundet, aber durchaus nicht zerstört hatten — es war nur frauenhafter geworden — schien sich noch ebenso elastisch und frei zu bewegen wie in der jungen Zeit; Dalberg sah es mit Staunen an. Der Kopf war freilich nicht mehr derselbe, wie vor zweiundzwanzig Jahren; in das dunkelblonde Haar hatte sich sogar ein voreiliger grauer Streifen gelegt, von der Stirne rückwärts; kleine feine Linien hatten sich an den Augen, am Mund in die weiche, lichte Blondinenhaut gegraben. Der Glanz der tiefblauen Augen war etwas stiller geworden; sie sahen wohl ruhiger, klüger, auch besser (ja, noch besser! dachte Dalberg) in die Welt hinein. So sahen sie nun den aufgeregten Professor an. „Sie sind Siegmund Dalberg?" fragte sie mit einem verwundert herzlichen Lächeln.

Noch die süße Stimme! dachte Dalberg; er war einen Augenblick wieder dreizehn Jahre alt. „O ja," erwiderte er, mit einer Befangenheit kämpfend, über

die er innerlich lächelte. „Ich bin dieser Siegmund Dalberg, der damals — — Sie wissen also meinen Vornamen noch. Das — freut mich sehr! — Freut mich sehr. — Es war mir eben so merkwürdig, Sie —"

Er fühlte ihre weiche Hand, die sie ihm hingestreckt hatte; darüber vergaß er eine Weile, zu sprechen. „Es war mir so merkwürdig," wiederholte er dann, „Sie draußen zuerst in Ihren Töchtern zu sehn; gleichsam als Regenbogen ..."

Er verstummte wieder.

„Wieso Regenbogen?" fragte sie.

„Nun, ich meine — das geteilte Licht, das —"

Gut, daß sie wiederkommen! dachte Dalberg; er bereute schon, daß er das „dumme Wort" vom Regenbogen gesagt hatte. Die drei Mädchen traten wieder ein, aus dem Nebenzimmer, offenbar von der Straße her; die „Oberlehrerin", Auguste, hatte nun einen kleinen Lorbeerkranz auf dem Kopf, der ihr vortrefflich stand: ein gewisser erregter und verklärter Ausdruck ihres hübschen, etwas stubenbleichen Gesichts ward dadurch natürlicher, selbstverständlicher. Das lichtbraune Haar erschien auch reizender neben dem Lorbeergrün. „Ach, ihr seid noch rechte Kinder!" sagte sie, während sie hereintrat, von Erna gezogen. „Ihr macht mich einfach lächerlich!"

„Wenn wir uns die Mühe gemacht haben," versetzte die Große, die Gisela, ruhig, „dir den Kranz zu binden, so soll er sich auch auf dir sehen lassen. Auf der Bahnfahrt, im Staubmantel, da natürlich

nicht; aber hier! bei Handegg! — Mach nur deinen Knix!"

Auguste stand hilflos lächelnd da. Handegg stellte seinen Professor vor; dann ihm die ganze Familie. „Was hab' ich Ihnen eigentlich telegraphiert, Handegg?" fragte der „Herr Leutnant" Kernstock, nachdem die Gesellschaft sich um den großen Tisch versammelt und gesetzt hatte; Christoph kam mit Gläsern und Wein. „Glänzend bestanden? Das war beinah noch zu wenig; seitdem hab' ich aus dem Mädel erst herausgebracht, wie glorreich das Examen war. Sie will ja nie zu viel von sich sagen und sagt drum immer zu wenig. Aber Sie sollten nur mal hören, Handegg — und Sie auch, Herr Professor, wenn Sie's interessiert — wie die Herren nachher zu ihr gesprochen haben, die Examinatoren, die Prüfungskommission! Mit was für Ausdrücken, Handegg!"

Er schrieb die Ausdrücke gleichsam mit der Hand in die Luft.

„Ja, sie soll erzählen!" rief Erna mit ihrer lustigen, hellen Stimme.

„Ach, das ist so langweilig!" rief Auguste dagegen. „Ich hab's euch nun schon zweimal erzählt. Und dem Herrn Professor kann es doch gewiß nicht —"

„Erlauben Sie," fiel ihr Dalberg ins Wort. „Alles, was in Ihrem Hause — was die Kinder dieser Dame — — Sie und ich, gnädiges Fräulein, wir sind uns übrigens gar nicht fremd. Wir haben uns schon gesehn; als Sie in Ihrer Wiege lagen."

„Na also!“ rief Gisela lustig, die Juno im rosafarbenen Kleid. „Da hat der Herr Professor wahrscheinlich schon gefragt: was wird wohl aus dir, du kluges Kind? — Na, jetzt kannst du's ihm sagen. Also nur heraus damit!“

Vater Kernstock lachte; seine Jüngste mit. „Ach, ihr übertreibt ja alles,“ sagte Auguste etwas altklug, überlegen; „aus so 'nem bißchen Examen macht ihr so viel, es ist unausstehlich. Ja, sie haben mir sehr freundliche Sachen gesagt; sie wollen ja doch 'ne junge Dame nicht entmutigen. Aber daß der Herr Schulrat gesagt hätt', ich könnte Professor werden, das hat Erna mir aufgebracht! — Ihr nehmt Erna immer viel zu ernst; sie ist oft noch wie ein Backfisch.“

„Oho!“ rief Erna und stand auf. „Das ist mord!“

„Der Schulrat?“ fragte Handegg. „Wer ist das?“

„Das ist der Vorsitzende bei der Prüfung,“ antwortete Auguste. „Der war gar zu liebenswürdig; — ach, sie waren ja alle entzückend liebenswürdig zu mir —“

„Wohl nicht mehr, als du verdientest,“ warf Gisela dazwischen.

„Aber der Schulrat — nein, so ein Mann! Er trug mich förmlich durchs Examen; wie der große Christoph das Kind trägt. Er freute sich über jedes Wort, das ich sagte. Mit einem Kopfnicken, mit einem freundlichen Blick konnt' er mich doppelt so gescheit machen, als ich wirklich war. Die andern kamen mir ja auch lieb und gut entgegen; aber er

war rührend. Es klingt komisch, aber ich muß sagen: ich hab' viel mehr gewußt, als ich weiß!"

„Unsinn!" sagte Kernstock, wieder mit der Hand in der Luft. „Das sind nun wieder deine Redensarten. Glauben Sie das nicht, Herr Professor."

Handegg schüttelte für Dalberg den Kopf. „Sie wissen furchtbar viel, Fräulein Auguste."

„Sie weiß alles!" rief Gisela.

„Wie sieht der Schulrat aus?" fragte Frau Karoline, die zu alledem fast unmerklich gelächelt hatte, die Arme auf der Brust gekreuzt.

„Wie er aussieht? Gut. Gescheit. Nicht große, aber doch schöne, weil so gute Augen. Gestalt ungefähr wie Vater; aber viel jünger. Noch Junggesell, sagten meine Kolleginnen."

„Er liebt dich!" stieß Erna hervor, eine Hand in die Höhe hebend. „Er hat sich in dich verliebt!"

„Ach, du — Backfisch du!"

„Ach, du zarte Mimose," gab Erna zur Antwort. „Mutter, jetzt thut sie so; aber gestern abend, als wir allein waren und schon im Bett lagen, hat sie mir erzählt, daß er ihr beim Abschied gesagt hat, er hoffe sie wiederzusehn. Er würde gern auch ihre würdigen Eltern kennen lernen; — wahrhaftig, das hat er gesagt. Gustel, Mimose, hat er ‚würdige Eltern' gesagt oder nicht?"

Minerva antwortete ihr nicht; sie wandte sich nur an die andern: „Hört doch nicht auf das Kind."

„Ah!" rief Erna, „jetzt wird sie knall!" Die Kleine hatte sich abgewöhnt, knallrot oder mordhäß-

lich oder urgediegen zu sagen; sie sagte nur noch knall oder mord oder ur. Darin hatte sie recht: Auguste war errötet. Sie wandte sich dem Fenster zu, um es zu verbergen.

„Schrecklicher Unsinn," murmelte sie dann. „Knallt nicht eben unser Kutscher draußen? Wir müssen wohl weiterfahren."

„Kein Gedanke!" rief nun aber Handegg; auf seinen Wink hatte Christoph die erste Champagnerflasche geräuschlos geöffnet und die Gläser gefüllt. „Wir haben noch nicht einmal auf Ihr glänzendes und so weiter getrunken. Bitte, zu den Gläsern greifen! Ich sollte wohl eine Rede reden; aber mit den Musen hat mir's nie glücken wollen, auch mit der Muse der Beredsamkeit nicht. Ich sage nur: ich freue mich, mit einer Dame befreundet zu sein, die von Schulräten so hochachtungsvoll verehrt wird und so weiter, und die so furchtbar viel mehr weiß als ich. Fräulein Oberlehrer Auguste Kernstock hoch — oder wie sagt man jetzt: hurra, hurra, hurra!"

Sie riefen Hurra, stießen an und tranken. Erna stürzte ihr gefülltes Glas hinunter; es stand ihr aber allerliebst, als wäre sie zum Trinken geschaffen.

„Fräulein Auguste," nahm Handegg wieder das Wort, „Ihr Lorbeerkranz ist ein schöner Anblick; aber Rosen fehlen. Es sollte noch was Frisches, Blühendes dazu. Mein Garten wimmelt jetzt von Rosen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen —"

Gisela unterbrach ihn: „Ja, Sie haben recht! Einen Rosenkranz! auf den andern drauf!"

Erna nickte: „Den flechten wir ihr im Garten. Wer kommt mit?"

„Alle Mann hinaus!" rief Gisela. Sie war schon aufgestanden. „Komm, Gustel! Das Opfer wird bekränzt!"

„Darf ich auch?" fragte Dalberg lächelnd.

„Wir bitten darum," sagte Gisela. „Alle! Mutter, du mußt auch mitthun!"

„Muß?" fragte Frau Karoline; in diesem Augenblick sah sie wieder — wenigstens in Dalbergs Augen — wie eine Fürstin aus.

„Nein, nein, nein, du willst!" antwortete Gisela schmeichelnd. Sie stand neben der Mutter, die etwas kleiner war als sie; mit den vollen, kräftigen Armen sie an sich drückend bat sie weiter: „Du hilfst, weil du's am besten verstehst! Kränze winden kann doch keiner wie du. Dabei sagst du irgend was Schönes von Rosen—"

„Ja," warf Auguste hinein, „ein Rosengedicht!"

„Sag uns gleich eins!" rief Erna.

Frau Karoline schüttelte lächelnd den Kopf; sie blickte auf Dalberg hin. „Ich bitte mit, wenn ich darf," sagte Dalberg, dem wieder ferne, halbvergangene Erinnerungen kamen. „O, ich weiß recht gut: als ich die Ehre hatte, Sie anzuschwärmen, sprachen Sie uns Knaben zuweilen Verse — ich war ganz verzückt. Sie wußten so viele —"

„Sie weiß Tausende!" versetzte Auguste.

„Er hat unsre Mutter angeschwärmt!" rief Erna mit drolliger Heiterkeit. „Mutter, da mußt du wohl ins Gehirnkästchen greifen. Irgend was Rosiges!"

Gisela forschte in Frau Karolinens Gesicht: „Sie hat schon was. Sie will schon; nicht wahr, Mutterli? Hört nur zu!"

„Ihr Quälgeister," seufzte die Mutter. „Mir fällt nur was recht Altfränkisches ein, aus 'ner alten Oper. Aber da auch der Herr Professor —"

Sie sprach nicht zu Ende; mit einer entschlossenen, abmachenden Gebärde kam sie zu ihren Versen, und auf einmal verjüngt, rührend jung, mit einem Mädchengesicht, begann sie in die Luft zu reden:

„Rose, wie bist du so reizend und mild,
Du bist der Unschuld liebliches Bild;
Du, die zur Gabe ich mir erkor,
Lächelst aus Dornen freundlich hervor.

„Rose, du trinkest himmlischen Tau,
Schmückest den Busen, Garten und Au,
Sendest noch sterbend Düfte uns zu;
Rose, du holde!
Leben und sterben will ich wie du!"

Was für eine junge Stimme! dachte Dalberg tiefverwundert. Er verneigte sich dankend. „Ach ja, das ist schön," hauchte Erna. — „Noch was, Mutter!"

„Noch was von Rosen," setzte Gisela hinzu.

„Kinder, ich weiß ja nichts mehr," entgegnete Frau Karoline. Sie sann einen Augenblick, den Kopf auf die Seite gelegt wie ein Vogel; dann ging in ihren blauen Augen ein Leuchten auf. „Vier Verse aus Goethes Westöstlichem Divan; darin kommt die Rose vor. Aber nur so nebenbei:

Ist's möglich, daß ich, Liebchen, dich kose!
Vernehme der göttlichen Stimme Schall!
Unmöglich scheint immer die Rose,
Unbegreiflich die Nachtigall.

„So, nun aber in den Garten, Kinder! Und wer mit will, geht mit!"

Sie nahm Giselas Arm und zog sie fort. Alle andern folgten.

* * *

Träumerisch nachdenklich ging Dalberg hinterdrein; hinter ihm war nur noch Erna, die weiße „Venus"; die blieb aber zurück. Sie hatte im Nebenzimmer, durch die offene Thür, ein bekanntes Gesicht auftauchen sehn, das ihr heimlich gewinkt hatte; als sie jetzt allein war, trat sie in diese Thür. Joseph Lang stand vor ihr, der Sohn des alten Doktors Lang, der Handegg zu einem halben Vegetarier gemacht hatte. Der „kleine Joseph", wie er bei Kernstocks in Mühlheim genannt wurde, obwohl er gar so klein nicht war; Gisela überragte ihn allerdings, aber Erna blieb entschieden unter ihm zurück. Offenbar erregt zog er an seinem rehbraunen Schnurrbart, die ebenso gefärbten Augen glänzten unruhig; die schlanke, feine Gestalt hatte aber etwas Verschüchtertes, Eingesunkenes.

„Na?" sagte Erna verwundert, als er sie durch eine stumme Verbeugung begrüßte. „Warum schleichen Sie hier so heimlich herum? Was haben Sie verbrochen?"

„Nichts," antwortete er. „Im Gegenteil. Ich wollte nur Ihnen gern zuerst —"

„Was denn? Sind Sie Doktor geworden?"

Joseph nickte, mit einer neuen Verneigung. „Doktor der Philosophie Joseph Lang. In Jena mit dem nötigen Erfolg promoviert. Die Welt steht mir offen."

„Ah! Dann gratulier' ich!"

Erna hielt ihm die Hand hin; aber auf halbem Weg ließ sie sie schweben. „Warum haben Sie das nicht telegraphiert?" fragte sie.

„Hab' ich ja gethan. Meinem Alten hier."

„Mir aber nicht! Und Sie hatten mir's freiwillig versprochen; wissen Sie das nicht mehr? Es lag mir ja eigentlich gar nichts dran; aber es ist doch fein, wenn man sein Wort hält; nicht?"

„Sehr richtig."

„Und so dacht' ich schon, da nichts kam: es ist ihm nicht so gut gegangen wie Gustel, er ist durchs Examen geknallt! — Warum kam denn nichts?"

Joseph Lang lächelte, gemütlich und hübsch wie sonst, aber etwas geknickt. „Weil ich mich vor Fräulein Erna schämte."

„Vor mir? Das ist gediegen! — Das haben Sie doch wohl noch *nie* gethan! — Warum denn das?"

„Weil ich nur so *ganz schlicht* Doktor geworden bin. Nicht summa cum laude, auch nicht magna cum laude, und auch nicht cum laude; ganz ohne Auszeichnung."

„Ah!" rief Erna, offenbar enttäuscht und empört. „Wie ich das finde! Das find' ich ur!"

„Urgemein?"

„Wie es Ihnen beliebt!"

„Seien Sie nicht so hart, Fräulein Erna. Doktor bin ich ja doch."

„Aber wie!" Sie sah ihn an, vom Scheitel bis zur Zehe, aber als stünde da ein kleines Häuflein, für das ein ganzer Blick schon zu viel ist. „Das hat meine Schwester anders gemacht, muß ich Ihnen sagen; — na, die ist allerdings ein gelehrtes Haus. Aber — nicht einmal cum laude. Da haben Sie's! Das kommt davon!"

„Wovon?"

„Von der Pflanzennahrung! Von dem großen Unsinn, daß Ihr Vater auf einmal Vegetarier geworden ist —"

„Das nennen Sie einfach Unsinn?"

„Ja! Trödel en gros! Und daß er seine Herren Söhne auch dazu gezwungen hat; und daß die Herren Söhne, obgleich sie keine Kinder mehr sind, sich das haben gefallen lassen. Ja, Sie, Doktor Joseph Lang! Das hätt' ich Ihnen vorhersagen können, daß ein Pflanzenfresser kein Examen cum laude macht. Der schrammt höchstens so eben durch!"

„Meinen Sie?"

„Ich bin so frei. So viel versteh' ich auch davon. Ein Pflanzenfresser, was kann der? Süßholz raspeln kann er; aber richtig lieben? wie ein ganzer Mann? Glauben Sie das? Ich nicht!"

„Also das auch nicht?"

„Nein!" rief Erna mit einer fast verächtlichen

Handgebärde. „Sie reden so gern von Liebe, von Liebe; aber was können Sie ohne Fleischnahrung davon wissen, Herr Doktor? — Ich hab' mir das schon lange gedacht; jetzt, ohne cum laude, jetzt weiß ich's gewiß. Ja, machen Sie mir nur böse süße Augen; das nützt Ihnen nichts. Wären Sie nur lieber gleich durchs Examen gerasselt; da hätten Sie's erlebt! Aber Sie werden es noch erleben —"

„Was werd' ich erleben?" unterbrach er sie.

„Ihr Zusammenknicken. Es meldet sich schon. Es wird schon kommen."

„Zusammenknicken werd' ich?"

„Na, was denn sonst? — Mit dem ohne cum laude hat es angefangen. Ja, jetzt stehn Sie noch da wie 'ne Apfelblüte; aber in Ihnen nagt der Wurm. Das hat mir Vater erst neulich erzählt, daß wir zum Beispiel verschiedene Offiziere haben, oder hatten, die sich auch dem Vegetariertum ergaben; und ein paar Jahre ging alles gut. Sie hielten sich tadellos; und wie sahen sie aus? Bild! — Aber dann auf einmal kam's. Dann sind sie niedergebrochen; total; mußten ihren Abschied nehmen."

„Niedergebrochen!" murmelte Joseph. „Wie wenn Sie von Pferden sprächen."

„Auch der Mensch bricht nieder; da mach' ich keinen Unterschied. Sie werden auch noch niederbrechen; das ist mir nun ganz klar. Ganz klar!"

Die Gartenthür ward aufgerissen, wohl zur rechten Zeit für den so hart bedrängten Doktor Joseph; Gisela trat in ihrer ganzen drohenden Majestät auf die

Schwelle. „Kleines, wo bleibst du?“ sagte sie mit fast harter Stimme. „Ah! Der kleine Joseph ist da! Ihr beide — — Macht, daß ihr in den Garten kommt! Wir singen gleich den Rosenkranz!“

Sie trat beiseite, um die „Kleine“ hinauszulassen, und trieb sie dann vor sich her, wie die Hirtin in den Bergen ihre Schafe und Ziegen treibt. Im Garten, bei den großen Kastanienbäumen, hatten die andern um einen runden, steinernen Tisch, im Schatten, Rosen aller Farben zusammengeschleppt und zum Kranz gewunden; die schnellen Finger der Frau Karoline hatten das meiste gethan. Erna erschien nun dort mit dem neuen Doktor; unterwegs hatte sie ihm leise versprechen müssen, nicht gleich zu verraten, daß er keine Auszeichnung hatte. „Ein junger Doktor der Philosophie!“ stellte sie ihn vor, sich zur Großmut zwingend. Etwas geneckt mußt' er aber werden; mit sehr ernstem Schelmengesicht fuhr sie deshalb fort: „Ich muß nur zugleich die traurige Mitteilung machen —“

Hurra, er wird knall! dachte sie. Sein hübsches Antlitz rötete sich sehr; ihr flog auch aus den rehbraunen Augen ein empörter Blick zu über diesen Hochverrat. „Daß er uns in den Pfingsttagen besuchen will,“ fuhr sie nach einer boshaften Pause fort.

„Soll nur kommen!“ erwiderte Kernstock. „Meine herzliche Gratulation, Herr Doktor!“

Alle beglückwünschten ihn. Frau Karoline lächelte ihm mütterlich zu, während sie den Rosenkranz voll-

endete. „So, da ist er!" sagte sie und stand auf, um ihn der Minerva auf den Lorbeerkranz zu drücken.

„Nein, das muß gesungen werden!" begehrte Gisela auf. „Nach dem Weberschen Jungfernkranz!" Sie nahm Erna bei der Hand und pflanzte sich mit ihr vor Auguste auf; so begannen sie:

„Wir winden dir den Rosenkranz
Mit veilchenblauer Seide . . ."

„Mutterli! singst du nicht mit?" sagte Gisela jetzt, da sie sich dem Text gegenüber hilflos fühlte: weiter wollte er gar nicht passen, und ihn umdichten konnte sie nicht.

„Aha! Mutter muß wohl wieder helfen!" sagte Kernstock, mit Verständnis lächelnd.

Frau Karoline sann ein paar Augenblicke; dann stellte sie sich zwischen Gisela und Erna, den Kranz in der Hand, und fing von vorne an zu singen, mit einer schlichten, warmen, rührenden Stimme (Dalberg erkannte sie wieder):

„Wir winden dir den Rosenkranz,
Doch nicht mit blauer Seide.
Das Leben ist dir nicht Spiel und Tanz,
Das Lernen ist deine Freude.
Roter, weißer Rosenkranz —
So spinnst du deine Seide!"

„Verzeihen Sie," sprach sie zu Dalberg zurück, über die anmutvoll bewegte Schulter; „Sie wissen, nur ein Schelm thut mehr, als er kann. — So, nun singt das mit! im Chor!"

Sie begann mutig noch einmal, während sie den rechten Arm als Taktstock hob. Die beiden Töchter fielen ein, so gut sie konnten. Die dritte, die Minerva, stand vor ihnen und lächelte verklärt. Endlich kommandierte die Mutter: „mit anfassen!“ und sie mit Gisela und Erna trat vor und drückte der Minerva den Kranz auf das braune Haar.

„Ach, ihr macht mich lächerlich,“ sagte Auguste wieder. „Aber das thut nichts; schön ist's doch!“

Die andern klatschten dem Vorgang Beifall. Die Gefeierte dankte mit einer fast zu stilvollen Bewegung im Kreise herum.

„So,“ sagte Frau Karoline resolut, „nun ist's abgemacht. Nun danken wir dem Hausherrn und machen, daß wir weiterkommen.“ Sie hob den Kopf und die Stimme: „Abfahren!“

Die Fürstin! dachte Dalberg lächelnd.

Kernstock stand gehorsam auf. „Noch ein Glas trinken!“ bat Handegg. „Der Champagner wartet!“

Frau Karoline schüttelte den Kopf: „Handegg, wir kommen sonst zu spät nach Haus. Wir danken recht schön. Meine Mädels vertragen auch keine Anfeuchtung mehr, sie sind heut so schon aus Rand und Band. So sind sie nicht alle Tage, Herr Professor; das ist die bacchantische Freude heut.“

„Warum sollten sie nicht immer so sein?“ versetzte Dalberg.

„Wär' doch wohl zu viel. — Sie bleiben noch eine Weile hier bei Ihrem Freund? — Sagen Sie nur ja. Dann sind Sie herzlich eingeladen, mit

ihm und mit dem jungen Doktor da unser Gast zu sein; wenn Ihnen drei Töchter auf einmal nicht zu anstrengend oder erschreckend sind. Zu heiraten brauchen Sie keine von ihnen, mit voller Seelenruhe dürfen Sie kommen: wir machen gar keine Heiratspläne. Wir behalten die Kinder lieber bei uns."

„Anmutiger kann man nicht einladen, gnädige Frau," erwiderte Dalberg lächelnd. „Ich geh' nicht eher von Handegg fort, als bis er mich nach Mühlheim führt."

„Schön; das ist ein Wort! — Abfahren!" rief sie nun wieder.

„Ich bring' ihn schon morgen!" rief Handegg. Er geleitete seine Gäste dem Hause zu. Auch Dalberg ging mit. Vor dem Haus, am Wagen, gab es ein lebhaftes Durcheinander des Abschieds; alle Stimmen schwirrten zugleich, kreuz und quer durcheinander, wie das so oft geschieht. Erna lächelte dem Doktor Joseph zu, da sie ihn vorhin so grausam mißhandelt hatte; er hatte mittlerweile das Versprechen gegeben, übermorgen am ersten Pfingsttag zu kommen. Dann zog er den Hut und ging fort, zu seinem „Alten", der am andern Ende der Stadt als Witwer wohnte. Die Peitsche des Kutschers knallte nun wirklich; die großen braunen Pferde zogen an, die letzten Lebewohls und „Auf Wiedersehn!" flogen hin und her. Der offene Landauer rollte davon.

Handegg und Dalberg sahen ihm eine Weile nach; bis er um eine Ecke bog. „Na?" fragte Handegg

jetzt und schaute den Professor an, mit einem stillen, listigen Lächeln.

„Wie meinst du?" fragte Dalberg zurück.

„Na, das weißt du ja doch. Wie findest du sie?"

„Wie ich sie finde? — Die Mutter ist eine entzückende Frau!"

„Und die Töchter?"

„Zusammen auch allerliebst."

„So? — Weiter nichts? — Gieb dein Parisurteil."

„Nein, nein, nein," sagte Dalberg, „nichts von Paris. — Die kann man ja nicht einzeln heiraten, Handegg. Im Vierteldutzend — ja! Das geht!"

Handegg war eine Weile starr und still. So frech hatte er wohl noch nie gedacht. Er sah: Dalberg war ganz ernst, er spaßte offenbar nicht.

„Also nur im Vierteldutzend geht's?"

„Ja; weil dann die drei Drittel der Mutter so leidlich zusammenkommen."

„Ach, du bist — — meschugge, hätt' ich beinah gesagt. Das darf ich aber wohl nicht, gegen einen Professor der Philosophie. — Komm du nur morgen hinaus! Fang nur an, zu wählen! als Paris!"

Dalberg erwiderte nichts. Er ging stumm ins Haus.

* * *

Drei Tage waren vergangen, Pfingsten war vorbei. Am Pfingstdienstag morgen saßen die Kernstockschen Töchter in einer gedeckten Veranda am Mühl-

heimer Herrenhaus, rückwärts in den Garten. Es sah aus, wie wenn Regen drohte; nach den sonnigen Feiertagen war ein großes Wolkenziehen gekommen, Westwind hatte die Luft gekühlt. Erna, trotzdem auch heute weiß gekleidet — der rosenwangigen Blondine stand es gar gut — wiegte sich leise, nichtsthuend, in einem Schaukelstuhl. Gisela, am großen, viereckigen Tisch, war thätig: sie machte Erdbeeren zurecht, die mit Schlagsahne verzehrt werden sollten; die jungen Leckermäuler liebten das sehr. Mit ernstem Kopf saß Auguste neben ihr; sie hatte ihr Schreibzeug herausgetragen und schrieb, zuweilen stockend, über den zu wählenden Ausdruck brütend, an einem Brief, der ihr Mühe machte. Und doch war's eine so einfache Sache: der Schulrat, der ihr Examen geleitet hatte, der Regierungsrat Neubauer in Berlin, hatte gestern abend einen Brief durch Eilboten geschickt: er trete eben einen Urlaub an und frage, ob ein Besuch in Mühlheim, bei ihr und ihren „würdigen Eltern", gestattet und genehm sei. Die Antwort erbitte er nach Halle, wo er durchreise. Es gab natürlich nur eine Antwort: sehr erwünscht; mit Freuden! Auguste saß nun und schrieb sie; im Namen der Eltern und im eigenen. Der sonst so Federgewandten war aber sonderbar „dumm" im Kopf. Sie wollte nicht nur drei Worte sagen, das schien ihr zu kalt; sie wollte auch ein wenig in Dankbarkeit schwelgen; denn als ich zuletzt vor ihm stand, dachte sie, bracht' ich nichts Gescheites heraus! Aber zu viel wollte sie doch auch nicht sagen; da er so wunder-

bar eilig kam ... Auf der Goldwage ihrer zartesten Gefühle wägte sie jedes Wort.

„Noch nicht fertig?" fragte die naseweise Erna nach einer längeren Stille; sie hatte unterdessen an ihren letzten Streit mit dem kecken Doktor Joseph gedacht.

Auguste schüttelte nur verdrießlich den Kopf.

„Aber schreib doch einfach: Mein Herr, ich bin nicht dumm, so wenig wie meine Schwester Erna, und errate die Absicht, die Sie herführt. Ich ermutige Sie. Ihr Drängen rührt mich. Kommen Sie mit dem nächsten Zug!"

Auguste sah zu Gisela auf: „Dieses Kind wird unausstehlich."

„Ach, du!" sagte Erna und schaukelte sich stärker. „Ich war gewiß ein entzückendes Kind; aber jetzt bin ich keines mehr, schon lange nicht. Und das sagt mir mein kleinster Finger, wenn ein Berliner Schulrat verliebt ist."

Auguste verzog das Gesicht (wieder Mimose! dachte Erna): „Verliebt! Kannst du denn immer nur an Verliebtheit denken? Das wird tödlich langweilig. Wenn zwei Menschen durch geistige Interessen —"

„Darüber lach' ich!" warf Erna dazwischen und lachte.

„Ewiger Backfisch du; Nichtsthuerin. Ein für allemal: ich mit meinen fünfundzwanzig Jahren bin über die Möglichkeit des Verliebtseins hinaus!"

„Na, na, na!" rief nun Gisela. „So schlimm

ist's wohl nicht! — Ich mit meinen zweiundzwanzig bin jedenfalls noch nicht so weit."

„Aber ich!" erwiderte Auguste, und schrieb plötzlich entschlossen ihre letzte Zeile.

„Sie ist mit den Männern fertig," ergänzte Erna. „Sie löst nur noch die Frauenfrage."

Gisela riß einer Erdbeere den Stengel ab: „Ach, die Frauenfrage! Das ist auch 'ne ewige Seeschlange." Sie richtete ihre fast schon üppige Gestalt etwas höher auf: „Mir kommt die Frauenfrage so furchtbar gelöst vor. Gut zu essen kriegt er — alle Knöpfe tadellos — aber kuschen muß er!"

Erna lachte. Auguste lächelte und schrieb ihren Namen unter ihren Brief.

„Was ist das übrigens mit diesem Philosophieprofessor?" nahm Gisela wieder das Wort. „Er steht manchmal so da, als hätt' er was ganz Geheimes im Sinn; macht so große, rätselhafte Augen und forscht einen durch und durch. Dann sind wir plötzlich wieder gar nicht für ihn auf der Welt, er zieht nur noch hinter Mutter her. Oder er hat mit Vater lange militärische Gespräche; das ist mir so komisch. — Findet ihr ihn eigentlich interessant, oder nicht?"

„Ich glaub', er ist nicht tief genug," versetzte Auguste, indem sie ihre Schreibmappe zumachte.

„Ach, wer ist für dich tief genug?" sagte Erna. — „Ich find' ihn im allgemeinen sehr nett."

Gisela sah von ihren Erdbeeren auf: „Ja, du kleiner verliebter Käfer. — Wirst wohl deinem Joseph wieder untreu werden —"

„Meinem Joseph? Ich hab' keinen Joseph. Ich bin so frei und so ledig wie du!"

„Wirklich? Dann bist du wenigstens immer bereit, dich zu verplempern, mein Herzchen." Gisela stand auf: „Kinder, ich sag' nur eins! Wer von uns sich verplempert, der sagt's den beiden andern in der ersten Viertelstunde!"

„Einverstanden," antwortete Erna.

„Gustel?" fragte Gisela.

Auguste hob überlegen lächelnd den Kopf: „Ach Gott ja, meinetwegen. Sehr gern."

„Ernsthaft!" rief Gisela. „Wie drei Schwesterherzen. Geschworen und abgemacht!"

Auguste hob zwei Finger.

Erna that desgleichen: „Ich schwör's! bei Handeggs seidenem Halstuch!" Sie warf einen neckenden Blick auf Gisela: es war schon eine Weile ein Kampf zwischen der großen Schwester und Handegg um sein verweichlichendes Halstuch, sie hatte aber noch nicht gesiegt.

„Ach, du kleiner Junikäfer!" entgegnete Gisela und trat an den Schaukelstuhl. „Du Ding willst alte Leute hänseln?" Sie faßte Erna bei den Schultern und drückte sie.

Wo Gisela hingriff, da spürte man's. „Au!" sagte Erna rasch, um die starken Fäuste loszuwerden. „Wir hatten doch abgemacht, daß wir uns in diesen Tagen nicht kneifen wollten!"

„Warum nicht?" fragte eine männliche Stimme. Hinter Erna und Gisela war die lange, schlanke

Gestalt des Professors aufgetreten, vom Garten her; niemand hatte ihn bemerkt. Sie drehten die jungen Köpfe und sahen in sein behaglich lächelndes Gesicht.

„Warum nicht?" antwortete Erna unverlegen. „Weil morgen unser Gartenfest sein soll, mit Tanzen und dekolletiert. Da sieht man die blauen und gelben Flecke auf den Schultern."

Dalberg lachte. „Sind die Damen so zart?"

„Die Damen nicht," erwiderte Erna; „aber ihre Schultern."

„Ist Handegg noch nicht aus der Stadt zurück?" fragte Gisela. Handegg hatte gestern abend eine Botschaft bekommen und war für die Nacht hineingefahren.

Dalberg zuckte die Achseln: „Ich hab' noch nichts von ihm gesehn oder gehört. — Ich wollte gestern mit zur Stadt; aber Ihre Eltern waren so liebenswürdig, mich noch nicht fortzulassen. — So leicht lebt man sich wohl auch nirgends ein, wie hier. Es ist urgemütlich!"

„Wir möchten, es wäre so," versetzte Auguste. „Uebrigens, sagen Sie, Herr Professor: haben Sie nicht heut morgen im Salon Klavier gespielt? Ich hörte vom Garten aus zu."

„Ja, ich war so frei."

„Sie spielten ein so schönes Stück. Von wem?"

Dalberg lächelte. „Von wem? Sozusagen, von niemand."

„Von niemand?"

„Eine Phantasie.“

„Ah! — Sie sind Komponist?“

„Bin ich einer? Ich weiß es nicht. O, ich wollte wohl; aber es scheint, die Götter wollen's nicht. Oder mehrere in mir wollen's nicht: erstens der Professor, der immer was andres im Kopf hat; und zweitens der Thunichtgut.“

Erna richtete sich, sehr erheitert, in ihrem Schaukelstuhl auf. „Sie haben auch einen Thunichtgut?“

„Ja,“ sagte Dalberg, „und was für einen. Der Kerl ist so anspruchsvoll; er will immer was Neues zum Zeitvertreib. Oder er will ganz still auf dem Rücken liegen. Der arme Komponist — er hätte schon Ehrgeiz für drei — aber gegen dieses Kuckucksei kommt er nicht auf. So oft er sich vornimmt: jetzt wird einmal ordentlich produziert! so spielt ihm der Thunichtgut einen Streich. Oder auch der Professor. Und so wird es denn weiter nichts, als daß ich einmal an so 'nem stimmungsvollen Morgen wie heut mit wehmütiger Wollust phantasiere!“

„Das ist ja beinahe tragisch,“ erwiderte Auguste, mit lächelndem Mitleid. „Und ich dachte, als ich Sie spielen hörte: das könnt' von Beethoven sein.“

Dalberg verneigte sich: „Beethoven dankt Ihnen durch mich für die Anerkennung!“

Aus der Hausthür, die zum Garten führte, trat Peter Handegg hervor, seinen steifen schwarzen Hut auf dem Kopf, in einem dunklen Winterrock. Er sah wie von allen Humoren verlassen aus; die blaßgrauen Augen waren halb geschlossen, die schwachen

Brauen zusammengezogen, die rundliche Gestalt nach vorn gesunken. Er grüßte mit dem Hut, aber nur so obenhin. Sprechen that er nichts.

„Guten Morgen, Handegg!“ sagte Dalberg. „Was ist dir? Ist dein Haus abgebrannt?“

„Haben Sie die erwartete Influenza gekriegt?“ fragte Gisela.

„Ist Frau Schulze Ihnen mit Christoph durchgegangen?“ fragte Erna.

„Frau Schulze!“ stieß jetzt Handegg hervor. „Durchgegangen! Das ließ’ ich mir noch gefallen. Aber diese Frau — — es ist ein Skandal!“

„Um Gottes willen!“ rief Auguste. „Was denn?“

„Bestohlen hat sie mich! rastlos! seit Monaten! seit — wer weiß das! Tag und Nacht bestohlen!“

„Die — Sklavin?“ fragte Dalberg; das Wort entfuhr ihm unwillkürlich.

„Dieses nichtswürdige, infame Weib! Nichts als eine Lüge! Durch Christoph ist es herausgekommen. Ich hab’ sie fortgejagt; Knall und Fall!“

„Nein!“ rief Erna.

„Jawohl! Knall und Fall!“ Es war wieder die gehobene Herrscherstimme. „Hinaus! sagt’ ich nur. Hinaus! — Da drehte mir die Person den Rücken zu. Wie wenn sie’s zu ihrem Vergnügen thäte, ging sie aus der Thür. Aber fort ist sie! Und kommt nicht wieder!“

„Ah! Das ist ur! Das muß ich Muttern erzählen!“ rief Erna; sie war aufgesprungen. Sie lief ins Haus.

„Und mein Brief muß fort!“ sagte Auguste und ging ihr nach.

„Muttern erzählen!“ schnaubte Handegg. „Das wollt' ich selber; ich fand sie nur nicht. Ich muß ja Ihre Mutter bitten, Fräulein Gisela, mir bei der Neuwahl zu helfen. Eine ehrliche Haushälterin! Meinen eigenen Augen und Ohren trau' ich nun nicht mehr!“

„Trauen Sie nur meinen,“ versetzte Gisela ruhig. „Ich lass' mich nicht durch diese und jene Kniffe verblenden wie Sie. Frau Schulze, die spielte ja auf Ihnen wie auf einem Klavier! — Seien Sie nur wieder heiter, Handegg. Ein Mann ohne Humor ist 'ne gar so traurige Sache. Den Verlust können Sie ja verschmerzen; haben ja Moneten genug. Wenn Sie mir zu Gefallen einmal lächeln wollten!“

„Ihnen zu Gefallen — o ja.“ Handegg lächelte das Mädchen an, das so stattlich, so blühend gesund, so junonisch und zugleich so freundlich heiter vor ihm stand. Sie war ihm doch die liebste im Haus. „Ist das gut gelächelt?“ fragte er dann.

„O ja, für den Anfang geht's. — Aber dieses Halstuch, Handegg —“

Gisela sah das verwünschte gelbe Tuch, er hatte es wieder umgebunden. Der herausfordernde Neckblick Ernas kam ihr in den Sinn. Nein, jetzt muß es weg! dachte sie. Ohne weitere Worte trat sie auf ihn zu.

„Was wollen Sie?“ fragte Handegg.

„Ihr Tuch!“

„Mir wegnehmen? Sind Sie toll? — Für die Fahrt im offenen Wagen hatt' ich's umgebunden —"

„Jetzt sind Sie aber hier!"

„Ja, und hier ist's kühl!"

„Aber Juni ist's; Sommer. Bitte, geben Sie mir das Tuch; ich kann's nicht mehr sehn."

„Dann sehn Sie, bitte, anderswohin. Rühren Sie mich nicht an! Zittern Sie vor mir!"

Gisela lachte ein wenig; mit einem geschickten weiblichen Griff faßte sie den Knoten, löste ihn auf, zog das seidene Tuch vom Halse weg; eins, zwei, drei, so hatte sie's. Dann trat sie zurück und verneigte sich: „Ich dank' Ihnen sehr. Ich nehm's als Geschenk von Ihnen an. Wie liebenswürdig! Grade so ein Tuch, von dieser Farbe, hatt' ich mir gewünscht." Sie steckte es in die Tasche und nickte dem „Despoten" dankbar zu.

„Na, was soll man da nun machen?" sagte Handegg zu Dalberg, indem er ein etwas verlegenes Lächeln hervorbrachte; seine runden Wangen glühten. „Wenn man durch diese weibliche Grazie und — und Heiterkeit entwaffnet wird!"

„Und durch diesen Mut!" erwiderte Dalberg mit tiefem Ernst.

„Es ist ja nur zu seinem Besten," entgegnete Gisela ebenso ernsthaft. „Ich werd' Ihnen dann auch mit Mutter eine neue Frau Schulze suchen. Jetzt trag' ich die Erdbeeren in die Küche."

Sie grüßte mit dem Kopf, als wär' sie die junge Königin von Holland, und ging ins Haus.

* * *

Der Garten am Herrenhaus von Mühlheim war wie das Herrenhaus: nicht besonders groß, noch vornehm, aber so gut angelegt, daß er viel größer schien, als er war, und daß er für alles Raum hatte, was man von ihm wollte. Hinter dem Gemüsegarten war ein Croquetplatz und ein Tennisplatz; unter einem gewaltigen Apfelbaum, auf dessen unteren Aesten man sitzen konnte, ließ sich im kurzen Grase tanzen; nicht weit davon winkte ein Gartenhäuschen, für schlechtes Wetter, für stille Leser, für ländliche Konzerte. Gewundene Wege, in denen man verschwinden konnte, führten zwischen dichtem Gebüsch an den Rändern hin, mit Ausblicken in das weite Land oder auf die Thüringer Berge. In diesen Tagen herrschten Jasmin- und Rosendüfte; sie zogen hinter dem Spaziergänger her oder ihm entgegen; sie schmeichelten süß um Dalbergs Sinne, während er mit dem aufgeregten Handegg durch den Garten ging und von den so lange verborgenen Unthaten der Frau Schulze hörte.

„Ich hatte keine Ahnung, Dalberg! Sie war immer so — — Das ist die ergebenste Sklavin! dacht' ich. Während sie bei jedem Einkauf — bei *jedem*, versichre ich dich — ihren eignen Vorteil — — Nein, was ist's für 'ne Welt!“

„Ja, ja,“ murmelte Dalberg, dem zugleich ein musikalisches Motiv durch den Kopf ging, das in diesen Mühlheimer Tagen mit ihm Fangball spielte.

„Dalberg, ich sag' dir, mir *ekelt* vor diesen bezahlten Hausverwalterinnen!“

So plötzlich? dachte Dalberg.

„Mir ekelt! Das ist das einzig richtige Wort!"

„Da wirst du doch wohl —"

„Was?"

„Doch wohl einmal heiraten müssen, Alter."

„Ich? — Brr! — — Hm! — — Na, wie ist dir's unterdessen gegangen? Stand'st da eben so gemütlich bei den drei Mädels. Fängst du an zu wählen? Wie?"

Dalberg schüttelte tragisch lächelnd den Kopf. „Es bleibt so, Handegg: allerliebst, die drei, als drei. Wenn man sie zusammen nimmt! So im Vierteldutzend! — Aber einzeln —"

„Nein, so ein Mensch!"

Handegg blieb stehn; in seine Augen kam ein heimliches Glimmen, dann eine Art von Lachen. „Nein, da muß ich sagen, ich find' sie doch auch einzeln famos! Zum Beispiel, das war doch ganz bedeutend, wie dieses furchtlose Mädel mir das Halstuch wegpraktizierte; wie viele hätten das gekonnt? Mit dieser genialen Frische; wie?"

„Drollig genug war's —"

„Famos! — — Ich hab' doch nicht zu sehr nachgegeben? Man kann doch nicht im Ernst sagen: die hat über ihn gesiegt?"

„Ein junges Mädchen, Handegg!"

„Das mein' ich."

„Und ein Spaß!"

„Natürlich."

„Und männliche Galanterie."

„Gewiß! — Du siehst es also ebenso an wie ich. —

Ja, ein Wettermädel. — Nun muß ich mir die Mutter suchen! für eine neue Schulze! — Pfui!"

Handegg ging mit seinen kurzen, raschen Schritten zum Haus zurück.

Still lächelnd, mit philosophischer Verwunderung, schlenderte Dalberg zwischen den Büschen weiter. Als er ins Freie kam, stand er dicht vor dem Gartenhäuschen; vor dessen Thür saß Kernstock, ein seidenes Käppchen auf dem Kopf, aus einer langen Pfeife rauchend, ein Bild der Gemütlichkeit. Die Zeitung, schon gelesen und wieder zusammengefaltet, lag auf seinem Schoß. Der zartblaue Rauch stieg langsam und eine Strecke weit grade in die Höhe; dann faßte ihn der Westwind, der durch die Bäume strich, und trug ihn über die Büsche weg.

„So gefallen Sie mir, Herr Leutnant," sagte Dalberg heiter und blieb vor ihm stehn. Die beiden Männer hatten sich schon in aller Behaglichkeit befreundet, beim Wein und auch sonst. Dem ehemaligen Leutnant Kernstock gefiel das vor allem, daß ein Professor der Philosophie den ganzen Aufbau des deutschen Reichsheers und die Verteilung aller Armeecorps und Divisionen wie am Schnürchen hatte.

„Da ist noch ein Stuhl, wenn Sie wollen," versetzte Kernstock, mit der Pfeife auf einen angelehnten Klappsessel deutend. „Hier ist Frieden, Herr Professor."

„Der ist hier überall," erwiderte Dalberg.

„O ja. Kann man auch wohl sagen: Harmonie im Haus. — Das macht die Hausfrau, Herr Professor."

„Hm!"

Ueber Dalberg — er hatte sich gesetzt — kam ein verstohlenes, unhörbares Seufzen. „Ja, ja," begann er dann, „Ihre Hausfrau. — Wissen Sie, Herr Leutnant . . ."

„Was?"

„Wir sprechen uns so gut, und Sie sind so herzlich zu mir, daß ich Ihnen — einen Vorwurf machen möchte."

„Einen Vorwurf?"

„Ja."

„So. — Ihre Aufrichtigkeit ehrt mich. Bitte!"

„Ihre Frau Gemahlin ist ein so außerordentliches — — So etwas durfte doch nicht untergehn; das wissen Sie selbst. Ich mache Ihnen zum Vorwurf, daß von Ihren drei Töchtern — sie sind alle reizend — aber daß keine von ihnen so wie die Mutter ist."

Kernstock sah seinem Gast verblüfft in die Augen; dann an ihm hinunter. Ihm fiel jetzt auf einmal in die Sinne, daß der lange, schmalschulterige Professor mit dem mageren, langen Gesicht etwas vom Ritter Don Quixote hatte. Nachdem er das bemerkt hatte, lachte er laut.

„Das werfen Sie mir vor?" fragte er.

„Ja; wenn Sie erlauben."

„Da müßten Sie sich wohl eigentlich an die Mutter wenden! Das wär' dann doch wohl ihre Schuld."

„Meinen Sie?"

Kernstock paffte, dann lachte er wieder. „Es kommt mir so vor! — Also das ist Ihnen nicht recht, daß keine wie die Mutter ist. Ja, mein lieber Herr Professor — durfte nicht untergehn, sagen Sie — aber das Allerbeste, das wissen Sie ja, das pflanzt sich nicht fort! O ja, keine gewöhnliche Frau — obgleich sie mich genommen hat — ich bin ja nichts Besonderes — aber eine herrliche Frau! Wenn einer das sagen kann, dann kann i ch es sagen. Sie hat mich ja erst zum Mann gemacht ... Nehmen Sie 'ne Zigarre, Herr Professor; wenn auch nur gegen die Mücken; es sind so viele Mücken hier. Hat mich erst zum Mann gemacht; das ist eine Thatsache! Ich sag's auch offen und schäm' mich nicht. War ein etwas leichtsinniger, fideler Leutnant; oberflächlich, wissen Sie, wie's so viele giebt. Da kam diese Frau — und die große Liebe zu ihr — und die wunderbare Hand, mit der diese Frau mich führte ... Nehmen Sie noch ein Zündholz; Ihre Zigarre brennt nicht gut. Mich so unmerklich führte ... Und das Harmonische in dieser Frau; davon hat man ja keinen Begriff! Wie die Frau harmonisch ist. Das steckt an. Das knetet einen langsam um. Kurz, und dann war ich kein Leutnant mehr — und wurde ein Landwirt, ein Arbeiter — und ließ das Dilettieren in diesem und jenem, wobei nichts herauskommt — und — — Ja, was wollt' ich sagen? — Na ja, daß s i e das gemacht hat. Es ist Thatsache; sie hat mich gemacht. Und geht mir's schlecht? — Ach du lieber Gott! Ich bin ein so glücklicher Mensch!"

Dalberg drückte Kernstocks Hand. Den Mann lieb' ich! dachte er.

Frau Karoline kam herangeschritten; noch im schlichten Morgenkleid, ein kleines Häubchen auf dem reichen, dunkelblonden Haar. Sie schien ein gar feines Ohr zu haben, denn mit einem eigenen Lächeln fragte sie: „Was hat Ihnen mein Mann von mir vorgeprahlt? Glauben Sie nur nicht alles; in diesem Punkt übertreibt er gern."

Kernstock schüttelte den Kopf, nach ein paar starken Zügen aus der Pfeife. „Ich hab' kein Wort zu viel gesagt! — Uebrigens, der Herr Professor ist gar nicht mit uns zufrieden, Linchen. Er wirft uns vor, daß wir keine Tochter haben, die ebenso ist wie du."

Frau Karoline errötete, wieder fast wie ein junges Mädchen. „Die Menschen sind ja nicht wie die Blätter am Baum," sagte sie dann nach kurzem Besinnen. „Gott sei Dank, daß wir mehr verschieden sind!"

„In diesem Fall dank' ich nicht mit," erwiderte Dalberg.

„Einfach eine neue Auflage? — Was wollten Sie denn damit?"

„Sie heiraten," antwortete Dalberg kurz entschlossen.

Frau Karoline lachte. „Das ist ein drolliger Heiratsantrag an die Eltern: es fehlt nichts als das Kind! — Lassen Sie das nur meine Töchter nicht hören, Herr Professor: die würden das übel nehmen, als wär's für sie beleidigend, und auf Rache sinnen." Damit ging sie auf den großen Apfelbaum zu, der

nicht weit vom Gartenhäuschen mitten auf dem Rasenplatz stand.

„Was willst du?" fragte Kernstock.

„Nur sehn, ob der Tanzplatz ganz in Ordnung ist."

Dalberg folgte ihr langsam. „Darf ich mitgehn, gnädige Frau?"

„Ich bitte!" sagte sie herzlich. „Sehn Sie nur, was für ein Apfelbaum; der schönste, den ich kenne. Unten diese großen wagerechten Aeste; darin hab' ich so oft gesessen, gelesen, geträumt; später mehr die Kinder — die Ihnen nicht ähnlich genug sind; warten Sie nur! — Ja, und dann die ganze Pracht; so ein schöner Riesenbaum! Das ist mir die liebste Zeit im Jahr, wenn der von oben bis unten blüht, im duftigsten Weiß und Rot. Ach, wie viel kann so ein Baum! Er blüht zum Entzücken, er trägt himmlische Früchte; man sitzt auf seinen Aesten, man träumt in seinem Schatten und man tanzt unter ihm herum."

„Ja, ja," murmelte Dalberg. „Er ist ungefähr — —"

„Wie was?"

„Wie Sie!"

„Ich soll wohl heut viel über Sie lachen," erwiderte Frau Karoline lächelnd. „Oder Sie wollen mich eitel machen. Schauen Sie lieber den Rasen an: ob der kurz und weich genug ist."

„Zum Tanzen, meinen Sie."

„Ja, für morgen. Da müssen Sie jedenfalls noch dabei sein! Da soll es hier lustig werden; die Mädels freuen sich lange drauf. Allerlei Verwandte und

Nachbarn kommen. Sie können mich bei der Polonaise führen, wenn Sie wollen; die tanz' ich noch mit."

„Früher tanzten Sie viel —"

„O ja! Fast zu viel! Es war wie ein Kobold in mir. Wenn ich mich nur mit irgendwas herumschwenken konnte; mit 'nem Kind, mit 'ner großen Puppe. Auch als junge Frau noch —!"

Dalberg nickte: „O, ich weiß! Ich hab' Sie einmal, in unserm Haus, Menuett tanzen sehn — das vergess' ich nie!"

„Menuett?" Sie sah träumend, lächelnd in die Luft. Es war, als finge der Kobold in ihr noch einmal an zu wirken.

„Können Sie das noch?" fragte er.

„Ob ich noch *kann*?" Ihre tiefblauen Augen blickten ihn unternehmend an; eine leichte Röte trat in ihre Wangen. „Ob ich noch *kann*?" wiederholte sie. „So was verlernt man nicht; das heißt, wenn man so drin gelebt hat wie ich. Ich hab' ja als Kind einmal gedacht: ich will zum Ballett!"

„Ach, dann versuchen Sie doch einmal, liebe gnädige Frau, ob der Rasen gut ist. Nur ein paar Tanzschritte! Ein ganz bißchen Menuett!"

„Jetzt? Um Mittag? Ich?"

„Damit ich noch einmal zwölf Jahre alt werde."

„Damit Sie noch einmal —?"

„Ja."

„Sie sind ein drolliger Herr Professor! — Ja, wenn *ich* zugleich *zweiundzwanzig* alt würde...

Aber das giebt's ja nicht. — Und so kann Ihr Wunsch wohl nicht — —"

Sie sprach nicht zu Ende. Es war doch wie ein Erwachen der „Venus" in ihr; ein fast kindliches Lächeln schwebte über ihr Gesicht. Nach einem leisen Murmeln, das er nicht verstand, begann sie kaum hörbar das Mozartsche Menuett aus dem „Don Juan" zu singen und bewegte zart die Glieder dazu. Es war eine verhaltene, gewissermaßen verschämte Anmut der Bewegungen, daß Dalbergs Augen nur hinstarrten, bis sie sich feuchteten. Um ihre Lippen schimmerte eine ernste Heiterkeit, man konnte es kaum Lächeln nennen. Man konnte es auch kaum ein Tanzen nennen. Aber es war ein Schweben und Sich-regen, das für eine Frau in diesen Jahren, in diesem Hauskleid, unter dem Apfelbaum, ein rührend holdes Wunder war.

„Nun?" sagte sie, wie aus einem Traum erwachend, als sie wieder stillstand. „War ich sehr thöricht? Muß ich mich nun schämen?"

„Sie — — Sie waren wieder zweiundzwanzig Jahre alt," gab er nur zur Antwort.

„Und Sie wieder zwölf?"

„Ja — so zwölf wie noch nie!"

„O!" stieß sie heraus.

Er nahm ihre Hand und küßte sie. Dann verneigte er sich tief, mit abgezogenem und gesenktem Hut, wie um ihr zu danken. Ohne weiter ein Wort zu sagen, ging er tiefer in den Garten hinein.

* * *

„Was habt ihr hier miteinander gemacht?“ fragte Kernstock, der, die ausgerauchte Pfeife in der Hand, von seinem Ruheplatz herübergeschritten kam. „Ich hab' dich ja förmlich tanzen sehn.“

Frau Karoline nickte ernsthaft. „Etwas Menuett.“

„Weil's der Herr Professor wünschte?“

Sie mußte inwendig lächeln: bei diesem Ton seiner guten Stimme fielen ihr alte Zeiten ein, in denen ihr noch junger, hitzköpfiger Leutnant auf ihre vielgefeierte Anmut schmerzhaft eifersüchtig wurde. Damals hätte sie ihn nicht allemal damit necken können; es war zuweilen blutiger Ernst. Jetzt konnte sie's . . .

„Ja,“ sagte sie drollig kokett, „weil mein guter Professor es wünschte.“

„Dein Professor?“

„Nun ja, mein Anbeter von damals. — Und es war auch gut, daß ich ihm den Gefallen that; denn die Liebeserklärung, die er damals noch nicht vorzubringen wußte, hat er mir nun heut gemacht.“

„Linchen!“

„Thomaschen?“

„Du machst manchmal Späße, die — —“

Ihre Augen, die so spitzbübisch lachen konnten, wenn sie wollten, sahen ihn eine Weile schweigend an. Aus dem Schelmenblick ward dann allmählich der kluge, überlegene; endlich der fürstliche, der Junoblick. „O du guter, dummer Mann!“ sagte sie darauf, aber mit ihrer süßesten Stimme.

„Na, na!“ erwiderte er aufbegehrend, jedoch etwas kleinlaut.

„Du bist und bleibst doch ein dummer Mann!“ fuhr sie fort, mit derselben streichelnden Stimme.

„Linchen —?“

Sie that, als ginge sie fort; nach zwei Schritten kam sie aber zurück und stellte sich vor ihn hin; sie war beinahe größer als er. Wie wenn sie ihn trösten wollte, sagte sie weich: „Aber ich wollt' ja einen dummen. Darum nahm ich dich!“ Sie küßte ihn auf den fast schon kahlen Scheitel und ging.

* * *

Dalberg schlenderte bis zum Ende des Gartens, in die fernste Ecke; ihm war wunderbar gemischt zu Mut. Er fühlte sich lächerlich jung und beinah verliebt, wie damals; zugleich rührte sich der Denker und schüttelte über diesen „Thunichtgut“ den Kopf, staunte in diesen Abgrund hinein. Wer hat mich doch einmal „Don Quixote“ genannt? dachte er, ein schon halbzerfressenes Blatt vom nächsten Busch reißend. Mir scheint wahrhaftig, es ist etwas dran. Also aufgepaßt! Selbstkritik! — Sie ist eine herrliche Frau, gut. Kernstock sagt es selbst. Aber was nützt dir das? Ja, wenn ich sie wieder zweiundzwanzigjährig machen könnte; und wenn ich sie dann in mich verliebt machen könnte; und wenn ich sie von ihrem Mann trennen könnte. Vielleicht ist das eine so unmöglich wie das andere. Jedenfalls ist das erste unmöglich. Also —! Mach, daß du aus diesem Unsinn herauskommst. Oder marschier resolut auf die Töchter los! Sie sind ja doch aus ihrem Blut. Jede

hat doch etwas von ihr! Die von ihr das meiste hat — —

Ja, aber welche denn? Da war er also doch beim Wählen — beim Parisurteil. Er lachte vor Mißvergnügen auf. Er zerbiß das Blatt und ging rascher weiter.

So war er in den letzten Winkel gekommen; hier stand auf einer natürlichen Erhöhung eine Aussichtsbank, die auf die Kette der Berge sah. Er wollte eben zwischen den Büschen hervortreten, als ihn eine angenehme Stimme aus seinem Brüten weckte und ihm ein liebliches Bild in die Augen fiel. Auguste saß auf der Bank, ein Häufchen von Dorfkindern um sie her; ein paar neben ihr, die andern an ihre Kniee geschmiegt, eines auf der Erde. Nicht laut, aber klar, betonend, wie für Kinderverstand, erzählte sie etwas; die Kleinen hörten andächtig zu. Es schien eine ernste Geschichte zu sein; er verstand nicht jedes Wort, das Gebüsch, das ihn fast verdeckte, fing manches auf. Die Silben perlten ihr aber wohltönend und weich von den Lippen. Die hat am meisten von Frau Karolinens Stimme! fuhr ihm durch den Kopf.

„So, und nun ist die Geschichte aus!“ sagte Auguste nach einer Weile. „Und nun geht die kleine Bande nach Haus!“

„Ach nein, noch was! noch was!“ fing sogleich eines der Dirnchen an, dem die andern folgten. Das Bübchen auf der Erde sprang auf; es begann ein allgemeines Schmeicheln, Drücken und Bedrängen. Auguste blieb aber fest; „geht nicht!“ sagte sie be-

stimmt, wenn auch mütterlich. „Ich hab' nun was andres zu thun. Morgen wollen wir sehn, wer mir's am besten wiedererzählt. Morgen mittag sind wir wieder auf diesem Platz!"

Das kleine Volk ging auseinander. Durch ein kleines Pförtchen in der Hecke stoben sie hinaus; Dalberg sah noch immer unbemerkt zu. Endlich kam Auguste, ein Buch in der Hand, in dem sie wohl hatte lesen wollen. Sie trat ihm entgegen und schlug die gesenkten braunen Augen verwundert auf.

„Sie hier?" fragte sie.

„Ich war so frei," erwiderte er.

„Sie haben doch nicht gehorcht, Herr Professor?"

Er lächelte: „Durchaus nicht; nur zugehört. Es war mir so ein rührender und reizender Anblick, Sie mit diesen Kindern. Wie das an Ihnen hing; Augen, Händchen, alles!" Er lächelte wieder. „So hängen die Studenten nicht an uns. — Wär' wohl auch zu viel!"

„Es war auch keine Philosophie, was ich vortrug," entgegnete das Mädchen. „Ueberhaupt nichts Lehrhaftes; ich unterrichte ja die Kinder nicht. Ich erzähl' ihnen nur zuweilen Märchen und Geschichten; so heut."

„Und die Kleinen waren glücklich; das sah man!" — Sie gingen nebeneinander hin, dem Hause zu. Dalberg betrachtete Auguste von der Seite. Auch ihr Gang gefiel ihm; er hatte etwas eigentümlich Ernsthaftes, war aber doch jugendlich. „Sie haben aber auch die rechte Stimme fürs Erzählen," setzte er hin-

zu. „Das thut so viel. Das trifft so sicher in das kleine Herz."

„Unsre Mutter erzählte uns gern, und so schön," erwiderte Auguste. „Und dann gefiel mir das so sehr, als ich von der Königin von Rumänien las: wie sie auf der Insel Sylt, am Meer, den Inselkindern Märchen erzählte. Eine Königin! Das ist Poesie!"

„Nun, eben eine poetische Königin. — Uebrigens, Poetin sind Sie ja auch; so hör' ich wenigstens —"

„Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Handegg."

„Ach, was weiß denn der! — Ich mache wohl einmal Gelegenheitsverse; weiter nichts. Ich hab' einmal ein satirisches Gedicht auf ihn gemacht; das hat ihm imponiert. Seitdem spricht er von meiner ‚scharfen Feder', auch von meiner ‚gefährlichen' oder ‚blutigen Muse', und thut, als fürchte er sich vor mir. Ja, Spottverse kann ich wohl machen; sonst nichts!"

Ihre klugen, strahlenden Augen lächelten ihn an. Die ist doch allerliebst! dachte Dalberg. Sie hat wohl auch am meisten der Mutter Blick!

Er ging mit wachsendem Vergnügen weiter; hörte mit Vergnügen, wie der Kies im Gartenweg unter ihren elastischen Schritten knirschte. „Ich werde mich also nun auch vor Ihren Spottversen fürchten," sagte er gemütlich.

„Warum denn? Sie haben mir ja nichts gethan. Erst wenn Sie mir was thäten — dann wehe Ihnen!

Dann würden Sie merken, daß ich von Chriemhild abstamme, die ‚lancraeche‘ war!“

„Langrächend, Sie?“ Dalberg lächelte. „Dazu ist Ihre Stimme zu weich, zu gut.“

„Aber die Brust von Erz!“

„Gusti!“ rief jetzt eine helle Stimme. Sie hatten sich dem Haus genähert; hinter ein paar großen Bäumen hervor kam Erna gelaufen. „Gusti! Der Schulrat ist da!“

Auguste stand still. „Ach, Unsinn —“

„Mach, daß du ins Haus kommst! Der Schulrat ist da!“

Auguste ward einige Augenblicke blaß; dann flog sie eine Röte an. „Das — das ist eine Fopperei! Er hat ja erst geschrieben, ob er —“

„Nun ist er aber plötzlich da. Weil er doch vorbeireist, sagt er. — Da steht sie wie Lots Weib. Komm und gieb ihm die Patschhand und sag guten Tag!“

Auguste fing an zu laufen. Dann besann sie sich aber und ging ehrbar, gesetzt, wie ein weiblicher Oberlehrer ins Haus. Erna ging ihr nach.

O ja, sie hat viel von ihr! dachte Dalberg, der Augusten nachsah, bis sie in der Thür verschwand. Mehr als die beiden andern, deucht mir! — Sie hat die Intelligenz der Mutter. Das Feine; das Innerlichste. Kopf und auch Herz; ja, auch das Herz ist offenbar gut. — Ach Gott, wie viel andres fehlt! — — Das ist nicht zu ändern. Muß ertragen werden. Dafür sind wir Professor der Philosophie!

— — Was will dieser Schulrat? — Nun, man wird ja sehn. Wird ja sehn. Sie gefällt mir jedenfalls viel, viel besser, als ich für möglich hielt. Wie sie da mit den Kindern saß ....

Er mochte noch nicht ins Haus zurück. Ein plötzlicher, wohliger Gedanke durchfuhr ihn: sich auf einen der Apfelbaumäste zu setzen, auf denen Karoline so oft gesessen und geträumt hatte, und dort sein Schicksal weiter zu denken. Er nickte vor sich hin; das that seiner armen Seele gut. „Kehrt gemacht!" sprach er leise in die Luft und ging wieder in den Garten hinein.

* * *

Erna stand im Salon, nicht weit von der Thür zum Gartenzimmer: dort hatte Auguste den Schulrat gefunden, dort saßen oder standen sie nun und redeten. Was und wie redeten sie wohl? Erna war so neugierig, wie je ein Weib. Ach, daß man nicht horchen soll! dachte sie und horchte; aber nur ein wenig. Es nützte auch nicht: sie verstand fast nichts.

Doktor Joseph Lang kam aus dem Speisezimmer, wo er vorhin zu Ernas Erheiterung aus einem komischen Buch vorgelesen hatte; Erna trat geschwind von der Thür zurück. Joseph war aber doch zu klug. „Ach, lassen Sie doch diesen Schulrat," sagte er, „und die neue Oberlehrerin. Die sind ja alle beide meschugge!"

„Wie können Sie so von meiner Schwester reden?" versetzte Erna, mit einem streng zurechtweisenden Blick.

„Seit Sie Doktor ohne cum laude geworden sind, werden Sie furchtbar übermütig!"

„Ich meinte nur: die sind offenbar verliebt. Er in sie — und sie in ihn."

„Ach, was wissen Sie von weiblichen Gefühlen. Das ist schnurrsam, wie ihr jungen Männer immer — — Ha! ich muß noch etwas Toilette machen. Auf Wiedersehn bei Tisch!"

„Ach, bleiben Sie doch noch," sagte Joseph und trat ihr in den Weg. War er nun heut besonders heftig verliebt, oder hatte sie einen besonders guten Tag: sie kam ihm schauderhaft reizend vor. Ihm war, als hätte er hundert Arme, die sich nach ihr ausstreckten. „Soll ich Ihnen noch vorlesen, Fräulein Erna?"

Sie schüttelte den Kopf. „Das Buch ist doch zu splienig."

„Oder — wollen wir uns auf dem Tennisplatz üben? Neulich wünschten Sie."

„Dazu ist es zu spät, mein Herr. Es wird bald gegessen."

„Oder tanzen wir einmal herum?"

„Wir allein, ohne Musik? Das ist mord!"

Sie stand aber in ihrem weißen Kleid gar so liebreizend da; die zierliche Jungmädchengestalt, mit dem lichtblonden Kopf und den lustig leuchtenden Augen drin, die ihn förmlich zu locken schienen. Nur einmal mit ihr durchs Zimmer sausen, dachte er, einen Arm um sie! Er trat vor sie hin, mit einem inständig bittenden Blick. „Sagten Sie nicht vorhin:

es ist hundbar kalt? Zur Erwärmung, Fräulein Erna. Einen kleinen Walzer!"

„Was dieser Herr immer für Wünsche hat. — Also meinetwegen!"

Er nahm sie in den Arm; „ich singe dazu," sagte er. Aber dieses kalte „meinetwegen" hatte ihn gereizt; ihm kam ein trotziges, verrücktes Gefühl, zu dem das andre Gefühl der Sehnsucht in ihm lachte. Dieses Kind! Er hatte sie schon als kleines Kind gekannt. Und sie zog nun die süßen Mundwinkel so prinzeßlich herablassend hinunter: „Also meinetwegen ..."

Plötzlich neigte er seinen Kopf gegen den ihren und berührte ihr blondes Haar, beim Ohr, mit seinen Lippen.

Erna fuhr zuerst erschrocken zusammen; dann riß sie sich von ihm los. „Ah!" rief sie, außer sich. „Das ist unerhört!"

„Ach nein," erwiderte er sanft, Kopf und Schultern etwas senkend, über seine Unthat selber erschrocken. „Glauben Sie das nicht. Ist schon oft geschehn."

„Es ist unverschämt!"

„Das schon eher," antwortete er zerknirscht.

„Was denken Sie eigentlich von sich und von mir? Hab' ich Sie zu solchen Frechheiten ermutigt, wie? — Jetzt schüttelt er den Kopf. — Das Kopfschütteln, das nützt hier nichts. Auf die Kniee nieder! Das bitten Sie mir auf den Knieen ab!"

„Aber Fräulein Erna!"

„Was? Sie weigern sich?"

„Wegen so einer Kinderei ... Was bedeutet denn das zwischen Ihnen und mir! Wenn man so viele Jahre — schon als Kinder —"

„Sie wollen wohl noch immer eins sein! — Oder Sie haben mir vielleicht nur beweisen wollen, daß Sie trotz der Pflanzennahrung doch Courage haben. Mich hier am Ohr — — Das ist riesig! — Auf die Kniee, sag' ich! Demütig abbitten!"

Er schüttelte den Kopf. „Fräulein Erna, bedenken Sie. Ein Doktor der Philosophie!"

„Beinah durchgerasselt! — Auch das ‚meschugge' von vorhin sollen Sie abbitten; das war ungehörig. Eh Sie nicht das alles gethan haben, sprech' ich kein Wort mehr mit Ihnen! — Dazu lächeln Sie? — Herr Doktor Joseph Lang, Vegetarier, ich zähl' eins, zwei, drei; wenn Sie dann nicht auf den Knieen liegen, so geh' ich aus dieser Thür!"

„Daran kann ich Sie nicht hindern," entgegnete er verstockt; „Sie sind hier zu Hause."

„Eins, zwei, drei!"

Joseph rührte sich nicht. Das Wort von der Pflanzennahrung und der Courage hatte seine Kniee steif gemacht. Er trotzte, wie wohl zuweilen Mars der Venus trotzte.

Venus sah ihn nicht mehr an; sie rauschte aus der Thür.

* * *

Mittlerweile waren Auguste und der Schulrat in eifrigem Gespräch aus dem Gartenzimmer ins Freie getreten; ebenso eifrig weitersprechend wandelten sie

durch den Garten hin, ohne daß sie sahen, wie und wo. Regierungsrat Neubauer, der Schulrat, sommerlich dunkelgrau gekleidet, mit einem unternehmenden Schlapphut bedeckt, bewegte den rechten Arm nach seiner Gewohnheit lebhaft hin und her; den Kopf etwas vorgeneigt, die vergeistigten Augen durch die Brille blitzend, sprach er warm, fast feurig, beredt, in wohlfließenden Sätzen, oder hörte seiner jungen Mitwandrerin andächtig zu. „Lassen Sie mich jetzt noch einmal auf meine erste Rede zurückkommen, mein verehrtes Fräulein," sagte er, als sie den Rasenplatz bei dem großen Apfelbaum erreicht hatten, und blieb stehn; „auf das Ueberraschende, Wunderliche, daß ich erst schreibe: darf ich kommen? und dann plötzlich da bin! Es muß, es muß Sie befremdet haben —"

„Nein," unterbrach ihn Auguste rasch. „Glauben Sie mir doch, Herr Regierungsrat. Was ein Mann wie Sie thut, kann mich nie befremden. Bitte, für so klein oder kleinlich halten Sie mich nicht!"

„Es giebt eben — im Menschenleben Augenblicke," fuhr Neubauer fort, der noch reden wollte; „da entscheidet der Impuls — er geht mit einem durch, wenn Sie wollen — nein, Sie schütteln so lieb und herzlich den Kopf. Er ging also nicht mit mir durch; — aber ich mit ihm. Eine — eine Ungeduld, verstehen Sie, die ich sonst nicht kenne. Denn — bedenken Sie nur eins —"

„Ich brauche da gar nichts zu bedenken, Herr Regierungsrat," fiel sie ihm wieder ins Wort. „Wenn

wir lieber das andre zu Ende führen wollten — unser Gespräch über die Dichter im deutschen Osten —"

Es war noch zu früh: Neubauers Herz hatte noch durch die Blume zu sprechen. „Bedenken Sie nur eins!" fing er wieder an. „Wenn zum Beispiel ein Botaniker, der die Pflanzen seiner Heimat so ziemlich kennt, auf einem Spaziergang plötzlich eine Blume erblickt, die er noch nie gesehen hat, die ihm so — so fremd vorkommt wie aus einem tropisch gesegneten Land — wird er sich dann nicht sagen: Halt! Bleib stehn! Bück dich nieder! Die darf dir nicht entgehn! Sehn Sie, so ungefähr, das wollt' ich nur sagen, traten Sie neulich in meinen Weg. Lerneifrige und ehrgeizige junge Damen hatt' ich schon manche erlebt, das können Sie wohl denken. Aber — ja, wie soll ich das sagen — schmeicheln will ich ja nicht. Aber so ein rein idealistisches Wesen — so jugendlich fröhlich bei der Wissenschaft — dem die Lernfreude so auf den Augen strahlte — das hatt' ich noch nicht gesehn! So nicht!"

„Herr Regierungsrat," stammelte Auguste, von so viel Anerkennung aus solchem Mund wie betäubt. „Sie beschämen mich —"

„Niemand auf der Welt kann Sie beschämen! — Und sowie Sie von Berlin abgereist waren, stand der Entschluß in mir fest: ja, die muß ich wiedersehn! In ihrem Zuhause, in ihrer Luft, in all ihrer Menschlichkeit. Und dann — — na ja, und so bin ich hier!"

„Und wie freu' ich mich, Herr Regierungsrat. Wie freuen sich die Meinen." Augustens Augen strahlten

ihn an. „Was für schöne Gespräche werden wir haben, wenn Sie eine Weile bleiben mögen. Das fühlte ich ja gleich vorhin, als Sie mir so freundlich — — Darf ich Ihnen meinen Gedanken zu Ende sprechen?"

„Ich bitte sehr!" erwiderte er, hob den rechten Arm und sah ihr durch die Brille herzlich lächelnd in das schön erregte, rotwangige Gesicht.

„Da stehn ein paar Stühle unter dem großen Apfelbaum. Da sitzen wir so oft. Kann ich Ihnen dort —?"

„Wie Sie befehlen, mein verehrtes Fräulein!"

Sie gingen über den Rasen, unter den Apfelbaum; sie setzte sich, er dann auch. Holla! dachte Dalberg, der nicht hoch über ihnen auf einem der wagerechten Aeste saß, von Laub und Zweigen bedeckt. Wollen sie hier ihre Gedanken austauschen? Wo bleiben dann meine eigenen? — Da sitzen sie schon. War's denn möglich, daß sie mich nicht sahen? — O ja, bei solchen Ohrenmenschen ist alles möglich. Sie hören nur. Schau, wie sie ihn hört! — Auguste! — Er wird doch nicht von Liebe —? Dann hust' ich!

„Das war damals, in Berlin, meine Meinung;" so beendete Neubauer eben seine Rede. „Bitte, nun sprechen Sie!"

„Es ist ja vielleicht nur eine spintisierende Grille, Herr Regierungsrat," fing Auguste an. „Ich denke aber so: es wäre doch interessant, herauszubringen, wo unsre östlichen Dichter ihre eigentliche Stammwurzel haben; denn östlich von der Elbe ist ja alles

deutsche Land Kolonie und alles deutsche Volk ist eingewandert. Aus allen deutschen Gegenden her, nicht wahr —"

„Allerdings. Das kann man wohl sagen. Wenn auch zumeist die Nachbarn kamen: Niedersachsen, Thüringer."

„Aber die andern doch auch! Franken — Schwaben —"

„Gewiß!"

„Da beschäftigt mich nun gern die Frage: sollte man nicht aus der Eigenart dieser Dichter und Künstler, aus ihrem ganzen Sein und Schaffen noch erkennen können, von wo ihre Vorfahren kamen und wes Stammes sie eigentlich sind? Richard Wagner zum Beispiel, der ‚Sachse', der Dichterkomponist! Diese zähe Energie, dieser grübelnde, träumende, bohrende Eigenwille — sollte das nicht ein richtiger ‚Schwabekopf' sein?"

Neubauer lächelte. „Nun ja," sagte er nach kurzem Schweigen. „Warum nicht? — Wir haben nur keinen Beweis."

„Vielleicht kann man Beweise finden, denk' ich, wenn man nur erst die Frage gestellt hat! Das wollte ich neulich in Berlin noch sagen; kam nur nicht mehr dazu. Zum Beispiel, wenn man Familientraditionen entdeckte, oder alte Aufzeichnungen, die in die alte Heimat zurückführen. So könnte man am Ende jedem Stamm den Anteil an der deutschen Dichtung geben, der ihm in Wahrheit gebührt!"

Auguste! Auguste! dachte Dalberg im Apfelbaum,

mit einem leichten geistigen Schauder. Bist du so gelehrt? Trägst du so blaue Strümpfe? — Und dabei lächelt sie doch so lieb. — Schulrat! Was sagst du dazu?

Neubauer sprach schon; „hm!" begann er zögernd. „Der Gedanke hat etwas Bestechendes, das geb' ich ja zu. Die Vergangenheit wird aber oft so weit zurückliegen, die Urquelle so fern sein —"

„Verzeihen Sie," fiel ihm das Mädchen ins Wort. „Das entmutigt mich nicht: wie viel Verschüttetes wird gerade jetzt wieder ausgegraben? Wie viel scheinbar Verlorenes findet man doch noch auf? — Ich hab' mich jetzt mit den neuesten ostelbischen Dichtern beschäftigt, Herr Regierungsrat. Da ist diese Johanna Ambrosius, die Ostpreußin. Nach Ostpreußen sind vertriebene Salzburger Protestanten gezogen; wenn Johanna eine Urenkelin von denen wäre? Bei ihren Gedichten war mir zuweilen, als hörte ich das Salzburger Blut heraus! Diese Mischung von Leidenschaft und Lieblichkeit ... Wie denken Sie darüber, Herr Regierungsrat?"

Die heiraten? dachte Dalberg, mehr und mehr bestürzt. Da sitzen sie unter dem Baum — er ist hergereist, um sie wiederzusehn — Liebe! sollt' man denken. Und sie reden von den ostelbischen Dichtern ...

„Ich bin da leider nicht kompetent, mein verehrtes Fräulein," erwiderte Neubauer, indem er seinen Hut neben sich auf den Rasen stellte. „Mit dieser Volksdichterin hab' ich mich noch wenig befaßt."

„Aber Hermann Sudermann, der Ostpreuße — — was meinen Sie, Herr Regierungsrat?"

„Hab' mich mit der Frage noch nicht beschäftigt —"

„Sudermann muß ein Franke sein! Das empfind' ich oft. Ich fühl's fast im Stil. Aus fränkischem Ritterblut!"

Nein, nein, nein! dachte Dalberg, auf seinem Ast beinahe hörbar rutschend. Auguste, nimm 'nen andern! — Die hätte am meisten von der Mutter, dacht' ich. Nein, am wenigsten. Nein, Minerva, leb' wohl! Dir geb' ich den Apfel nicht!

Neubauer nahm eben Augustens Hand, er sprach verbindlich beistimmende Worte, er lächelte ihr zu. In diesem Augenblick erschienen zwei Gestalten, die Dalberg aus dem Baum erlösten: Gisela und Erna kamen vom Hause her, Arm in Arm. „Zum Essen! Zum Essen!" rief Gisela mit ihrer kraftvollen, tiefen, etwas harten Stimme. Erna blies auf einer Kindertrompete.

„O!" sagte Neubauer und sprang auf. „Ich sollte noch etwas Toilette machen!" Er nahm seinen Hut und eilte mit großen Schritten dem Hause zu, vor den Mädchen her.

Ernas neugierige Augen hatten gesehn, daß des Schulrats und Augustens Hände sich vereinigt hatten. „Nun?" sagte sie, als sie näher kam, mit einem mutwilligen Frageblick.

„Was nun?" fragte Auguste zurück.

„Wie steht's?"

„Wir sind einig!" antwortete Auguste, von träumerischer Freude strahlend.

Gisela trat hinzu. „Einig? Schon?"

„Ich gratuliere!" rief Erna.

Jetzt verstand Auguste erst, was die beiden meinten. „Ach, ihr seid — verrückt! — Ich sprach von dem Thema, über das wir gesprochen und gestritten hatten. — Ihr bleibt ewig Kinder!"

Sie wies sie mit einer unwilligen Gebärde von sich und ging auch dem Hause zu.

Dalberg, Gisela und Erna schauten ihr in ungefähr gleichen Gefühlen nach. Nein, dachte Erna, Joseph Lang hat recht, sie ist doch meschugge!

* * *

Es ging am nächsten Tag auf den Abend zu, einen langen, hellen Juniabend; das Gartenhäuschen beim Rasenplatz, mit Laubgewinden geschmückt, mit weit offener Thür, legte seine letzte Gala an. Eine schöne farbige Thüringer Decke lag schon auf dem Tisch, auf dem zwei mächtige Bowlen standen, mit einer edlen Mischung gefüllt. Jetzt galt es noch, die Bowlen zu bekränzen; das hatte die wirtschaftliche Gisela übernommen, und mit Dalbergs Hilfe schleppte sie eben die Kränze herein, die man in der Hausveranda mit vereinter Mühe gewunden hatte. „Sie sind der liebenswürdigste von der ganzen Gesellschaft," sagte Gisela huldvoll dankbar und nahm ihm den einen Kranz vom Arm. „Uebrigens, daß Professoren liebenswürdig sind, hab' ich schon gewußt; aber daß

sie auch so geschickt sein können wie Sie, das hatt' ich eigentlich nicht gedacht!"

„Wir Professoren überraschen gern durch das Unerwartete," versetzte Dalberg heiter.

„Darf ich dann Ihre unerwartete Geschicklichkeit noch weiter in Anspruch nehmen?"

„Bitte sehr; dazu bin ich ja hier. Dero Sklave!"

Gisela schaute ihn mit den großen blauen Junoaugen an; es war nicht zu sehn, ob sie sich mehr über diesen Sklaven, oder überhaupt über einen Sklaven freute. „Also dann, bitte, übernehmen Sie eine Bowle; ich die andere. Zunächst bekränzen wir sie. Machen Sie mir nur alles nach!"

Was für große Bewegungen sie hat! dachte Dalberg, während sie hantierte. Sie probierte, verwarf, fing von neuem an. Er folgte ihr mit den Augen, weil er ihr's nachmachen sollte; es that aber auch seinen Augen wohl. Es war alles so resolut an ihr. „So," sagte sie endlich, „jetzt geht's. So wird's am hübschesten. Jetzt, Herr Sklave, vorwärts!"

Dalberg mußte lachen. Dieses Kommando klang so selbstverständlich; als hätte sie ihn wirklich auf dem Sklavenmarkt gekauft. Und es stand ihr gut! — Er fühlte förmlich, zu seiner psychologischen Ergötzung, wie ihm der Dienereifer in die Glieder fuhr. Er that, was er konnte. Während Gisela ihr eigenes Werk vollendete, sah sie ihm mit mütterlich kritischen Augen zu. Ein billigendes Nicken war dann sein Lohn. Er fühlte — und mußte wieder innerlich lachen — wie er sich daran freute.

„So, nun probieren wir!“ kommandierte jetzt die tiefe Stimme.

„Was denn probieren, mein Fräulein?“

„Das da in der Bowle.“

„Das hat ja Ihr Vater schon —“

„Ach, der Herr Papa! Der hat keine Zunge. Mutter läßt ihm nur das Vergnügen, weil er glaubt, daß er eine hat. Wir probieren aber immer nach; Mutter oder ich. Darum steht hier ja auch alles, was man etwa noch braucht. Haben Sie 'ne Zunge, Herr Sklave?“

Dalberg lächelte: „Ich bitte Sie! Ein Professor! — Ein Mann ohne Bowlenzunge hält sich kein Jahr auf einer deutschen Universität.“

„Also — wollen sehn!“

Sie schöpfte aus einer Bowle in ein Probeglas. „Bitte, Sie zuerst! — Mit Andacht!“

Dalberg trank und schmeckte. „Die Bowle ist tadellos,“ erklärte er dann.

„Sollte um eine Schwebung weniger süß sein,“ entgegnete Gisela, nachdem sie auch probiert hatte.

„Ist tadellos,“ wiederholte er.

Ihre Augen blitzten ihn drollig an: „Sklave, schweigen Sie! — Ach, Sie haben ja gar nicht mit der rechten Andacht probiert. Warum guckten Sie mich dabei beständig an?“

„Weil ich, als Professor des Sybaritentums, zwei Genüsse vereinigen, Zunge und Auge zugleich glücklich machen wollte. Sie sahen so — höchst ansprechend junonisch aus, während ich probierte.“

„Ah! Sind Sie auch Professor der Schmeichelei?"

„Ach nein, mein Fräulein. Darin kaum Student."

„Das hoff' ich!"

Sie nippte noch einmal an dem Probeglas, zog die Brauen ein wenig zusammen, wie zum tiefsten Ernst, und schmeckte. Ei, wie steht dir das gut! dachte er. Nein, die ist mir lieber als Minerva! Die ist w e i t mehr der Mutter Kind! — Die schönen blauen Augen. Das Fürstliche. Wie allerliebst hat sie eben kommandiert! — Und die Prachtfigur. Die Gesundheit. Und das Wirtschaftliche. Die wird eine Hausfrau! — Wenn denn schon gewählt sein soll — Juno Gisela!

Gisela hatte in die Luft gesehn, jetzt erwiderte sie seinen Blick. Der ihre war so frauenklug: er merkte, daß sie sah, was er fühlte. Ein flüchtiges, kaum zu erfassendes Lächeln, offenbar ein Lächeln der Befriedigung, flog über ihr Gesicht.

Es schien, als wollte sie auch gleich ihre Macht versuchen. „Ach, sagen Sie, Herr Professor," fing sie wie völlig harmlos an; „mir fällt eben ein — — Die Bowle ist um ein Atom zu süß; aber ich glaube, das lassen wir. — Mir fällt eben ein: Sie sagten vorhin ‚junonisch'. Und gestern hört' ich zufällig, wie Sie halblaut mit Handegg sprachen; ‚Paris' sagte er, und ‚Juno'. Und Sie lächelten. Und das verband sich eben in meinem Kopf. Und — hängt denn das wirklich zusammen?"

Dalberg schüttelte den Kopf; was konnte er anders thun, als leugnen. „Nein; warum denken Sie? Das ist doch höchstens ein Zufall."

„Der reine Zufall?"

„Natürlich. — Daß Sie etwas Junonisches haben — sehr zu Ihrem Vorteil — das hat man Ihnen doch gewiß schon oft gesagt."

Er wird ja mächtig galant! dachte Gisela. Ist das Eis im Schmelzen? — Uebrigens, seien Sie nur ruhig, Herr Professor: da ist doch ein Zusammenhang, und dahinterkommen will ich doch!

Auguste trat in die Thür, mit Erna; Handegg hinter ihnen. Auguste trug ein helles, aber hohes Kleid; die jüngeren Schwestern hatten freie Schultern; auch das erhöhte Giselas Reiz. Die Männer waren, nach Vorschrift, in ihren Sommeranzügen, nicht im Frack; sie hatten jeder ein paar Röschen im Knopfloch, die Damen waren mit kleinen Sträußen geschmückt. „Na?" fragte Erna. „Ist die Bowle fein? gelungen?"

Auguste stand schweigend da und betrachtete die beiden Probierer. Wie sehr sie auch „Minerva" war, sie hatte doch auf den ersten Blick gesehn, daß der Professor für Gisela andre Augen als früher hatte. Und seine Lippen waren ja förmlich verliebt ... Erna sah's nun auch.

„Die Bowle ist so, so," antwortete Gisela.

Dalberg setzte heiter hinzu: „Wir denken aber: la, la!"

So denkt er wohl eben überhaupt! dachte Auguste.

Seine Wangen glühen ja ordentlich! dachte Erna.

Dalberg, in aufgeregt glücklicher Laune, stellte sich als Sklaven vor; die „Gebieterin" hörte es lächelnd an. Jetzt ward doch auch Handegg eifersüchtig; wie in nervöser Unruhe ging er durch das Häuschen. „Wir sollten melden: das Fest beginnt. Man versammelt sich zur Polonaise!"

„Nun ja, das konnten Sie ja also einfach melden," erwiderte Gisela übermütig. „Bitte, stehn Sie einen Augenblick still. Ja, er hat kein Halstuch. Ich hab' nun hoffentlich für immer gesiegt!"

„Sie gesiegt?" — Handegg trat aufgebracht vor sie hin. „Weil ich aus Ritterlichkeit, aus Galanterie — — Ach bitte, Fräulein Gisela, überheben Sie sich doch nicht!"

„Fällt mir gar nicht ein. Ich freue mich nur, daß Sie jetzt ein so schöner, gesunder, tadelloser Anblick sind. Sie entzücken mich. Also treten wir zur Polonaise an!"

Sie zogen zum Tanzplatz hinaus, zum kurzgeschnittenen Rasen unter dem Apfelbaum. Dort hatte sich indessen die Gesellschaft versammelt; nicht viele, außer den Hausgenossen ein Dutzend und ein halbes, Nachbarn und Verwandte, ältere und junge. Kernstock führte eine ältere Dame, der Schulrat eine jüngere; ein Oheim ging mit Auguste, Joseph mit einer eben aufgeblühten Cousine des Hauses; zu Erna trat ein Vetter. Dalberg ließ Gisela dem leise brummenden Handegg und suchte seine Dame, die Hausfrau, auf. Karoline stand unter dem Apfelbaum, in einem lichten Seidenkleid, die Brust mit einem Sträußchen ge-

schmückt. Hinter ihr saßen die drei Musikanten. Sie begrüßte ihn mit einem herzlichen Lächeln.

„Entschuldigen Sie freundlich mein spätes Kommen,“ fing er an; sie fiel ihm aber sogleich ins Wort: „Ich weiß ja, Sie waren noch verhindert, lieber Herr Professor. Heut haben Sie meine ganze Bewunderung: wie haben Sie sich nützlich gemacht!“

„Bitte,“ sagte er, „spotten Sie nicht. Nur ein bißchen guter Wille. In so einem Haus — für Sie —“

Die Musik fiel ein, der große Rundgang begann. Hinter Kernstock und seiner Dame ging Dalberg mit Frau Karoline; von derselben Stelle weg, wo sie gestern mittag im Menuettschritt geschwebt hatte. Sie zogen in einem weiten Bogen um den Tanzplatz herum; dann über einen zweiten Rasenplatz jenseit des Hauptwegs, der für das Croquetspiel hergerichtet war; hier schlängelten sie sich „mit Grazie“, wie Kernstock von sich behauptete, zwischen den ins Erdreich gesteckten eisernen Bogen durch. Grazie! dachte Dalberg. Die Grazie geht neben mir! Er sah sie zuweilen von der Seite an, ihm ward immer wunderlicher. O wenn du wüßtest, Mutter Kernstock, fuhr ihm durch den Kopf, wie ich mich abmühe, an mir arbeite, um dein Schwiegersohn zu werden. Wie ich dich in deinen Töchtern suche. Die dreizehnte Arbeit des Herkules!

„Und Sie werden heut doch fleißig tanzen?“ sagte Frau Karoline, während sie den Rundgang fortsetzten.

„Ach, ich bin sonst kein Tänzer,“ erwiderte Dal-

berg; „war's auf unsern Bällen nie so recht von Herzen. Unsre langweiligen Tänze, bei denen meist weder Spaß noch Schönheit ist; und die heißen Säle! Aber so wie heut — da geht's. Auf dem kurzen Rasen, unterm blauen Himmel!"

„Sehn Sie, Herr Professor, das freut mich: so hab' ich auch von je gedacht. Unter alten Lindenbäumen! Oder einfach im Gras, — im Mondschein; ja, wenn Mondschein war, bin ich als junges Ding oft hinausgelaufen, ganz allein, hab' mich auf der Wiese bei unserm Haus gedreht. Ach, wenn einem die Luft durch die Haare wehte — und der goldne Mond herunterlachte — und die Glieder sich so selig schwangen . . ."

Sie machte nur noch eine Bewegung mit der Hand und schwieg. Dalberg schwieg dann auch. Ihm war, als säh' er die kleine Bacchantin auf der mondhellen Wiese. Die ging nun im seidenen Kleid neben ihm her, als Mutter von drei großen Töchtern; in ihrer Stimme, ihrem Gang, ihren Augen war aber noch die ganze Eva . . . Ach, das nützt ja alles nichts! seufzte er inwendig. Vor 'ner Viertelstunde dacht' ich: Gisela! Jetzt seh' ich wieder nur, was der fehlt. Bei der Mutter Juno schwingen immer noch ein paar andre seelische Obertöne mit! — Na, und was wär' aus Paris geworden, wenn die drei Göttinnen, die sein Urteil wollten, eine gemeinsame Mutter gehabt hätten, so wie diese Karoline? Dann war's aus mit Paris!

* * *

Die Polonaise hatte sich aufgelöst, der erste Walzer begonnen. „Also Sie tanzen auch nicht gern?“ fragte der Regierungsrat Neubauer, der mit Auguste den eigentlichen Tanzplatz verlassen hatte und wenige Schritte vom Gartenhäuschen stand.

„Nicht mehr gern,“ erwiderte sie.

Neubauer lächelte. „Es scheint, die neun Musen vertragen sich nicht gut. — Allerdings, beim Professor Dalberg halten sie ja recht gut zusammen, wie es scheint. Er tanzt flott drauf los.“

Ach, dieser Dalberg! dachte Auguste. Er scharmiert wohl auch flott drauf los! Gestern — wie sah er mich gestern mittag an. Und „Sie haben aber auch die rechte Stimme“; und „sie ist so weich, so gut“; und dabei war seine eigne Stimme so weich und so gut. Wie wenn er mir sagen wollte — — Und heut' der „Sklave“ von Gisela. Pfui! Was für Männer!

Neubauer deutete auf das laubgeschmückte Gartenhäuschen und den Tisch mit den bekränzten Bowlen drin. „So trinken wir vielleicht ein Glas? Ihr Vater — ein Prachtmensch — hat uns ja vorhin verkündigt, daß die Bowle jeden erwartet, der Lust drauf hat. Nun? Hätten Sie Lust?“

Auguste nickte; sie traten ein. Das Häuschen war leer. Sie hörten die Musik von draußen und sahen sich allein. Neubauer füllte ein Glas. Eh' er es aber seiner Dame hinreichte, überfiel ihn ein tiefes, schweres Atmen. „Fräulein Auguste!“ sagte er dann.

Zum erstenmal sprach er ihren Namen. Sie errötete.

„Da wir hier so ganz — — Darf ich eine Frage stellen? Heute nach Tisch, in der Geißblattlaube, als wir von Ihrer Zukunft sprachen — da gewann ich den Mut, auch von mir zu reden; von — meinen Gefühlen, mein' ich. Bei Ihrem Verstand, Ihrem Geist — — Sie müssen mich verstanden haben. Es kann nicht anders sein. Sie erwiderten aber nichts darauf ... Sie sprachen von — — ich weiß nicht mehr. Und dann kamen andere. Nun ist aber mein Herz so voll ... Und wir sind wieder allein!"

Ja, ja, Auguste war ausgewichen; damals schwankte ihre Seele noch. Frau Professorin wäre sie wohl gern geworden. Die Blüte der Menschheit! dachte sie. — Aber einen Schmetterling zum Mann — o Gott, nein! Lieber tot!

Sie sah den Schulrat flüchtig an, dann mit weichem Blick vor sich hin. „Ach ja, ich verstand Sie wohl," murmelte sie leise. „Und ich fühlte mich so hochgeehrt; denn ich hab' eine so hohe Meinung von Ihnen — — und mehr. Mir ging aber durch den Kopf: wozu hab' ich dann studiert? Ich will lehren, bilden, wirken. Ich will mir mein Leben selber schaffen!"

„Fräulein Auguste!" Neubauer hielt noch immer das volle Glas in der Hand; es schwankte ein wenig und einige Tropfen flossen über; das störte ihn aber nicht. „Ist es wirklich nur das? Dann verzag' ich nicht. Warum sollten wir nicht mit vereinten

Kräften wirken, für dasselbe Ziel? Entweder jeder für sich — Sie als hohe Lehrkraft, ich in meinem Amt — oder wir zusammen, eine große Schule leitend? Was könnte besser und schöner sein? Was wünschen oder wollen Sie mehr?"

„Wenn das werden könnte —"

„Es wird! Sind wir nur erst einig, so wird's! — Sie sagten eben: ‚und mehr'. An diesen zwei Worten hängt's, Fräulein Auguste. Was bedeutet dieses ‚und mehr'? Bedeutet es wirklich das ganze Mehr, das für das Lebensglück nötig ist? wonach sich mein Herz unaussprechlich sehnt? Oder war es nur so ein Wort?"

Wie wunderbar, daß er nicht alles verschüttet, da die Hand so zittert! dachte Auguste. Sie fühlte aber in diesem Zittern, wie sehr er sie liebte. Es war ihr, als käme eine Wärme von ihm, die ihr durch alle Glieder ging. Ja, sie war ihm gut. Ja, ein idealer Bund der Seelen! Ein schönes, edles Zusammenwirken! — Sie lächelte ihn herzlich an und schüttelte den Kopf.

„Was soll dieses Kopfschütteln sagen, Fräulein Auguste?"

„Es war nicht nur so ein Wort. Es war — mehr, viel mehr. — Es ist alles drin."

„Auguste!" — —

Er hob eben die Arme, um sie an seine Brust zu ziehen; und nun wäre das Glas Bowle verloren gewesen; aber Handegg und Gisela traten in diesem Augenblick ein. Sie hatten offenbar getanzt, Han=

degg keuchte und wehte mit dem Taschentuch gegen sein Gesicht. Gisela kam gleichmütig majestätisch, als wäre sie nur einmal über den Rasen gegangen.

Verwünschte Störung! zürnte Neubauer innerlich; doch zugleich lächelte etwas in ihm vor Glück. Schnell gefaßt hielt er Augusten das gerettete Glas hin: „Bitte, trinken Sie!“ als hätte er es eben gefüllt.

Auguste nickte heimlich und trank. Als sie es halb geleert hatte, gab sie's ihm zurück. Er drehte es so weit herum, daß seine Lippen dieselbe Stelle berührten, wo ihr Mund geruht hatte; dann trank er den Rest. So war's doch eine Art von Kuß. Ihr war nicht entgangen, was er that, sie lächelte ihm zu.

Langsam, träumerisch, den Kopf etwas gesenkt, traten sie dann ins Freie hinaus.

„Was haben die?“ fragte Handegg, als sie draußen waren.

Gisela antwortete nicht. Sie sah durch die Thür, zum Apfelbaum; dort saß Dalberg neben ihrer Mutter und sprach in sie hinein, als ginge ihn sonst die Welt nichts an. Was ist denn das für ein Mensch? dachte sie. Foppt er uns? Oder was? Vorhin der „Sklave“, hier bei der Bowle; und machte Augen, als würd' er in einer Viertelstunde sagen: werden Sie meine Professorin! Jetzt schwenkt er mich einmal herum, aber wie ein elegischer Stock. Und setzt sich zur Mutter. Ich red' auf ihn, er hört es nicht. — Sind die Philosophen alle so? Dann zum Teufel mit der Philosophie!

Sie wandte sich zu Handegg. „Nu?“ sagte sie

mit etwas rauher Stimme, die sich geschwind wieder sänftigte. „Sie hatten ja Durst? Und Sie trinken nicht?"

Handegg hatte nur Durst geheuchelt, um hier mit ihr allein zu sein; denn es war eine große, beschämende Schwäche über ihn gekommen. Er nahm den Schöpflöffel und ein Glas; der rechte Arm hing dann aber träge nieder, seine blaßgrauen Augen seufzten Gisela an. Ja, man konnte es ein Seufzen nennen. Gisela, die Arme kreuzend, betrachtete ihn von oben bis unten und las ihn wie ein Buch. Sie sah, was sie in diesen Tagen schon mehrmals hatte wachsen sehn: daß er übervoll war von Gisela-Gefühlen. Was dieser arme Selbstherrscher seit Jahren in sich angesammelt hatte, fast ohne es zu wissen, das schlug nun wie eine Flamme zum Dach hinaus; und den Wind machte die Eifersucht.

„Mir war eigentlich nicht ums Trinken," begann er mit einem neuen Heucheln; sein rundliches, gutes Gesicht verfinsterte sich in künstlicher Erbitterung. „Ja, Fräulein Gisela, ich bin erbittert; jetzt nicht über Ihre Koketterie mit Dalberg, denn darüber lach' ich. Der wischt Ihnen auch doch davon! Aber über Ihre beständigen Herrschergelüste; die sind — unausstehlich. Darüber wollt' ich mich doch einmal gegen Sie aussprechen. Sie vergessen, daß ich zur Freiheit geboren bin! Sie herrschen auch vor den andern an mir herum. Sehn Sie, wohin soll das führen? Das kann ja nur — kann ja nur zur Entzweiung führen. Und — Fräulein Gisela — — bei Gott —!"

„Was meinen Sie mit diesem ‚bei Gott‘?" fragte Gisela ruhig, mit sanftem Lächeln.

„Ach, was soll ich da meinen. Wie kann ich mich denn mit Ihnen entzweien? Das ist ja unmöglich. Ich kann ja nicht mehr ohne Sie — — Bei allem, was mir durch den Kopf geht, frag' ich ja in Gedanken Sie. So jetzt, was ich eigentlich thun soll, da dieses Greuel, die Schulze, fort ist . . . Dann müssen Sie mich aber auch nicht empören, reizen! meine Gefühle kränken! Ich bin auch ein Mensch!"

„Aber Handegg, Handeggchen," erwiderte Gisela gemütlich, „wodurch kränk' ich Sie? Es ist ja alles nur zu Ihrem Besten —"

„Ja, das sagen Sie! Das ist Ihr empörendes Lieblingswort!"

„Wir sind alte Freunde. Wenn die sich nicht von Zeit zu Zeit die Wahrheit geigen, dann sind sie keine Freunde mehr. Und was thu' ich andres? — Wer will Ihnen denn Ihre Freiheit nehmen? Ich doch sicher nicht. Einen unfreien, unselbständigen Mann könnt' ich doch nicht gern haben —"

„Haben Sie mich gern?"

„Ach, so fragt man nicht. Sehn Sie, guter Handegg, Sie haben sich so viel Altjunggesellenhaftes angewöhnt; Sie, ein noch so junger Mann! Wie alt sind Sie denn?"

„Fünfunddreißig," antwortete er.

„Schämen Sie sich geschwind ein bißchen. Beinah' noch ein Jüngling! Sie leben zu still, zu thatenlos; daran liegt's. Sie sollten — — Aber nun

geig' ich schon wieder zu lange; das halten Sie nicht aus!"

„Doch; von Ihnen halt' ich alles aus. Auf der Welt nur von Ihnen. Ach, Sie wissen ja gar nicht — — Gisela!"

„Fräulein Gisela," berichtigte sie sanft.

„Also Fräulein Gisela. ‚Sie sollten'. Was sollte ich?"

„Sie sollten wieder wirken, schaffen! und wenn Sie auch dabei etwas magrer würden; wär' auch kein Unglück. Warum kleben Sie sich hier schon fest? Nach Afrika wollen Sie nicht mehr —"

„Nein, das hab' ich satt!"

„Aber Südamerika! wo Ihr Bruder ist. Der thut was, der kauft und baut und macht was; der gefällt mir. Wenn Sie sich zum Beispiel mit dem —"

„Ach, Fräulein Gisela!" fiel er ihr ins Wort. Er hatte Glas und Schöpflöffel wieder weggestellt, er nahm ihre Hände, ohne es zu wissen. „Allein geh' ich nicht wieder fort. Wenn nicht jemand mit mir geht —"

„Wer denn?"

„Wer denn? Sie!"

„Handegg!"

„Gisela Handegg! Wenn die mitkäme —"

„Was reden Sie da?"

Sie wollte ihm die Hände entziehen; er, als Herrschernatur, hielt sie aber fest. „Ich red', wie ich muß; es will heraus! Ich seh' ja ein, daß ich nicht ohne

Sie leben kann; ich liebe Sie entsetzlich. Ich hab's nicht glauben wollen, aber es ist so! Gisela!"

„Es ist so? Nicht bloß so wegen der Einsamkeit? weil Frau Schulze fort ist?"

„Ach Gott, nein. Reden Sie nicht so! Ich hab' ja lange gekämpft gegen Sie. Denn herrschsüchtig sind Sie! Die Juno — da hat er recht — die Juno dieses Hauses sind Sie —"

„Was ist das?" rief Gisela aus. „Schon wieder dieses Wort. Warum Juno? Und wer hat recht?"

Handegg ward blutrot. Er schnippte mit den Fingern. „Ach, das — das warf ich nur so hin. Liebste Gisela —"

„Bitte! Wer hat recht? — Wenn Sie mir jetzt ausweichen, oder mich belügen, dann giebt's für Sie keine Gisela mehr. Von wem sprechen Sie? Wer hat recht?"

„Gisela! Ich bitte Sie —!"

„Ein freier Mann ist vor allem ein wahrhafter Mann. Ich verachte Sie, wenn Sie mir nicht die Wahrheit sagen. Gestern sprachen Sie zum Professor Dalberg von ‚Juno' und von ‚Paris'. Galt das mir? Heraus damit! Sonst sehn Sie mich heut zum letztenmal!"

„Großer Gott, was für ein Wort," seufzte Handegg, seine runden Finger durcheinanderwindend. „Also, wenn Sie schon so viel wissen — dann ist's ja eigentlich schon heraus. Ja, Professor Dalberg ... Es war nur so ein Spaß! Er kannte ja Ihre Mutter —"

„Das weiß ich —“

„Und verehrte sie. Und lernte nun ihre drei Töchter kennen. Aber jede war ihm nur ein Stück von der Mutter — verstehn Sie — und er wollte die ganze. Und wir kamen auf das Urteil des Paris, ich weiß nicht mehr, wie; und er nannte Sie Juno, und Ihre Schwester Auguste Minerva — und die Kleine Venus ...“

„Das ist ja alles ganz gut,“ sagte Gisela, da Handegg nun verlegen schwieg. „Ist ja förmlich geistreich. Aber dahinter steckt noch was. Ich seh' es Ihnen ja an. Er hat gegen uns drei irgendwie — — Ich hasse und verachte Sie, wenn Sie mir nicht alles sagen! Handegg!“

„Ach Gott — nur ein Spaß. Dalberg warf das so hin! ‚Die kann man nicht einzeln heiraten‘ — so scherzte er ...“

„Einzeln nicht? Wie denn?“

„Wie denn? Im Vierteldutzend —“

„Ah! — Ah!“

Handegg erschrak nun doch über seine Juno; so hatte er sich's nicht gedacht. Sie wird drüber lachen, hatte er gedacht; — nun, sie lachte auch; aber wie! Es klang mehr wie ein Kanonenschuß als wie Heiterkeit. Aus ihren großen Augen fuhren Blitze; die Hände waren zu Fäusten geballt. Sie war schön, vielleicht schöner als je; über Handegg kam aber ein niederträchtiges, demütigendes Gefühl: er fürchtete sich fast. Hätt' ich nur das Maul gehalten! dachte er. Aber entschuldige, Dalberg. Was sollt' ich machen?

„Also nur im Vierteldutzend," wiederholte sie; jetzt schien sie schon etwas ruhiger. „Ah, mein lieber Professor, das wird gerächt! Da sollen Sie sich wundern! — Dazu brauch' ich Gustel!"

Sie wandte sich zur Thür.

„Halt!" rief Handegg erschrocken. „Gisela! Teuerste Gisela! Wo wollen Sie hin?"

„Zu Gustel!"

„Laufen Sie mir so fort? Wir waren ja doch eben — auf der Reise nach Südamerika —"

„Die wird auch gemacht," sagte sie rasch, mit plötzlichem Entschluß; als hätte auch da die „Rache" geholfen. Ein etwas wildes Lächeln suchte ihn zu trösten. „Seien Sie ruhig, Handegg: wenn Sie wollen, so geh' ich mit! — Ich hab' ja schon manchmal an so was gedacht; nur daß Sie so ein Hagestolz — — Aber nein, jetzt nicht anrühren. Erst die Rache!"

„Ich beschwöre Sie —"

„Ich Sie auch: nur ruhig. Es wird nur Spaß gegen Spaß! Er soll selber mitlachen. Aber —!"

Sie drohte dem unsichtbaren Feind mit der Faust. Sie warf dem Freund noch ein Lächeln zu. Darauf war sie auch schon aus der Thür.

* * *

Die Sonne sank hinter den Gebüschen, der lange Tag ging nun doch zu Ende; es begann die lange Dämmerung. Dalberg tanzte mit Erna; er tanzte im Scherz vom Rasen weg und in das Garten-

häuschen hinein, wo die Bowle schon so lange winkte. Ernas kleine, feine Ohren hatten sich gerötet, wie das bei Blonden so leicht geschieht; sonst waren aber all ihre Reize lebendig, wie durch das Tanzen durchsonnt und voll aufgeblüht. Sie nahm das Glas, das Dalberg ihr füllte, dankte mit einem jungleuchtenden Blick und leerte es auf einen Zug. „Wenn man im Freien tanzt," sagte sie, „dann kann man so ruhig trinken; da thut's nichts. Nein, was ist so 'ne Bowle gut!"

„Sie tanzen ja wunderbar," versetzte Dalberg, indem er auch für sich aus der Bowle schöpfte. „Das hab' ich in Deutschland noch kaum erlebt; so — so — — das haben Sie von der Mutter geerbt!"

Erna lächelte. „Die Leute sagen's. — Bitte, noch ein Glas!" Sie sah den Doktor Joseph kommen, den sie seit gestern „kalt gestellt" hatte, mit dem sie nur vor den Leuten sprach und nur einen Pflichttanz getanzt hatte; nun wollte sie sich ihm so recht lebensglücklich zeigen. Darum lächelte sie auch dem Professor gar so herzlich zu. Darum war sie in seinem Arm so selig feurig dahingeschwebt. Denn jede junge Venus hat Zeiten, wo ihr das Wehthun wohlthut . . .

„Uebrigens, wir sprechen nur von meinem Tanzen," sprach sie mit ihrer heitersten Stimme weiter (und ihr war doch eigentlich schlecht zu Mut), während Joseph eintrat. „Aber wenn man einen Tänzer hat wie Sie, Herr Professor . . . Man fliegt ja nur so. Verzeihen Sie: das hatt' ich Ihnen nicht zugetraut!"

Dalberg verneigte sich. O du Kokette! dachte Joseph, an dem diesen ganzen Abend eine grimmige, düstere Verzweiflung nagte; er ging aber (so glaubte er) wie ein urfröhlicher Fant herum. Jetzt erzwang er ein etwas geringschätziges Lächeln, um sich in das Gespräch zu mischen. „Ich weiß nicht — unser Tanzen —!“ warf er nur so hin. „Wir tanzen so gebildet — so leblos. Nur das Volk versteht's! Da hab' ich zum Beispiel in Steiermark, bei Volksfesten, im Freien, die echten Steirer gesehn —“

„Ja, in Steiermark sind die echten Steirer,“ fiel ihm Erna ins Wort; wobei sie keine Miene verzog.

Joseph verzog das ganze Gesicht; „ich meinte die echten steirischen Tänze,“ erwiderte er. „Da sangen sie beim Tanzen, noch ganz wie in alten Zeiten. Sangen miteinander und gegeneinander; und dabei drehten sich die Mädels um sich selbst herum — und die kühnen Tanzfiguren der Bursche — das war lauter Leben. Poesie. Ach Gott, unser Tanzen —!“

„Sie können ja beim Tanzen singen, wenn Sie wollen,“ entgegnete Erna trocken und schlürfte an ihrem zweiten Glas.

Schnippisch ist das Mädel! dachte Dalberg, der sie über sein Glas weg betrachtete; aber mit Grazie! — Seine Wangen brannten; er hatte sich auf dem Tanzboden toll gerast, sich in eine verzweifelte Verrücktheit hineingerast. Wieder so nach Hause fahren, wie er gekommen war? Wenn Minerva und Juno nicht standhielten, war nicht noch Venus da? —

Im Dahinwalzen mit Erna, diese geborene Bacchantin im Arm, hatte er in einer Art von Rausch gedacht: kannst du's nicht in Gottes Namen wie Paris machen? Hatte der nicht recht? Und ist diese kleine Venus nicht doch am meisten ihrer Mutter Kind? — Wenn ich ihr nicht zu alt wär' — und wenn sie nicht schon an dem jungen Doktor hängt ...

Jetzt stand sie da, so anmutig genußvoll schlürfend. Und den jungen Doktor verspottete sie. Und eine reizende Blume, das war sie ...

Aber Dalberg schüttelte doch den Kopf. Nein, nein, dachte er. Ich hab' gekämpft wie ein Held. Es geht nicht. Zu einer dritten Vernarrung langt es nicht! — Ich behalt' den Apfel!

Er wandte sich ab, trat in die Thür und trank aus.

„Fräulein Erna!" sagte Joseph leise.

Erna sah den Doktor verwundert an. „Mit wem reden Sie? — Ich hab' Sie noch nicht auf den Knieen gesehn. Oder irr' ich mich?"

„Nein, Sie irren sich nicht. Ich möcht' Ihnen aber etwas sagen, das Sie interessieren wird."

„Mich interessieren? Da täuschen Sie sich wohl."

„Nein, ich täusch' mich nicht! — Da Sie mein ‚Niederbrechen' fürchten, wegen der Pflanzennahrung — ich ess' ja heimlich Fleisch, Fräulein Erna. Hab' vor dem Examen, und immer — jeden zweiten Tag —"

„Nein!" Erna starrte den Uebelthäter mit lachenden Augen an. „Nein! Das ist gelungen!"

Sie erschrak über ihre laute Stimme; jetzt sah

sie aber, daß Dalberg zu ihrem Vater und einer Tante hinausgetreten war und die drei eifrig miteinander sprachen. „Also so ein Heuchler sind Sie?" flüsterte sie, mit wieder strengem Gesicht.

„Ich mußte; mein Alter nahm's furchtbar schwer! — Jetzt sieht er's doch auch schon anders an, es bekommt ihm nicht; und ich bin mittlerweile Doktor geworden, werd' ihm mit Männerstolz vor Königsthronen gegenübertreten. Also fürchten Sie kein Niederbrechen! — Sagen Sie mir nur eins, ich beschwöre Sie —"

„Knieen thun Sie wohl nicht gern, Herr Doktor?"

„Sagen Sie mir nur eins: sind Sie diesem Professor gut?"

„Ob Sie gerne knieen, hab' ich Sie gefragt."

„Fräulein Erna! Ich will ja knieen; will Ihnen auf den Knieen sagen, was ich Ihnen schon so oft gesagt habe, was Sie aber immer nicht hören wollten —"

„Ihre sogenannte Liebe!"

„Meine wahre, aufrichtige, brennendheiße Liebe!" flüsterte er empört. „Sie wissen auch, daß sie so ist. Sie wissen es so gut wie ich. Aber Sie haben sich angewöhnt, sie mir wegzuspotten —"

„Angewöhnt?" unterbrach sie ihn. „Ich hab' einfach nicht gewollt, daß Sie zu mir von Liebe reden. Denn zu einem ernsthaften Verhältnis, fürs Leben, hab' ich mich noch zu jung gefühlt; und zum bloßen Tändeln zu alt."

„O Gott! So vernünftig?"

„Besser als so unvernünftig, wie Sie in diesen Tagen!"

„Die Liebe macht nicht besonders verständig, Fräulein Erna. O, ich hoffte so, wenn ich als junger Doktor käme — — Aber Sie gossen gleich einen Eimer voll Hohn und Spott über mich aus! Na, da wurd' ich trotzig und —"

„Und dann unverschämt!"

„Unverschämt? Ein bissel verrückt!"

„Ein bissel sehr!"

„Wie Sie wollen. Ja. Ein alter Geheimer Rat bin ich ja noch nicht! — Da fängt also eben die Musik einen neuen Walzer an. Fräulein Erna! Sie sollen mich auf den Knieen sehen, sobald es sich schickt; das gelob' ich Ihnen. Wollen Sie nun diesen Walzer mit mir tanzen?"

Sie sah ihn ungewiß an und schwieg noch.

„Und wollen Sie mir geloben —"

„Was noch?" fiel sie ihm ins Wort.

„Daß Sie mir's sagen wollen, sobald Sie sich alt genug fühlen zu einem ernsten Verhältnis, fürs Leben?"

„Ach, Sie sind — splienig," antwortete sie, ein plötzliches, geheimnisvolles Lächeln unterdrückend. „Den Walzer will ich mit Ihnen tanzen, sonst nichts!"

Sie trat mit ihm in den Garten hinaus. Sobald sie auf den Rasen kamen, schlossen sie sich den Tanzenden an; die Dämmerung sank weich und abendkühl herab. Ein paarmal schwebten sie wie die andern

um den Platz herum; dann schaute Joseph ihr rätselhaft in die hellen Augen, wie fragend — sie verstand ihn nicht — und schwenkte sie langsam vom Tanzplatz hinweg. Er walzte mit ihr über den Weg und auf den andern Rasenfleck, auf dem man zuweilen Croquet spielte.

„Herr Doktor, was machen Sie?" fragte Erna, der sonderbar zu Mut wurde und die ihre süße Beklemmung wegzulachen suchte. „Sie führen mich ja in die Fußangeln hinein."

„In die kleinen eisernen Bogen, meinen Sie? Zwischen denen tanzen wir durch. Ich — — ich möcht' singen, Fräulein Erna."

„Wie die echten Steirer?"

„Ja."

„Na, so singen Sie. Mir ist's recht!"

„Singen Sie mit?"

„Ich weiß noch nicht."

„Schnaderhüpfel, Fräulein Erna! Wie die im Gebirg. Ich frag' Sie was, in Versen. Und Sie — Sie geben Antwort . . ."

„Auch in Versen?" fragte Erna und blieb stehn; sie tanzten eben nur langsam, sich wiegend, wie im halben Traum.

„Ja."

„Ich kann ja nicht!"

„Ach, so ein Schnaderhüpfel, das kommt von selbst. Wissen Sie, wie ich Ihnen neulich so an fünfzig Stück vorgelesen hab'; sie gefielen Ihnen so gut. Zum Beispiel —"

„Warum wollen Sie das jetzt?" unterbrach sie ihn; ihr sonst so leichter Atem ging schwer.

„Warum denn nicht? Mir ist so. Fräulein Erna! Seien Sie gut. Zum Beispiel, als Vorbild, wie wir's machen sollten —"

„Ich kann ja nicht!"

„Sie können's schon. — Das alte bekannte Schnaderhüpfel:

Und a bissele Lieb'
Und a bissele Treu
Und a bissele Falschheit
Ist allweil dabei!"

Sie nickte und lächelte. „Ja; das ist gediegen. Aber —"

Joseph führte sie wieder im leise zitternden Arm, tanzte langsam weiter. „Jetzt sag' ich Ihnen eins von mir; das wird aber nicht so gut! — Fräulein Erna . . .

Und ich halt's nicht mehr aus,
Und ich frag' dich ganz schroff:
Sitzt denn er dir im Herzen,
Der Herr Philosoph?"

Erna tanzte eine Weile weiter, ohne aufzublicken. „So schlecht kann ich's auch noch," gab sie dann zur Antwort, scheinbar nur im Spaß. „Aber bitte, ein paar Augenblicke still stehn; im Tanzen bring' ich's doch nicht zusammen."

Joseph hielt an. Er atmete jetzt schwerer als sie.

„O Gott, es wird furchtbar dumm!" hauchte sie dann. „So, jetzt weiter tanzen!"

Er gehorchte. Mit halbgeschlossenen Augen fing sie an, halb singend wie vorhin er:

„Und er kann mir gestohl'n werd'n,
Und ich sag' dir nur:
Wenn so 'n Alter mich Junge wollt',
Das fänd' ich ur!"

„Erna!" flüsterte Joseph und lachte vor Freude auf. Er sah in ihr Gesicht, sie hatte die Augen nun ganz geschlossen; so verrieten sie aber mehr, als so lange sie offen waren. Er faßte sich geschwind ein Herz, fand auch rasch seine Worte:

„Ach, es liebt dich auch keiner so,
Wie ich lieben kann;
Und sei doch nur — und thu's doch —
Und nimm mich zum Mann!"

„Ach!" sagte sie leise; weiter nichts. Sie öffnete die Augen wieder; nun schien auch ein Traum in ihr zu vergehn, Erinnerungen zu erwachen. Sie schaute ihn an und an ihm hinunter; sie lächelte; sie sann. Dann sprach sie, mit einem mutwillig süßen Blick:

„Ich könnt' dich wohl nehmen,
Doch im Stehn thu' ich's nie;
Erst sag' doch — und zeig' doch —
Wo hast deine Knie'?"

Sie waren wieder an den großen Weg gekommen, aber zwischen dichte Gebüsche. Sie konnten den Tanzplatz nicht sehn. Joseph kniete nieder. „O Erna!" sagte er zu ihr empor. Das Glück lachte ihm um Aug'

und Mund. „Ich bereue sehr, daß ich Sie gestern aufs Haar geküßt hab' —"

„Endlich hat er's heraus!" sagte sie zufrieden. „Und nicht auf den Mund!"

„O Sie Schlimmer! Das ist —"

„Mord!" setzte er hinzu.

„O, Sie sind doch wirklich . . ."

Sie sprach nicht zu Ende. Er schaute sie jetzt gar so liebevoll bittend an. Langsam neigte sie ihm ihr Gesicht entgegen; es stand nichts mehr als Verzeihung drauf, und alles, aus dem die Verzeihung kam. Sein Kopf hob sich, und ihre Lippen fanden sich zusammen.

„Erna!" rief nun aber Giselas Stimme, nicht weit von ihnen, hinterm Busch. „Wo bleibt denn diese Erna?"

„Erna!" rief auch Auguste, aus derselben Gegend.

Joseph stand auf. „Ja, ich will!" flüsterte Erna geschwind. „Ich will Sie! Dich! Dich!" Dann lief sie davon.

* * *

Aus der Dämmerung war Nacht geworden; helle, blaue Sommernacht, in die der wachsende Mond hineinlugte, aber doch Nacht. Vater Kernstock hatte die „große Pause" des Tanzfestes ausgerufen; die Hausmädchen zündeten die vielen Dutzende von bunten Papierlaternen an, die am großen Apfelbaum, rund um den Tanzplatz und beim Häuschen hingen. Die Gesellschaft erging sich plaudernd oder träumend in

den Gartenwegen; nur Dalberg blieb mit Frau Karoline, die zu ihm getreten war, auf dem Rasen zurück. Zu seiner Verwunderung kamen die Mägde und der Diener mit Stühlen aller Art, die sie aus dem Gartenhäuschen und von andern Plätzen herbeitrugen, und stellten sie in Reihen auf dem Tanzplatz auf, alle gegen das Häuschen gekehrt. „Was wird denn das?" fragte er. „Wird denn nicht mehr getanzt?"

„O doch," versetzte Frau Karoline. „Dies bedeutet nur ein kleines Intermezzo; auf Verlangen meiner Töchter eingeschoben, von ihnen improvisiert. — Sagen Sie, Herr Professor!" Mit einem reizenden, mütterlichen Lächeln befragte sie sein erstauntes Gesicht. „Was haben Sie meinen Töchtern gethan?"

„Ich? Ihren Töchtern?"

„Ja. Die sind vor einer Weile zu mir gekommen — alle drei auf einmal — und haben mir zunächst einige Ereignisse anvertraut, die — mich nicht ganz überrascht haben; und dann haben sie mir angekündigt, daß sie Ihnen zur ‚Strafe' oder ‚Vergeltung' für irgend was einen kleinen Streich spielen wollen, eine kleine Scene aufführen; so ungefähr sagten sie. Ich könnt' mich natürlich darauf verlassen, daß es nur ein ganz harmloser, fideler Scherz sei; ‚tadellos', wie Erna sagte. Weiter weiß ich noch nichts. Sie unheimlicher Herr Professor, was haben Sie denn gemacht?"

Dalberg, ebenso heiter wie sie zurücklächelnd, zuckte die Achseln. „Ich verstehe nicht. Ich bin mir keiner Schuld bewußt."

„Dann wird's ja ein Rätsel! — Da klingelt der Doktor Joseph schon mit der großen Glocke; hören Sie: Anfang! Anfang! ruft er. Es scheint, der spielt mit; vor 'ner halben Stunde oder so holten sie ihn. Und Sie wissen nichts?"

„Kein Wort!"

Die Gäste sammelten sich wieder; alles setzte sich. Dalberg, in wunderndem Nachdenken, wollte zur letzten Stuhlreihe gehn; Kernstock hielt ihn aber mit einer seiner gemütlichen Handgebärden zurück. „Bester Herr Professor, für Sie ist ein besonderer Sessel gestellt; sehn Sie hier: ganz allein, vor uns Alten.. Es liegt ein großer Zettel drauf: ‚Herrn Professor Dalbergs Stuhl'. Man hat mich gebeten, Ihnen das zu sagen. — Ja, das sieht meinen Mädels ähnlich! Die haben gern so Possen im Kopf!"

Dalberg lächelte, zuckte wieder die Achseln und setzte sich. Er hatte nur gesehn, daß in der Gesellschaft hinter ihm die drei Töchter und noch andre fehlten. Ueber der Thür des Gartenhäuschens erschien jetzt zu seiner Ueberraschung, an Bindfäden auf die Laubgewinde gezogen, ein ganzer Bogen weißen Papiers, auf dem mit mächtigen Buchstaben geschrieben stand: „Das Urteil über Paris, oder der Göttinnen Rache." Gleich darauf öffnete sich die Thür des Häuschens, die geschlossen war; Doktor Joseph Lang trat hervor, wie bisher gekleidet, nur trug er einen viereckigen Zettel auf der Brust, der angab, was er vorstellen sollte. „Merkur, der Götterbote" stand darauf. Er deutete noch mit dem Zeigefinger

hin, um jedes Uebersehen unmöglich zu machen. Dann kam er auf die Gesellschaft zu.

„Denken Sie, meine verehrten Damen und Herren,“ fing er mit gutgespielter ernster Wichtigkeit an, „was sich zugetragen hat und was ich vermelden soll; denn ich bin der Götterbote. Drei der hervorragendsten Göttinnen des Olymps — da oben, sehn Sie, ungefähr wo der Halbmond steht — haben in Erfahrung gebracht, denn die Göttinnen erfahren ja alles, daß einer der hier anwesenden Sterblichen in einer mutwilligen Stunde ein Wort über sie gesprochen hat, das ihnen wie eine Auflehnung gegen ihre olympische Hoheit erscheint. Was für ein Wort das ist, würd' ich Ihnen gerne sagen, denn ich bin bekanntlich schwatzhaft, aber es ist mir verboten; und damit ich es ganz gewiß nicht sage, hat man mir das Wort gar nicht mitgeteilt. Von den drei erlauchten Göttinnen, Juno, Minerva und Venus, hat nun aber Minerva bekanntlich vor allen so viel Klugheit und Weisheit und Kunst, daß es gar nicht zu sagen ist; und sie hat in ihrer edlen Aufwallung einen Stift genommen und Verse niedergeschrieben, in denen die drei Göttinnen diesem unglücklichen Sterblichen sagen werden, was er alles durch seine Kühnheit verscherzt hat, was sie in ihrer göttlichen Huld für ihn gethan haben würden, wenn er nicht so gewesen wäre! Ich darf natürlich nicht verraten, was sie sagen werden, denn sie wollen in einem unsichtbaren Luftballon selber kommen; aber so viel möcht' ich denn doch ausschwatzen: Juno will ihm sagen —“

„Merkurius!“ rief eine drohende, kräftige Stimme aus dem Gartenhäuschen, dessen Thür nun wieder offen stand; Giselas Stimme war nicht zu verkennen.

Joseph knickte zusammen. Sich langsam wieder aufrichtend, ängstlich, spitzbübisch, *flüsterte* er jetzt nur: „Und Minerva will ihm sagen —“

„Merkurius!“ rief eine zweite Stimme.

Joseph bückte sich tief. Dann lief er davon. Er verschwand hinter dem Häuschen. Aus dessen Thür traten Gisela, Auguste und Erna feierlich und langsam hervor; gleich dem Merkur sonst unverändert, nur war auch bei ihnen dafür gesorgt, daß man erfuhr, was sie sein sollten. Jede trug einen Zettel auf der Brust; „Juno“, „Minerva“, „Venus“ stand darauf geschrieben. Sie gingen bis zu Dalbergs Platz; Gisela stellte sich vor ihn hin, sie maß ihn mit einem drollig vernichtenden Blick. Dann versäumte sie aber nicht, verstohlen in ihre gewölbte rechte Hand zu sehn, in der sie ein kleines Blatt versteckt hatte, auf dem ihre Verse standen, denn auf ihr Gedächtnis verließ sie sich nicht. Mit tönender Herrscherstimme fing sie an:

„Ich hätt' dich zum Kaiser von China gemacht
(Wenigstens wärst dir so vorgekommen);
Da hätt'st du komponiert in Kaiserpracht
(Wenigstens hätt'st du dir's vorgenommen);
Berühmt wär' geworden (Gott weiß, wo)
Dein Lied ‚Die Wacht am Hoangho‘!“

Auguste trat vor Dalberg hin; auch ihr Blick war tödlich. Sie brauchte nicht in die Hand zu lugen, sie wußte, was sie gedichtet hatte:

„Ich hätt' dich gesetzt auf den Künstlerthron
(Umschwärmt von all den Frauchen):
Beethoven und Mozart in einer Person
(Nicht wahr, das könnt'st du brauchen);
Und Richard Wagner noch dazu —
Und jetzt, mein Sohn, was bist denn du?"

Nun trat auch Erna vor den Missethäter; ihr half auch ein Blättchen:

„Ich hätt' dir den schönsten Zeitvertreib
(Und ohne den kannst ja nicht leben),
Ich hätt' dir das allerschönste Weib
(Nach Mephistos Rezept) gegeben;
Nun aber, nun bleibst du trostlos ledig —
Zeus sei dir armem Menschlein gnädig!"

Die Göttinnen traten ein paar Schritte zurück. Eine kurze Weile war noch alles still; die Versammlung wußte offenbar nicht recht, was sie denken sollte. „Ich versteh' die Geschichte nicht," murmelte endlich Kernstock hinter Dalberg, neben Karoline. „Aber diese Mädels — schneidig haben sie's gemacht!"

„Bravo! Bravo!" rief nun Dalberg und lachte so herzlich, wie er irgend konnte. Dieser Schurke von Handegg hat mich verraten! dachte er, während er lachte. „Bravo!" rief er dann wieder und klatschte.

Nun klatschte es auch vom Häuschen her; aus der Thür waren Neubauer und Handegg hervorgekommen, Joseph von der Seite. Die eigentliche Ueberraschung folgte jetzt: diese drei Männer (Joseph ohne den Zettel) traten zu den drei Göttinnen, die einander wirklich Wort gehalten hatten: Geständnis

der „Verplemperung“ in der ersten Viertelstunde! Auch die Eltern wußten schon ... Neubauer, etwas bleich, mit erregt glücklichem Lächeln, nahm „Minervas“ Hand; Gisela hielt die ihre Handegg entgegen; Joseph und Erna legten ihre Hände zusammen. So schritten die drei Paare an Dalberg vorbei (verzeih! sagte Handeggs zerknirschter Blick) und auf Vater und Mutter Kernstock zu. Neubauer, aus dem etwas Feierliches heraus wollte, kniete mit seiner Auguste nieder, lächelnd, zwischen Scherz und Ernst. Darauf thaten es die andern auch.

Kernstock geriet in Gefahr, vor Rührung, Freude und neuer Verwunderung aufzuschluchzen. Er nahm sich aber gewaltig zusammen; mit militärischer Festigkeit stand er auf. „Meine lieben Verwandten und Freunde,“ sagte er mit unversehrter, schlicht fröhlicher Stimme, „es hat sich nämlich heute etwas ereignet, das in diesem Haus — ach, was sag' ich! — das vielleicht in dieser Gegend noch nicht vorgekommen ist. Meine drei Töchter, ja, alle drei! haben sich an einem Abend verlobt. Das werden wir nachher mit Champagner feiern; denn ein solcher Tag —“

Ein mächtiger Tusch fiel ihm in die Rede, den unter dem Apfelbaum, auf ein etwas zu frühes Zeichen Handeggs, die drei Musikanten bliesen. Die Gesellschaft war schon aufgestanden, alles drängte sich herzu, allgemeines Glückwünschen begann. Ueberraschung, Staunen, Lachen, Rufen — es ward ein lautes Durcheinander von Freude.

Dalberg, von alledem doch etwas betäubt, etwas

wirr im Kopf, hielt all den Verlobten — sechs! — seine Hände hin; sagte Klares und Unklares, wie es ihm auf die Lippen kam. Er hatte das dumpfe Gefühl: diese drei Verlobungen an einem Abend — da hab' ich wohl mitgewirkt!

Er umarmte seinen alten Handegg, um ihm zu vergeben. Endlich sah er sich vor Frau Karoline stehn, deren Augen ihm schon eine Weile nachgegangen waren, die wieder mütterlich gegen ihn lächelte. So konnte nur Karoline lächeln. Sie standen in diesem Augenblick fast allein. Die andern schwirrten hin und her.

„Na, und Sie?" sagte ihre herzliche, mitfühlende, gedämpfte Stimme, in förmlich streichelnder Heiterkeit. „Was Sie hier suchten, das war leider nicht da. Was fangen Sie nun an, wenn ich fragen darf?"

Er sah sie an und zuckte weich die Achseln; es lag alles drin. „Ich suche Sie weiter," antwortete er.



